FONDO PROVINCIA

R. ISTITUTO ORIENTALE NAPOLI
1
D
15
BIBLIOTECA M. RIPA

NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
3
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Num.° d' ordine 26301
Palchetto

B. Prov. XXIV. 3

Perſien.

Das Land und ſeine Bewohner.

Erſter Theil.

641738

Perſien.

Das Land und ſeine Bewohner.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Ethnographiſche Schilderungen

von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Perſien und Lehrer an der mediciniſchen Schule zu Teheran.

Erſter Theil.

BIBLIOTECA PROVINCIALE di NAPOLI

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINC. DI NAP.

Vorwort.

In vorliegendem Werk versuchte ich, ein Bild von dem Charakter, von den Sitten und der Lebensweise eines der interessantesten Völker der Erde zu entwerfen, eines Volks, dessen Ruhm zwar in den Thaten ferner Vergangenheit liegt, das aber noch nicht gealtert, vielmehr berufen scheint, in der Welt- und Culturgeschichte der Zukunft eine nicht unwichtige Rolle zu spielen.

Ich schilderte mit besonderer Ausführlichkeit das Leben am Hofe des Schah von Persien, weil die Sitten und Moden des ganzen Volks im wesentlichen sich nach ihm richten, während andererseits die Dynastie, obwol aus türkisch-tatarischem Stamm hervorgegangen, dem Einfluß des persischen Elements sich nicht verschließen konnte.

Nächstdem gab ich Andeutungen und Regeln für das diätetische Verhalten der Ankömmlinge und Reisenden aus Europa; denn ich hatte gesehen, wie die meisten aus Unkenntniß derselben erkrankten und nach kurzer Zeit den Krankheiten erlagen, welche sie bei einiger Vorsicht hätten vermeiden können.

Ich ſpreche dabei aus Erfahrung; die anfängliche Vernachläſſigung hygieniſcher Maßregeln brachte mich ſelbſt an den Rand des Grabes, und nur durch Zufall entging ich dem nahen Tode. Viele wurden durch meinen Rath gerettet, andere befolgten ihn nicht: ſie fanden den Tod, den ich ihnen vorhergeſagt. Man kann wol behaupten, daß der Europäer im Orient ſein Pferd naturgemäßer behandele, als ſeinen eigenen Körper; er ſündigt in und außer den Mauern und pflegt dann die unausbleiblichen traurigen Folgen dem ungewohnten Klima allein zuzuſchreiben.

Leicht mag der Touriſt ein anziehendes Gemälde von dem Lande, welches er durchſtreift, entwerfen. Ihm iſt alles neu, die Eindrücke ſind friſch und jugendlich; manchen leitet auch ein richtiger Inſtinct, der auf den erſten Blick das Wahre herausfindet. So waren auch die Briefe, welche ich kurz nach meiner Ankunft in Perſien an die Freunde in der Heimat ſchrieb, voll lebhafter Anſchauungen. Mit der Zeit jedoch merkte ich, daß die Schlüſſe, zu denen ich mich anfangs berechtigt glaubte, bedeutender Modificationen bedurften. Als ich im Jahre 1851 ins Land kam, fand ich großes Gefallen an der iraniſchen Geſellſchaft, an den ſchönen Wendungen und Feinheiten des Geſprächs; das artige Benehmen der Gebildeten ſagte mir ungemein zu. Später mußte ich leider wahrnehmen, daß viel Falſchheit, Lug und Trug hinter den geſchmeidigen Formen ſich verberge; ich fing an das Volk zu verachten. Wieder einige Jahre ſpäter wurde ich in meinem Urtheil irre; ich konnte nicht unter-

ſcheiden, ob die guten oder die ſchlechten Eigenſchaften überwiegen, ob letztere in der Organiſation des iraniſchen Typus begründet, oder auf Rechnung des langen despotiſchen Drucks, dem das Volk unterworfen, zu ſtellen ſeien.

In meinem Buch habe ich mich bemüht, die Verhältniſſe frei von aller Voreingenommenheit möglichſt objectiv darzuſtellen. Ein neunjähriger Aufenthalt im Lande, die Kenntniß der perſiſchen Sprache und der einſchlagenden Literatur, die ich mir daſelbſt angeeignet, meine Stellung als Lehrer an der mediciniſchen Schule zu Teheran und ſpäter als Leibarzt des Schah, vielfache Reiſen in die verſchiedenen Städte und Provinzen, ſetzten mich in die Lage, die Hauptſtadt ſowol wie alle Gegenden des weitgeſtreckten Reichs, ſeine nach Abſtammung, Sprache und Religion vielgeſtalteten Bewohner, die politiſchen, ethiſchen und Culturzuſtände, ſoweit es dem Fremden möglich iſt, kennen zu lernen. Es verſteht ſich außerdem von ſelbſt, daß über den weiblichen Theil der Bevölkerung, ſowie über das Familienleben im Orient überhaupt, nur der Arzt einen auf eigener Anſchauung fußenden Bericht zu geben im Stande iſt.

Ich vermied bei der Abfaſſung, fremde Quellen zu benutzen; ich wollte, daß das Buch mir gehöre, daß ich allein für ſeine Vorzüge und ſeine Fehler einzuſtehen hätte:

> Beſſer ſteht mein eigen Wams, geflickt,
> Als erborgtes, reich mit Gold geſtickt. (Saadi.)

Ich darf daher wegen mancher Lücken um Nachſicht bitten; jeder, der die Verhältniſſe kennt, wird einräumen,

wie ſchwer es dem Europäer wird, ins orientaliſche Leben, beſonders in das der Familie einzudringen oder von den Landesbewohnern zuverläſſige Auskunft darüber zu erlangen.

Was die Orthographie der perſiſchen Worte betrifft, ſo ſuchte ich ſie der deutſchen Ausſprache möglichſt anzupaſſen. Den eigenthümlichen Laut des langen a, welches ungefähr dem a im engliſchen Wort all entſpricht, bezeichnete ich durch ā; das kurze a, dem deutſchen ä ſich nähernd, durch æ, ſo in pædær, der Vater; für das arabiſche Khaf bediente ich mich des ḳ; den Unterſchied des Ain und Ghain aber glaubte ich um ſo eher unberückſichtigt laſſen zu dürfen, als es ſelbſt dem Perſer ſelten gelingt, dieſe den Arabern eigenthümlichen Laute richtig wiederzugeben.

Schließlich fühle ich mich verpflichtet, meinem Gefährten und Freunde Dr. J. C. Häntzſche, welcher Leid und Freud in Perſien mit mir getheilt, für einige von ihm erhaltene werthvolle Notizen an dieſer Stelle meinen Dank auszuſprechen.

Wien, im Februar 1865.

Dr. J. E. Polak.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Vorwort v

Zur Einleitung xiii

I. **Volkszahl, Abstammung und Stände.** Schätzung der Seelenzahl. Bestandtheile der Bevölkerung. Perser und Meder (Körperbildung, Charakter der Fuzul, Freimaurerei, Gruß und Titel, Schimpfworte und Flüche, Betheuerungen). Turko-Tataren. Kurden. Armener. Juden (Charakter und Beschäftigung, das Estherdenkmal in Ecbatana, Echtheit des Buches Esther). Gebern. Turkomanen. Afghanen und Beludschen. Zigeuner. Die Colonie der Europäer. Prinzen. Prinzen früherer Dynastien. Chane. Ehrentitel. Schreiber. Seiide. Lutis. Derwische. Soldaten (die Wehrkraft, Offiziere, Artillerie, Angriff, Scalpe, Schlußbemerkung) 1

II. **Wohnhäuser, Städte, Gärten, Sommersitze und Zeltlager.** Ausdehnung der Wohnungen. Rascher Verfall. Baumaterial. Bauleute. Innere Einrichtung. Ventilation. Heizung. Aborte. Höfe. Frauengemächer. Die Stadt Teheran (Lage, Befestigung, Stadtviertel, Gassen, Beleuchtung, Reinigung, Bazare und Karavanserais, Bäder, Moscheen und Madrasses, Amphitheater, Plätze, Miethswohnungen, Hunde, Fliegen, Mücken, Zecken, Skorpione und Solpugen). Die Citadelle von Teheran. Physiognomie anderer Städte (Ispahan. Die beweglichen Minarets). Gärten. Sommersitze. Zeltlager 49

III. **Speisen und deren Zubereitung. Mahlzeiten.** Nationalgerichte: Tschillaw, Pillaw und Asch. Brot. Fleisch, Wild, Geflügel.

Seite

Fiſche. Speiſegeſetze. Milch, Käſe. Sauere Conſerven und Scherbets. Süßigkeiten. Früchte. Gemüſe. Getränke. Eis und Eisgruben. Gewürze. Küche und Küchengeräthe. Tafelgeſchirr. Die Mahlzeit. Gaſtereien und Trinkgelage. Die königliche Tafel. Volksverpflegung. Billigkeit und Theuerung der Lebensmittel 106

IV. **Kleidung, Schmuck und Waffen.** Syſtem der Bekleidung in Bezug auf die Geſundheit. Die Kopfbedeckung. Das Hemd. Das Taſchentuch. Das Wams. Der Rock. Der Gürtel. Der Leibrock. Der Ueberwurf. Die Beinkleider. Fußbekleidung. Handſchuhe. Hoftracht der Magiſtratsperſonen. Hauskleidung des Schah. Allgemeine Regeln für die Bekleidung. Pelze. Der Shawlſtoff. Kleidung verſchiedener Stämme. Schmuckſachen (Uhr, Roſenkranz, Petſchafte, Ringe, Edelſteine und Perlen). Waffen. Kleidung und Schmuck der Frauen . . . 138

V. **Ruhe und Bewegung. Jagd. Gymnaſtik.** Sitzen und Stehen. Schlafen und Wachen. Kneten. Schlafſtelle. Wo ſoll der Europäer ſchlafen? Gehen und Laufen. Reiten. Reiſen. Reiterſpiele. Jagd (die Falkenjagd, königliche Jagden, Jagdabenteuer, Verſchenken des Wildes, Kamelkampf, die jagdbaren wilden Thiere). Gymnaſtik (Heilgymnaſtik, Turnanſtalten, die verſchiedenen Uebungen, Saadi's Erzählung, Schwimmen, Fechten, Schießen). Schlußbetrachtung 163

VI. **Das Familien- und Geſchlechtsleben.** Ernährung und Pflege der Kinder. Beſchneidung. Vornamen. Unterricht im Anſtand. Frühes Heirathen. Ehen unter Verwandten. Die Menſtruation. Die Brüſte. Leichtigkeit des Heirathens. Die Akdi und die Sighe. Polygamie und Monogamie. Der Trauungsact. Das Hochzeitsfeſt. Die Jungfrauſchaft. Scheidungsgründe. Häufigkeit der Empfängniß. Sterblichkeit der Kinder. Abortus. Verhalten während der Schwangerſchaft. Die Entbindung. Körperbeſchaffenheit und Charakter der Perſerinnen. Aberglaube. Der Harem (der Arzt, Beſchäftigung und Behandlung der Frauen). Das patriarchaliſche Syſtem. Der Harem des Schah (Prinz Muzzäfer eddin und ſein Bruder Kaſem Chan. Trauriges Los der königlichen Frauen). Aberrationen des Geſchlechtslebens 194

VII. **Diener, Sklaven und Eunuchen.** Große Zahl der Diener. Ihr Lohn und indirectes Einkommen. Patriarchaliſches Ver-

Seite

hältniß zum Herrn. Strafen. Unbrauchbarkeit europäiſcher Diener im Orient. Kategorien der Dienerſchaft. Milde Behandlung. Schwarze und weiße Sklaven. Verwendung und ſchonende Behandlung derſelben. Frühzeitiges Abſterben der Schwarzen. Ihre Sprache und Bildungsfähigkeit. Preiſe der Sklaven. Eunuchen (ſchwarze und weiße, Freie und Sklaven, künſtliche und natürliche). Körperbeſchaffenheit und Charakter der Eunuchen. Geſchichte des Eunuchen-Chefs Baſchir Chan. Der Eunuch Cosruw Chan. Abnahme der Zahl und des Einfluſſes der Eunuchen 238

VIII. **Bildung, Wiſſenſchaften und Künſte.** Bildungserforderniſſe. Sprache. Schrift. Dialekte. Ausſprache. Die Schreibſchrift. Kalligraphie. Schreibmaterial. Elementarſchulen und weiterer Unterricht. Einfluß der Nationaldichter. Die neuern Poeten. Poeta laureatus. Gaſſenpoeſie. Chronogramme. Erdkunde. Geſchichte und Geſchichtſchreibung. Buchdruck und Lithographie. Manuſcripte. Bibliotheken. Officielle Zeitung. Macht der Preſſe. Stil und Form der Briefe. Die Munſchi. Arithmetik. Alchemie. Aſtrologie. Zeitrechnung und Kalender. Philoſophie. Studien in den Madraſſes. Abnahme der Bildung. Schrift der Armener, Chaldäer und Juden. Malerei. Die Bildergalerie des Schah. Geſang, Muſik und Tanz. . . 262

IX. **Verſuche zur Einführung der europäiſchen Civiliſation.** Inſtructoren der Armee. Engländer und Franzoſen. Reformbeſtrebungen des Emir Nizam. Berufung der Oeſterreicher. Unſere Reiſe. Ankunft in Teheran und ungünſtige Auſpicien. Sturz und Tod des Emir. Gründung der Militärſchule und der Lehranſtalt für Medicin. Meine Lehrthätigkeit. Die Polyklinik. Meine Lehrbücher der Anatomie und der Chirurgie. Operationen. Mein Plan zu einem Spital. Die Ausführung. Meine Sanitätsinſtruction für Offiziere. Perſiſche Studirende der Medicin in Paris. Leproſenhäuſer. Der Geniehauptmann Zatti. Der Mineur Czarnotta. Baron Gumoëns. Colonel Matrazzo. Der Artilleriehauptmann Krziz. Der Cavallerieoffizier Nemiro. Unſer Abſchied. Geſpräch mit dem Schah. Franzöſiſche Miſſion unter Commandant Brognart. 294

X. **Religion und Geſetz.** Sunniten und Schiiten. Die Prieſterſchaft. Die Mulas als Richter. Ihre Verderbniß. Die Scheriet und das Urf. Strafen. Tortur. Gebet. Der

Seite

Muezzin. Wallfahrten. Almosen und Bettler. Fasten. Feste und Feiertage. Die Passionsspiele. Verbote. Hazardspiel. Schachspiel. Wucher. Aberglaube. Sekten (die Scheichi; die Ali Allah; die Babis) 320

XI. **Bäder und Begräbnißstätten.** Oeffentliche Bäder. Der Dalak (Badediener). Das Färben der Haare. Badeproceduren. Die Frauenbäder. Vorzüge und Nachtheile des persischen Bades. Tod und Beerdigung. Friedhöfe. Transport der Leichen nach den heiligen Orten 355

XII. **Der Nauruz (Das Neujahrsfest).** Zeitrechnung. Vorbereitungen zum Feste. Investitur der Gouverneure. Derwische. Salam für die Priester und Würdenträger. Aelteste Gebräuche. Neujahrscour beim Großvezier. Gratulationscour der Gesandten. Oeffentliche Audienz. Das Volksfest. Der Frauensalam. Besuche. Pferderennen. Der letzte Festtag 367

Zur Einleitung.

Das gegenwärtige Perſien iſt zwar nicht ſo groß, daß der Schah mit dem jungen Cyrus ſagen könnte: „Das Reich meiner Väter dehnt ſich gegen Süden bis in jene Gegenden aus, welche die Hitze unbewohnbar macht, und gegen Norden bis an die zu Eis erſtarrten Länder; was dazwiſchen liegt, iſt den Satrapen, den Freunden meines Bruders, unterworfen.“ Doch rühmen ſich die Perſer, daß ihr Reich alle Klimate in ſich vereinige, vom heißen tropiſchen bis zum eiskalten des Nordens, welche Behauptung in dem Satz: „Irān hæftæḳlim dāred“ (Iran hat ſieben Klimate) ihren Ausdruck findet.

Da die Hochebenen ringsum mit hohen Gebirgen umgeben ſind, iſt die Möglichkeit geboten, in wenigen Stunden aus dem heißen Dattellande auf Höhen zu gelangen, in deren Klüften ſich ewiger Schnee birgt, und in Bergthäler, die nur während der vier Sommermonate von Nomaden beſucht werden können. Seine Wüſten theilt Perſien mit Afrika, ſeine Tiefländer am Kaſpiſchen Meer gleichen hinſichtlich ihrer Zeugungskraft und Fülle der Vegetation dem reichen Boden Indiens; einzelne reizende Thäler wetteifern an Schönheit mit dem vielgeprieſenen Kaſchmir, während Arabiſtan und Laar an Arabien erinnern und auch nur unter arabiſchen Colouiſten gedeihen können. Dank dieſen Bodenverhältniſſen, vereinigt Perſien in ſeinen Grenzen, oder könnte es wenigſtens vereinigen, alle Producte des Südens und Nordens von der Palme und Banane bis zu den unter

ewigem Eis fortwuchernden Gräsern. Arm an Wald, wie das Land jetzt ist, erzeugt es doch in den Provinzen um den Kaspischen See Akazien, Eichen, Buchen, Junipern u. s. w. von seltener Mächtigkeit, welche ausgedehnte Werften mit Bauholz versorgen könnten; ebenso harrt sein unermeßlicher Reichthum an Kohlen-, Eisen- und Kupferlagern nur der Ausbeute, um eine mächtige Industrie, wozu auch die Betriebsamkeit und der Kunstfleiß des iranischen Arbeiters einladet, zu Tage zu fördern. Ein französischer Diplomat fand sich durch diese Wahrnehmungen sogar zu der Bemerkung veranlaßt: wenn einst die Industrie in Persien sich zur Blüte entfaltete, würde nicht nur die Einfuhr aus Europa auf Null sinken, sondern es wäre dann bei den billigen Arbeitslöhnen auch nicht unmöglich, daß persische Producte auf den europäischen Märkten mit Erfolg concurrirten.

Im allgemeinen mangelt es dem Lande zwar an Wasser, weil die hohen Gebirge jeden Niederschlag zurückhalten; allein durch Zertheilen der Bäche, durch Anlage von Kanälen und Leitungen wissen die Bewohner hinlängliche Mengen zur Bewässerung herbeizuschaffen, und so fehlt in den Ebenen, obgleich dort oft acht Monate hindurch kein Regen fällt, nicht Wasser, sondern nur genügender Schutz, um die Leitungen vor Eingriffen der Machthaber sicherzustellen.

Nicht minder mannichfaltig als seine Gegenden sind auch die Bewohner Persiens, vom Iraner reinsten Bluts bis zum Turkomanen der moguliſchen Rasse; die Bewohner des Tafellandes unterscheiden sich sehr wesentlich von denen am Kaspischen See und von den Kindern des Gebirges, die bei einem Wechsel des Aufenthalts sich im eigenen Lande erst acclimatisiren müssen.

Die Auseinandersetzung dieser verschiedenen Verhältnisse bildet den Vorwurf unsers Buchs.

I.

Volkszahl, Abstammung und Stände.

Schätzung der Seelenzahl. Bestandtheile der Bevölkerung. Perser und Meder (Körperbildung, Charakter der Fuzul, Freimaurerei, Gruß und Titel, Schimpfworte und Flüche, Betheuerungen). Turko-Tataren. Kurden. Armener. Juden (Charakter und Beschäftigung, das Estherdenkmal in Ecbatana, Echtheit des Buches Esther). Gebern. Turkomanen. Afghanen und Beludschen. Zigeuner. Die Colonie der Europäer. Prinzen. Prinzen früherer Dynastien. Chane. Ehrentitel. Schreiber. Seiide. Lutis. Derwische. Soldaten (die Wehrkraft, Offiziere, Artillerie, Angriff, Scalpe, Schlußbemerkung).

A. Volkszahl.

Die Größe der Bevölkerung Persiens läßt sich äußerst schwer bestimmen, da keine Geburts- und Sterbelisten geführt werden, auch niemals eine Volkszählung vorgenommen wurde. Wollte man nach der Zahl der Familien und Häuser, welche sich allenfalls ausmitteln ließe, auf die der Bevölkerung schließen, so würde man, namentlich in den Städten, leicht auf bedeutende Irrthümer gerathen, weil eine Familie mit Dienerschaft, Sklaven und Clienten, die entweder gekauft oder sonst der Familie einverleibt wurden, oft auf 80—100 Personen anwächst. Dieses Verhältniß gilt jedoch

nur von der seßhaften Bevölkerung, bei welcher Polygamie vorherrschend ist. Fragt man z. B. verschiedene Perser über die Einwohnerzahl der Stadt Teheran, so wird man als Antwort eine beiläufige Zahl erhalten, welche zwischen 60000 bis 500000 variirt. Trotzdem wäre es in den größern Städten bei einiger Sorgfalt möglich, die annähernd richtige Zahl festzustellen. Es muß nämlich für den kalæmter (Polizeihauptmann) die Anzahl der Gestorbenen, welche von den murdaschurs (Todtenbeschauern und Wäschern) besichtigt wurden, verzeichnet werden. Derselbe kennt ferner aus der Menge der Consumtion, nach den Erträgnissen der Accise, ziemlich genau die fluctuirende Bevölkerung. Auf alle meine Fragen aber konnte ich von diesem Manne über die Bevölkerung der Hauptstadt nichts erfahren; er hielt immer mit der Antwort zurück, oder sprach vag und ausweichend „schæ'r bessiār ābād est" (die Stadt ist sehr bevölkert). Religiöses Vorurtheil, die Furcht vor dem bösen Auge, scheint, wie zu Zeiten des Königs David, der Grund dieser Zurückhaltung zu sein, welche sich auch der im Jahre 1859 vom Schah angeordneten Volkszählung hartnäckig entgegensetzte. Dieses Vorurtheil erstreckt sich beim Perser ebenso auf die Angabe seines Alters; auf die Frage darüber, antwortet er unbestimmt: „schon 30 oder 40 Jahre vorüber", oder „pire-merd em" (ich bin ein Greis), weil er das wahre Alter entweder nicht angeben will oder wegen Mangel an Aufzeichnung nicht angeben kann.

Anders verhält sich die Sache mit den Nomaden (il, tschāder-neschin). Ihr Chef, der Ilchani, kennt genau, wieviel Zelte sein Stamm enthält; ihm liegt daran, dessen Stärke, Seelenzahl und Viehstand zu kennen, die Abnahme zu verhindern und den Zuwachs zu fördern. Da sie bestimmte, unveränderliche Weideplätze innehaben, sich höchst selten mit andern Stämmen mischen und meist in Monogamie

leben, ſo kann durch Zählung der Zelte die mittlere Bevölkerung leicht beſtimmt werden. Die umfaſſendſten Aufklärungen über dieſe Stämme befinden ſich in dem Buche der Lady Sheil, beſonders in den Noten des Colonel Sheil, welche als Appendix beigefügt ſind.

Rechnet man den Flächenraum des jetzigen Reichs Iran, ohne die beſtrittenen Nebenländer, auf circa 22000 Quadratmeilen, bedenkt man die ungeheuern Strecken wüſten Landes, welche entweder ihrer Bodenbeſchaffenheit wegen keine Cultur zulaſſen oder, obzwar ſie culturfähig ſind, aus Mangel an Arbeitskräften brach und unbebaut liegen; berückſichtigt man die Entvölkerung der einſt ſo großen Städte wie Iſpahan, Ray, Kaswin, Schiraz, Sultanieh, Hamadan, Meſchhed, ferner daß die Ortſchaften zerſtreut und oaſenförmig in Ebenen und Thälern gelegen, daß ganze Provinzen, ſo der öſtliche Theil des Reichs, durch Einfälle der Turkomanen, Afghanen und Beludſchen beinahe verwüſtet ſind und ihre Bevölkerung in die Sklaverei geſchleppt wurde, daß ſelbſt in der Nähe der Hauptſtadt Teheran große Strecken brachen Bodens ſich vorfinden, weshalb die Nomaden ſie zum Durchzug benutzen, ſo kann die Bevölkerung nicht ſehr hoch angeſchlagen werden, und die Annahme von durchſchnittlich 400—450 Seelen auf die Quadratmeile dürfte nicht als zu gering erſcheinen, welches eine beiläufige Bevölkerung von 9—10 Millionen ergäbe.

Der Reiſende könnte zwar durch den Anblick der vielen leeren Strecken und zerſtörten Dörfer in den entgegengeſetzten Irrthum verfallen und die Bevölkerung gar zu niedrig anſchlagen. Stellt man aber dem entgegen die ſchönen, fruchtbaren Bergthäler, den ergiebigen Boden, welcher bei natürlicher oder künſtlicher Bewäſſerung einen ſehr reichen und faſt ſichern Ertrag gewährt, die vielen Früchte und Gemüſe, die Producte, welche die Heerden ſowol zur Nahrung als

auch zur Kleidung liefern, erwägt man, daß allein die Nord- und Westprovinzen an 150000 Mann guter Truppen stellen können, ohne daß der Anbau durch den Abgang von Arbeitskräften gänzlich unterbrochen würde, so kann man eine gar zu geringe Seelenzahl nicht annehmen.

B. Abstammung.

Der Abstammung nach ist die Bevölkerung folgendermaßen zusammengesetzt:

1) Ureinwohner, die Perser und Meder.*) Als Prototyp der erstern gilt die kleine Zahl der Gebern in Yezd und Kirman, ihnen am nächsten im Typus stehen die Luren, Legs und die Einwohner von Kirman, Yezd und Schiraz; als Prototyp der Meder, doch durch die Sumpfluft ziemlich modificirt, sind die Einwohner am Kaspischen Meere anzusehen, die Mazanderaner (Toppren) um Balafrusch (Taberistan) und Gilan'er. Beide Urvölker finden sich auch häufig zerstreut, in Turkistan und Afghanistan unter dem Namen der Tädschik, in Indien als Parsis.

2) Türkisch-tatarische Stämme wohnen vorzüglich in Azerbeidschan bis gegen die Mitte Irans, doch sind auch große Stämme und Zweige in den verschiedenen Gegenden des Landes vertheilt, so um Hamadan (Ecbatana), Schiraz u. s. w. Sie datiren von den Einbrüchen des Dschengis-Chan und Teymur leng (Tamerlan). Auch in den russischen Besitzungen von Transkaukasien sind die Turko-Tataren überwiegend.

---

*) Der Name Perser (farsi) hat sich wohl erhalten, jener der Meder aber ist jetzt im Lande gänzlich unbekannt, weil sie durch Irruption türkischer Stämme fast ganz verdrängt wurden. Doch versteht man gewöhnlich unter Farsi nur den Einwohner der südlichen Provinz Fars, denn der Perser nennt sich Irani und sein Land Iran.

3) Miſchlinge aus den häufigen Kreuzungen der Ureinwohner mit den Turko-Tataren. Und zwar erhielt ſich in den Städten mehr der perſiſche, auf dem Lande mehr der türkiſche Typus, weil die Gewerbtreibenden ſtets den Iranern angehören.

4) Kurden. Sie blieben meiſt in ihren Stammſitzen im Elwendgebirge; einzelne Zweige wurden zwar auch in andere ferne Provinzen verſetzt, ſo nach Choraſſan u. ſ. w., ſie hielten jedoch überall feſt an Namen, Sprache und Sitte ihrer Stammesgenoſſen.

5) Araber, beſtehend aus einzelnen zerſprengten eingewanderten Stämmen, die zum großen Theil zu Zeiten der Eroberung durch die Moslems im Lande zurückblieben; ſie behielten zum Theil ihre Sprache bei, zum Theil nahmen ſie das Perſiſche an. Ihr Hauptſitz iſt am Perſiſchen Meerbuſen.

6) Armener und Kaukaſier, welche theils freiwillig ins Land zogen, theils mit Gewalt dorthin verſetzt wurden; ſelbſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden nach der Eroberung von Tiflis durch Aga Muhamed Chan noch viele Familien nach Nähawend und Käkawend verſetzt und zur Annahme des Islams gezwungen.

7) Abkömmlinge aus den Kreuzungen der Ureinwohner mit Armenern und Kaukaſiern, beſonders von mütterlicher Seite. Die Perſer beſitzen nämlich eine beſondere Vorliebe für blendendweiße Hautfarbe und nahmen ſich häufig Weiber aus dieſen Stämmen, ſei es durch Güte oder mit Gewalt, daher in den angeſehenen Familien viel armeniſches Blut zurückblieb. Die hellblaue oder meergrüne Farbe der Iris ſpricht oft deutlich für ſolche Vermiſchung, manchmal gelingt es auch durch Nachfrage ſie feſtzuſtellen.

8) Neſtorianer oder Chaldäer. Sie nähern ſich dem Araber-Judentypus und wohnen um den Urumiehſee, auch zerſtreut in Kurdiſtan.

9) Juden.

10) Wenige Afghanen und Beludſchen.

11) Turkomanen, rein moguliſcher Raſſe. Sie wurden meiſt als Gefangene und Geiſeln ins Land gebracht, wo ſie dann blieben.

12) Abkömmlinge aus Kreuzungen mit den Mogulen, in den nordöſtlichen Grenzprovinzen vorkommend, ſo in Chorafſan.

13) Zigeunerſtämme.

14) Zengebarer und Abyſſinier, als Sklaven eingeführt.

15) Eine ſehr kleine Zahl von Berbern, aus der Nähe von Kabul. Sie bewohnen in Teheran ein eigenes Viertel, das Berbernquartier genannt.

16) Nachkömmlinge von Ruſſen und Polen, welche in frühern Zeiten deſertirten, ſich zum Islam bekehrten und ſich im Lande anſiedelten.

17) Die kleine Colonie der Europäer, welche ſich zeitweilig im Lande aufhalten.

18) Früher war eine große Anzahl Hindu (Banianen), meiſt Kaufleute, im Lande, jetzt beſchränkt ſich ihre Zahl nur auf wenige Derwiſche.

Der Ureinwohner (Perſer und Meder)

iſt von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie ſo weiß wie der Europäer oder der unter ihm lebende Armener; die Iris iſt hellbraun (ſelten ſchwarz), das Haar ſchlicht (nie kraus) und dunkelkaſtanienbraun, der Bart ſehr entwickelt und dicht, der Schädel ſchön oval, die Stirne nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet; die Augen ſind groß mit gewölbter Hornhaut und langem obern Lid, das oft einen großen Theil der Cornea bedeckt, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Naſe zuſammengewachſen, die Wangen wenig

fleiſchig ohne Incarnat, die Lippen dünnanliegend, das Kinn ſchmal, der Hals nie lang, der Kehlkopf wenig hervorragend, der Bruſtkorb breit und entwickelt, die Hüften und das Becken der Frauen weit, die Knochen dünn, die Extremitäten gut entwickelt, um die Gelenke zart, die Hände und Füße von beſonderer Schönheit, der Haarboden ſehr dicht, der Körper ſtark behaart. Er ſetzt unter keinen Verhältniſſen des Lebens viel Fett an, während man andererſeits exquiſite Magerkeit ebenſo ſelten findet. Ich ſah im ganzen nur drei fette Perſer, doch auch nicht in dem Maße beleibt, daß ihnen das Reiten ſehr beſchwerlich gefallen wäre. Seine Statur iſt über der mittlern Infanteriegröße; auffallend hohe und ſchlanke, andererſeits ſehr kleine Individuen finden ſich ſelten. Meinen Landsleuten, den Herren Offizieren, war dieſes Verhältniß ſo auffallend, daß ſie mich oft darauf aufmerkſam machten. Seine Geſichtszüge ſind ernſt, doch weder ſo ſcharf noch andererſeits ſo ſchlaff oder carrikirt wie die mancher Europäer; denn der Perſer läßt ſich nicht durch heftige Gemüthsaffecte erregen, vielmehr iſt es ihm Sache des Studiums und der Gewohnheit, ſich wenigſtens äußerlich zu beherrſchen, daher vermeidet er Geberdenſpiel und Geſticulationen, die ihm am Europäer vor allem auffällig ſind. Im ganzen bietet er in ſeiner Körperbildung den ſchönen kaukaſiſchen Typus und unterſcheidet ſich dadurch unverkennbar von den mit ihm zuſammenwohnenden Nationalitäten, beſonders von den Tataren, Armenern und Juden; auch in ſeinem Weſen findet ſich nichts von alledem, was den Südländer und den Semiten zu charakteriſiren pflegt.

Unter den höhern Klaſſen, ferner unter den Beamten und Schriftgelehrten, den ſogenannten mirza, mustāfi (Secretäre), muharrer (Stiliſten), munschi (Correctoren), ſowie unter den zahlreichen Luxusdienern, begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in dem Roman „Hadſchi

Baba" von Morrier unübertrefflich geſchildert iſt. Der Perſer hat einen eigenen Namen für ſie geſchaffen, er nennt ſie fuzul, und ihr Benehmen, ihr ganzes Thun und Laſſen fuzuli. Der Fuzul iſt ein Menſch, der ſich den verſchiedenſten Verhältniſſen anzupaſſen, überall aber auf ſeine Weiſe Profit (mædāchel) zu machen und fremdes Gut an ſich zu ziehen, nach perſiſchem Ausdruck „zu eſſen" verſteht. Er iſt vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und trachtet ſie auszubeuten. Kriechend wie ein Wurm vor den Obern, iſt er voll Anmaßung gegen den Untern, den er ſeine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt. Er lügt aus Syſtem, ſpricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großem Nutzen ſein kann, verbreitet falſche Nachrichten, intriguirt und verleumdet; er ſucht auf alle Weiſe denjenigen niederzudrücken, der ihm einſt nützlich war, denn er will nicht dankbar ſein; er kann es nicht ertragen, eine Verpflichtung gegen jemand zu haben. Er weiß einige Gedichte, Verſe und Epigramme zu citiren, und hat ſtets eine geeignete Bemerkung in Bereitſchaft. Er ſchickt ſich in alle Lagen des Lebens und iſt zu allem brauchbar, zum Miniſter wie zum Pferdeknecht. Er betheuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: „Gau churdem!" (Ich aß Koth!) In Ispahan beſonders gibt es Fuzuls von reinſtem Waſſer, daher Morrier weislich den Helden ſeines Romans dort erziehen läßt. Ein Muſter von Fuzul war der vorige Großvezier, Mirza Aga Chan, ſelbſt für die Perſer ein Phänomen, man nannte ihn fuzul ibne fuzul (Fuzul Sohn des Fuzul). Er gelangte unter Mehmed Schah in den Staatsdienſt; der damalige Miniſter, Hadſchi Agaſſi, gegen den er intriguirte, äußerte ſich über ihn: „Wenn der Diw von Demawend*) auf die Ebene Teherans herabſieht

*) Der Berg Demawend dominirt bekanntlich die Ebene von Rages

und daſelbſt den Aga Chan bemerkt, ſo zieht er ſich beſcheiden zurück, denn er erkennt, daß er einen Meiſter gefunden.“ Der europäiſche Reiſende kommt meiſt mit Leuten dieſer Kategorie in Berührung, er iſt daher leicht geneigt, die Caricatur Morrier's für Wahrheit zu nehmen und das Charakterbild einer gewiſſen Menſchenklaſſe irrthümlicherweiſe auf den Kern der Nation zu übertragen.

Der Perſer iſt im allgemeinen habgierig, er liebt, viel Geld zu erwerben, ohne die Rechtmäßigkeit der Erwerbsquelle zu prüfen, doch gibt er es ebenſo leicht wieder aus, um Luxus zu entfalten. In gewiſſer Beziehung geizig, kennt er doch in Sachen der Liebe keine Sparſamkeit. Er klammert ſich feſt an ſeine Familie, an ſeinen Stamm, jedes Glück oder Unglück, jede Erhöhung oder Erniederung als ſolidariſch betrachtend. Verrath in der Familie iſt faſt unerhört, und findet dann die allgemeine Verachtung, ſelbſt wenn er zum allgemeinen Beſten diente.

Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewiſſen hat die perſiſche Sprache kein Wort, trotzdem ſie ſonſt ſehr fein ausgebildet iſt. Tugend wird gewöhnlich mit tæḳwā überſetzt, doch dieſes Wort bedeutet Frömmigkeit, d. h. einen dem Ritualgeſetz gemäßen Lebenswandel; das Wort hunner bedeutet nicht honor, ſondern die Fähigkeit und Tüchtigkeit zu einem Gewerbe, daher ſagt man ustā hunner dāred (der Meiſter hat Befähigung); nemeke hælāl und nemeke hærām (erlaubtes und unerlaubtes Salz), welches man gewöhnlich gleichbedeutend mit Dank und Undank nimmt, bezieht ſich buchſtäblich auf Erwiderung und Vernachläſſigung der Gaſtfreundſchaft; peschimāni heißt nicht Reue, ſondern Mismuth

---

und Teheran. Die Diws (böſe Geiſter) wurden, wie die Sage erzählt, nach dem Sturze des Uſurpators Zahak an den Demawend gefeſſelt.

über den schlechten Erfolg. Ebenso gibt es für Gewissen und Gewissensbisse kein Wort in der Sprache; da sich aber jedes Volk für die existirenden Begriffe ein Wort bildet, so dient der Mangel eines solchen als Beweis, daß diese abstracten Begriffe nicht gekannt sind. Mit der Wahrheit nimmt es der Perser nicht genau, obwol er jedes Wort betheuert; und seitdem Sadi gesungen: „Lüge zu gutem Zweck sei der Wahrheit vorzuziehen, welche Hader erregt", wird jede Unwahrheit als Nothlüge ausgegeben. Andererseits macht er freilich auch keine Ansprüche darauf, daß man ihm glaube, sondern gibt, wenn ertappt, lächelnd die Falschheit seiner Worte zu. Es besteht hierin eine gegenseitige Convention: man empfängt eine falsche Münze und zahlt mit derselben wieder aus, ohne sich für einen Betrogenen und Betrüger zu halten.*)

Der Perser ist mäßig und genügsam in der Nahrung; so hoch er auch gestellt sei, werden ihn zu zeiten etwas Brot, Käse und einige Wüstenkräuter befriedigen, doch liebt er geistige Getränke und aufregende Mittel. Er liebt Ruhe und Bequemlichkeit, ist aber unter Umständen arbeitsam und unermüdlich, und weiß Hitze und Kälte, Hunger und Durst zu ertragen. Glück wie Unglück trägt er mit vollkommenem Gleichmuth. Erhebt z. B. ein im Orient nicht unmöglicher Glückswechsel einen gewöhnlichen Schreiber zum Minister, so wird den neuen Günstling nur der eine Umstand befremden, daß diese Stelle ihm nicht schon früher zutheil wurde und daß er selbst die in ihm liegenden Vorzüge nicht eher erkannte, als bis sie andere herausfanden. Wird derselbe

*) Als sich ein englischer Repräsentant beim Großvezier über die Unzuverlässigkeit seiner Worte beklagte, erwiderte dieser: „Nimm als Regel an: alles, was ich sage, ist gelogen; das aber, was ich schreibe, mag wahr sein."

einige Zeit darauf wieder seiner Würde entsetzt und seines Vermögens beraubt, so zieht er sich ruhig in seinen Harem zurück und ruft, ähnlich dem Araber Hiob, aus: „Kesmet est, hemme māle schāh, umre pādschāh dæræz bāsched!" (So ist die Bestimmung, alles gehört dem König, lange leöe der König!)

In hohem Grade vermag der Perser seine Leidenschaften zu beherrschen; seine Gesichtszüge verrathen nicht, was in der Seele vorgeht, sie sind eine tabula rasa. Lange kann er den Groll in sich verschließen, bis endlich der günstige Moment der Abzahlung und der Rache eintritt. Hierin befolgt er die Maximen Saadi's. Dieser erzählt: „Als ein Derwisch von einem Großen mishandelt wurde, schwieg er und steckte einen Stein in die Tasche. Einige Zeit darauf wurde auf königlichen Befehl der Große in eine Grube geworfen, der Derwisch kam und schleuderte ihm den Stein an den Kopf." Saadi macht dabei die Bemerkung: „Nach der Meinung anderer wäre Verzeihen hier auch am Orte gewesen, doch jeder mag wählen, was ihm beliebt." Er huldigt dem Grundsatz nil admirari, oder weiß es wenigstens, wenn sein Temperament ihn dennoch hinreißen sollte, so einzurichten, daß man seine Bewunderung nicht merkt. Er hat Sinn für Poesie, Musik und Gesang, wobei er aber häufig dem Wort und dem Rhythmus den Gedanken aufopfert. Er ist witzig, doch unlogisch in seinem Denken. Legt man ihm z. B. den Satz vor: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, so wird er folgern: also ist Cajus kein Pferd oder Esel u. s. w. Jede Autorität hassend, versteht er doch, sich einer jeden zu fügen. Er ist wenig kriegerisch, duldet lange den heftigsten Druck, bricht ihn aber dann endlich mit roher Faust und läßt den Gegner seine Rache zunächst durch Entehrung der Familie empfinden. Er spricht stets von Tugend und Gerechtigkeit, von seinem Abscheu vor Unter-

drückung und Willkür; doch kaum bietet ſich ihm die Gelegenheit, ſo iſt er der ärgſte Tyrann und eignet ſich ohne Scrupel Gut und Vermögen anderer zu. Empfindet der König den Druck europäiſcher Mächte, ſo hält er ſeinerſeits wieder die Miniſter, dieſe die Statthalter, dieſe ihre Untergebenen und Diener, letztere endlich die Chriſten, Juden und Gebern unter despotiſchem Druck. Seines Schickſals für den nächſten Tag nicht ſicher, lebt der Perſer nur in der Gegenwart; der König wie der Chan baut ſein Haus nur für einige Jahre; der Bauer pflanzt nur ſo viele und nur ſolche Bäume, daß er in kürzeſter Zeit die Früchte genießen kann. Von Natur nicht grauſam, behandelt er die Thiere mit mehr Nachſicht als den Menſchen. Der ſtete Anblick despotiſcher Willkür ſtumpft ſein Mitgefühl ab; daher iſt er auf Befehl zu jeder grauſamen Handlung bereit, die Verantwortlichkeit dafür auf andere wälzend.

Er liebt es, Gäſte zu bewirthen (mehmāni); der niedrigſte Knecht iſt im Stande, ſeinen ganzen monatlichen Lohn auf eine Einladung der Freunde zu verwenden. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gaſtfreundſchaft ab; er empfängt ſeine Gäſte nur deshalb, um von ihnen wieder eingeladen zu werden, oder weil es ihn langweilt, ſein Brot allein zu eſſen, ohne hiermit die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu üben. Ueber die maßen ergötzen ihn theatraliſche Vorſtellungen, Farcen, Tänze und Feuerwerke; er iſt ſelbſt ein geborener Schauſpieler und weiß eine gute Darſtellung zu ſchätzen, jedes Spectakel (tamaschā) zieht ihn an.

Er iſt nicht ſehr erfinderiſch, jedoch ſehr tüchtig in der Nachahmung; er faßt raſch auf, lernt ſchnell, bleibt aber bald ſtehen und begnügt ſich das Aufgefaßte und Erlernte zu verwerthen. Er liebt ſeinen heimatlichen Boden, doch nur wenig das Vaterland. Er iſt leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Beſtechung meiſt auf ſehr zweideutigen

Boden. Durchaus nicht fanatiſch, will er doch für fromm und glaubenseifrig gelten. Zwei Perſer, welche zu Hauſe nie ihr Gebet verrichten, werden, ſobald ſie zuſammenkommen, in dieſem Punkte dem Geſetz genügen, trotzdem der eine von dem andern weiß, daß ſie ſich gegenſeitig nur täuſchen wollen. Im Umgang iſt er angenehm; er verſteht es immer etwas Verbindliches zu ſagen, und erwartet von ſeinem Partner daſſelbe, wenn ſich auch beide glühend haſſen und ſich einander zu verderben ſuchen. Er wird nie eine Bitte oder ein an ihn geſtelltes Anſuchen rund abſchlagen, das widerſtrebt ſeinem Charakter; er zieht es vor, zu verſprechen und nicht zu halten. Man darf dies nicht immer als Falſchheit deuten, es iſt vielmehr eine ihm innewohnende Schwäche; er will, wie er ſich ausdrückt, den Bittſteller nicht hoffnungslos (mahrum) entlaſſen, darum ſucht er die Sache lieber in die Länge zu ziehen und den Clienten zu ermüden. Doch letzterer iſt auch ein Perſer; durch öfteres Einſtellen und Ausharren gelingt es ihm, hier und da doch ſeine Sache durchzuſetzen. Andererſeits ſieht man wieder Bittſteller monatelang ſich mit leeren Hoffnungen herumtragen und den letzten Reſt ihrer Habe verzehren, bis endlich Noth ſie zum Verlaſſen des Ortes zwingt. Der Europäer, der dieſen Charakterzug nicht kennt, geräth in Zorn; doch beſſer iſt, die Sachen zu nehmen wie ſie ſind, und auf ein gegebenes Wort nicht zu bauen.

Obwol von Natur nicht freigebig, kann er doch der Sitte nicht widerſtehen, ſobald man einen Gegenſtand bewundert, denſelben als Geſchenk anzubieten. Bewundert man ſein Narghilé, ſein Pferd u. ſ. w., ſo wird man gleich die Worte hören: „Pischkisch māles chumā est!“ (Geſchenk, Euer Eigenthum!), und obwol dies meiſt leere Redensart iſt, ſo geht es doch auch nicht ſelten bei entbehrlichen Sachen in Erfüllung. Es iſt daher dem Europäer anzurathen, mit

den Ausbrüchen der Bewunderung zurückzuhalten und ebenfalls das nil admirari ſich anzueignen, ſonſt bringt er ſich und ſeinen Wirth in die peinlichſte Verlegenheit.

Einen eigenthümlichen Hang hat er zur Speculation, zum Geheimen und Räthſelhaften. Jede geheime Geſellſchaft erregt ſein Intereſſe, jede neue Religionsſekte findet bald zahlreiche Anhänger; ſo findet z. B. das Freimaurerthum bei ihm lebhafte Sympathie. Dieſes heißt auf perſiſch faramusch chāne (Haus der Vergeſſenheit). Zufällig iſt das franzöſiſche Wort frimaçon dem perſiſchen faramusch (Vergeſſenheit) ähnlich, daher entſtand die Sage, daß jeder mit dem Eintritt in die Loge das frühere Leben vergißt. Nach der Rückkehr vieler Perſer aus England zu Zeiten Mehmed Schahs, und in der neueſten Zeit mit der Miſſion des Ferruch Chan, gewann die Freimaurerei eine ziemliche Verbreitung in Perſien, ſelbſt unter der nächſten Umgebung des Schah. Sogar viele Mulas und Seiide wurden in die Geſellſchaft gezogen, es fanden geheime Conventikel ſtatt, und es ſollen ſich merkwürdige Scenen von Abnegation zugetragen haben, welche an die Conventikel der St.-Simoniſten unter Enfantin erinnerten. Der König fühlte ſich endlich bewogen, energiſch dagegen einzuſchreiten und die Führer mit dem Leben zu bedrohen; viele büßten auch im Kerker und Exil ihren Eifer. Denn von jeder geheimen Geſellſchaft fürchtet man in Perſien, daß ſie ſich mit der Zeit gegen die Regierung und ihre Misbräuche wenden und ſo die Exiſtenz der beſtehenden Gewalt in Gefahr bringen möchte.

Die Art des Grüßens iſt die bei allen Muſelmanen gebräuchliche. Der Eintretende ſagt: „Salam aleckum!“ (Friede mit Euch!), worauf ihm: „U aleckum essalam u rahmet ullah!“ (Auch mit Euch der Friede und die Barmherzigkeit Allah's!) erwidert wird. Beim Abſchied ſagt der Hauswirth: „Chusch āmadi, sofā āwurdi, muscharaf muzzain!“ (Du kamſt gelegen,

du brachteſt Wohlbehagen ins Haus, ich bin geehrt, geſchmückt!), worauf der Scheidende erwidert: „Lutfe auli kem neschæwæd!“ oder „Säje schumā kem neschæwæd!“ (Die Güte des Hochgeſtellten oder Euer Schatten möge ſich nicht mindern!) Nicht-Mohammedaner werden jedoch der Formel des Salams nicht gewürdigt, weil man in derſelben einen ſymboliſchen Ausdruck des Islams zu finden glaubt*); ſie werden daher ſtatt des Grußes mit Fragen und Complimenten über das Befinden u. ſ. w. überhäuft. Niedergeſtellte grüßen ihren Vorgeſetzten durch die Bewegung der Hand vom Knie bis zum Knöchel als Zeichen der Unterwürfigkeit. In vielen Gegenden iſt der Gruß: āgur bäsched (gute Vorbedeutung) üblich. Die Sucht nach Complimenten und Titeln in der Anrede findet keine Grenzen. Man titulirt ſich mit schærif, særkār, dschænāb (Gnaden, Excellenz, Liebden); ſelbſt zwei Knechte aus reichen Häuſern, welche ſich begegnen, werden ſich das Särkar nicht vorenthalten. Man gebraucht ſelten bei der Anrede den bloßen Namen, ſondern ſetzt das Wörtchen mirza (Schriftkundiger) vor, oder läßt dem Namen den Titel Chan oder Beg folgen, bei Frauen Chanum oder wenigſtens das türkiſche Wort Badſchi. Wer die Wallfahrt nach Mekka gemacht, erhält den Titel des Hadſchi; die Wallfahrer nach Kerbelah und Meſchhed fügen ihrem Namen Kerbelai und Meſchhedi zu.

Charakteriſtiſch ſind auch die Schimpfworte und Flüche des Perſers. Sie betreffen ſelten das Individuum, ſondern gewöhnlich ſeine Familie, beſonders den Vater, die Frau, oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriff des Familienlebens die Beſchimpfung der Familie weit härter trifft als die des Individuums. Die gebräuchlichſten ſind

*) Der Muſelman leitet salam (Gruß und Friede) und islam von einer gemeinſchaftlichen Wurzel ab.

das peder-suchte (dein Vater wurde verbrannt, d. h. er war ein Heide) und das peder-sek (der Vater ist ein Hund), welches letztere der Türke mit köpöj oglu (Hundesohn) übersetzt. Die meisten Flüche, welche die Frauen betreffen, sind so obscön, daß sie keine Uebersetzung erlauben, und doch hört man sie oft im Munde kleiner Kinder, welche sie mechanisch nachsprechen.

Der Perser liebt sehr seine Aussage zu betheuern, was jedoch keineswegs deren Wahrhaftigkeit verbürgt. So schwört er meist beim Kopfe Ali's, Mohammed's, des Schah u. s. w.; er wiederholt Wallah, Billah, Tillah. Die meisten Betheuerungen kommen jedoch auf Rechnung seines Partners im Gespräche, daher der Schwur: besære schumā (bei Euerm Kopf) der häufigste ist. Für Bejahung hat er keine besondere Kopfbewegung; die Verneinung bezeichnet er dadurch, daß er den Kopf auf- und rückwärts bewegt, bei gleichzeitiger Zusammenziehung der Lippen. Seine Entrüstung drückt er meist durch die Formel la illāh il allah, Bewunderung und Beifall durch bārik-allah, āferin, hæzār āferin, maschallah (Bravo, tausend Bravo) aus.

Der türkisch-tatarische Stamm.

Der Schädel des Turko-Tataren ist im Vergleich zu dem des Iraners weniger oval, das Gesicht ist breiter und weniger ausdrucksvoll, die Brauen sind weniger gewölbt, nicht über der Nase zusammengewachsen, die Augen nicht so fein geschlitzt, die Lider dicker, die Iris braun, die Nase ist kurz und dick sowol an der Wurzel als an den Flügeln; die Backenknochen und das Kinn breiter, die Muskulatur daselbst entwickelter, die Lippen fleischiger, die Extremitäten weniger elegant, das Skelet massiver. Die Statur ist gewöhnlich höher als die des Persers, der Knochenbau und die Muskulatur stärker.

Die Turko-Tataren nähern sich im Charakter den Osmanlis (Bewohnern der Türkei), obwol sie auch viel von den Persern angenommen haben; sie sind plumper und weniger schlau, jedoch tapfer und entschlossen, daher fast alle Soldaten aus diesen Stämmen ausgehoben werden. Sie verachten die Perser als feig und halten viel auf ihre türkische Abkunft; sie sind ruhig, aber einmal in Streit gerathen, entschieden und zum thätlichen Angriff bereit.

Folgender Zug, von dem ich Augenzeuge war, wird das Gesagte am besten bestätigen. Ein Perser hatte mit einem Türken Streit und überhäufte denselben mit einem Schwall von Schimpfwörtern; der Türke saß ruhig und rauchte seinen Tschibuk, endlich löste er sorgfältig das Rohr, als ob er es putzen wollte, versetzte dem Perser damit einen Schlag über den Kopf, köpöj oglu (Hundesohn) rufend, setzte sich wieder hin, prüfte das Rohr, ob es nicht Schaden genommen habe, und rauchte, als sei gar nichts vorgefallen, weiter.

Der Gegensatz, welcher zwischen diesen beiden Völkerstämmen herrscht, veranlaßte die Regierung, die türkischen Regimenter in persische Districte, besonders nach Ispahan und Schiraz zu verlegen.

Als ich im Sommer 1859 gegen Mitternacht mit meinen armenischen Dienern durch den Garten Tschehar-Bagh zurückkehrte, schlitzte ein Luti mit dem Dolch den Rock meines Dieners und flüchtete sich in ein Gartenhaus. Es entstand Streit; wir riefen die türkische Wache. Diese wollte Einlaß in das Haus, und da er ihr verwehrt wurde, schrie ein türkischer Soldat, barfuß, nur in Hemd und Baumwollhose gekleidet, eine Flinte auf der Schulter, zum Fenster hinauf: „Ihr persischen Hunde, ihr wagt es, einen Dolch zu führen! Wenn ich Schah von Persien wäre, ich erlaubte keinem

Perſer, eine Nadel bei ſich zu tragen!“ Mit dieſen Worten wurde die Thür geſprengt, der Uebelthäter hervorgezogen und dem Gouverneur überliefert, welcher ihn auf unſere Fürbitte nur mit einer geringen Zahl von Streichen beſtrafte. Wo das perſiſche und türkiſche Element in einem Grenzorte oder in einer Stadt zuſammenſtoßen, nimmt jenes das Uebergewicht und greift zum Schaden des andern weiter um ſich.

Die Türken ſprechen das Türkiſch-tatariſche, welches viel härter als der Osmanlidialekt iſt, doch verſtehn ſich beide gegenſeitig. Der Türke ſpricht nie vollkommen das Perſiſche, er wird immer ſtatt des u ein tiefes franzöſiſches u ſprechen. Der jetzige Schah, obwol er in ſeiner Jugend nur türkiſch ſprach, weil dies die Hofſprache ſeines Vaters war, außerdem ſeine Umgebung in Tabris nur aus Türken beſtand, erlernte ſpäter das Perſiſche vollkommen, ja er vermeidet es bei öffentlichen Gelegenheiten türkiſch zu ſprechen. Das Commando ſämmtlicher Soldaten iſt türkiſch, weil die meiſten Soldaten dieſem Stamm angehören.

Die Kurden

bilden einen ſchönen, kräftigen Menſchenſchlag. Sie ſind in Farbe des Auges, der Haut und des Haares ſo wenig von den nordiſchen, beſonders deutſchen Raſſen unterſchieden, daß man, abgeſehen von den gebräuchlichen Haarfärbemitteln und der orientaliſchen Kleidung, ſie leicht für Deutſche nehmen könnte. Sie ſprechen ihre eigene Sprache, das Kurdiſche, welches dem iraniſchen Sprachſtock angehören ſoll. Sie ſtehen unter ihrem Gouverneur (wali). Derſelbe wird zwar vom Schah ernannt, doch iſt die Stelle in der Familie erblich, welche ſich ihrer Abkunft von den Saſſanidenfürſten rühmt. So ſehr ſich auch die Kadſcharen bemühten, durch Vermählung einer Prinzeſſin die Intereſſen zu verketten

oder, um den Einfluß des Wali zu ſchmälern, Feindſchaft in deſſen Familie zu ſtiften, ſo konnte dies doch nur zum Theil gelingen. Der Sitz des Wali iſt im Städtchen Senne.

Die Kurden ſind ein ritterliches und räuberiſches Volk, deſſen Stämme in ſteter Fehde untereinander leben und ſich, wenn ſie bedrängt werden, bald auf perſiſchen, bald auf türkiſchen Boden zurückziehen; doch gelten bei ihnen die arabiſchen Gebräuche des Schutzes und der Gaſtfreundſchaft, und ſie ſind in ihren Unternehmungen als offen und ehrlich bekannt, daher der jetzige Schah den Schutz ſeiner Perſon und ſeiner Familie einem kurdiſchen General, Adſchutan-Baſchi Aziz Chan, anvertraut, weil er mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß dieſer bei jeder Gelegenheit unbedingt zu ihm ſtehen werde.

Der Armener

unterſcheidet ſich vom Perſer durch weißere Hautfarbe, dicke Wangen, welche in der Jugend mit Incarnat, im Alter nicht ſelten mit feinen dendritiſchen Adern verſehen ſind, durch ein maſſiveres Skelet und Neigung zur Fettleibigkeit, die dem Perſer gänzlich abgeht; beſonders werden die Frauen ſehr beleibt. Der Bartwuchs iſt ſchwächer, die Brauen weniger gewölbt und buſchig, das Kopfhaar braun, in der Jugend auch blond.

Die Zahl der Armener ſowie ihr einſtiger Reichthum und Handel (ſ. Chardin) iſt jetzt auf ein ſehr beſchränktes Maß reducirt. Tatus Chan, der armeniſche Biſchof in Ispahan, verſicherte mich, daß die Seelenzahl ſeines Biſchofsſitzes, welcher von Java und Indien bis Kaflan Kuh in Perſien (zwiſchen Irak und Azerbeidſchan) reicht, ſich auf 20000 belaufe; hierzu wären noch eine kleine Zahl römiſch-

katholischer Armener und einige hundert Familien in Tabris und dessen Umgegend, zum Bischofssitz Utsch Miazin gehörig, zu rechnen. Die meisten leben in Ispahan, jetzt nur 400 Familien statt der 12000 zu Zeiten Chardin's, manche in Tabris und Teheran; die andern haben einige Dörfer nahe den drei letzten Städten inne; einige Familien leben versprengt in Schiraz und Bender-Bushir.

Einzelne wenige Kaufleute in Tabris abgerechnet, sind die Gemeinden sehr verarmt, auf eine dürftige Agricultur und die Weinfabrikation angewiesen. Der Perser kauft ihre Producte ungern, weil sie gesetzlich unrein sein sollen; der Weinhandel, eo ipso unerlaubt, ist durch alle möglichen Hinderniſſe und Gefahren erschwert. Obwol dem Gesetze nach mit dem Muselman gleichgestellt und obwol sie in mancher Beziehung den russischen Schutz genießen, sind sie doch der Willkür der Gouverneure preisgegeben, welche ihnen Erpressungen nicht ersparen, und gezwungen in Processen und Händeln die Gerechtigkeit der Mutschtehide (höhere Priester) nachzusuchen. Tritt ein einzelnes Glied der Familie zum Islam über, so hat es auf die gesammte Erbschaft Anspruch. Zu diesen Drangsalen kamen noch die innern religiösen Wirren. Einige Familien wurden durch Missionare zur römisch-katholischen Kirche bekehrt; dadurch entstand Zwiespalt in der kleinen Gemeinde, es erfolgten Anfeindungen, selbst Attentate und andere heillose Scenen, zu denen Menschen ohne Beschäftigung, besonders wenn sie unter hartem Druck leben, sich hinreißen lassen. Die katholischen sowol wie die armenischen Priester begünstigten den Nonnenstand; so entstanden einige Klöster, und der Mangel an Frauen in diesen kleinen Gemeinden wurde empfindlich. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß die Auswanderung nach Indien und Rußland in steter Zunahme vor sich geht; es gibt fast keine Familie, welche nicht mehrere Anver-

wandte in dieſen beiden Ländern zählt; die jüngere Generation wandert zu ihren Verwandten aus und folgt dem Geſetz der Attraction. Es werden auch bereits von Indien anſehnliche Summen zum Unterhalt der Kirchen und armer Anverwandten eingeſchickt.

Wollte man den Charakter der Armener nach den wenigen übriggebliebenen Familien beſchreiben, ſo könnte man kein anziehendes Bild entwerfen. Druck und Armuth demoraliſiren und benahmen ſelbſt den Muth, welcher den Armenern notoriſch nie fehlte. Unter den gegebenen Verhältniſſen ſind ſie indeß immer noch thätig, unternehmend und als Kaufleute ſehr tüchtig zu nennen; ſie halten zuſammen und ſtützen ſich gegenſeitig, ſind aber fanatiſch und im Worthalten ebenſo unzuverläſſig wie die Perſer.

Sie ſprechen die armeniſche Sprache, viele ſind ſogar in ihrer Indolenz oder aus Haß gegen die Perſer nicht einmal der perſiſchen mächtig. Ihre Prieſter (keschisch) leben in großer Dürftigkeit, manchmal ſoweit reducirt, daß ſie ſich abwechſelnd jeden Tag in einem andern Hauſe die Koſt ſchenken laſſen; ſie leiten die religiöſen Angelegenheiten der Gemeinde und den Schulunterricht der Jugend. Die vielen Kirchen, welche die Armener in Iſpahan beſaßen, liegen jetzt, mit Ausnahme von dreien, in Ruinen; an andern Plätzen dienen ſchlichte Kammern als Gotteshäuſer.

Juden.

So vielfach ich mich auch über die Geſchichte ihrer Einwanderung erkundigte, konnte ich doch nichts Zuverläſſiges erfahren, weil ſie weder Geſchichtsquellen noch ſonſtige originale Traditionen beſitzen. Auf mein Drängen brachte mir endlich ein gelehrter Jude ein Geſchichtswerk, das jedoch nichts anderes als das Manuſcript eines ins Hebräiſche überſetzten Joſephus Flavius war. Sie waren einſt, zu Zeiten

der Saſſaniden und ſelbſt der Muſelmanen, im ſüdlichen Perſien ſehr zahlreich und mächtig. Sie occupirten ganze Gegenden und bevölkerte Städte; ſpäter wurden ſie durch Druck und Verfolgung ſehr reducirt, ſodaß, wie mich der gelehrte jüdiſche Mula in Hamadan verſicherte, die Anzahl der ſämmtlichen Judenfamilien in Perſien ſich nur auf zweitauſend belaufen ſoll. Sie bilden drei große Gemeinden in Schiraz, Ispahan und Kaſchan, kleinere in Teheran, Demawend, Balafruſch und Kazeran; einige leben auch verſprengt in kurdiſchen Ortſchaften. Die große Judengemeinde in dem Wallfahrtsorte Meſchhed hörte, infolge eines von den Prieſtern angezettelten Aufruhrs mit Ausrottung bedroht, faſt ganz auf; viele bekehrten ſich ſcheinbar zum Islam und bilden daſelbſt noch jetzt eine geheime Judengemeinde; viele flüchteten ſich nach Herat, weil ſie mit der dortigen großen Gemeinde in ſteter Verbindung ſtanden. Die vermeintlichen Bekehrungen, welche der abenteuerliche Miſſionar Juſſuf Wulf — ſo wird Rev. Joſeph Wolf in Perſien genannt — unternommen haben will, gehören ins Reich der Fabel. Der arme Miſſionar ließ ſich ſo gern täuſchen; aus ungenügender Kenntniß der perſiſchen Sprache nahm er in Disputationen, bei denen ſich die Parteien nicht verſtanden, jeden Mangel an Widerrede, wozu ſich überhaupt ein Jude im Orient gegen einen engliſchen Agenten nicht herbeiläßt, für Connivenz, ergo für Bekehrung. Mulla Meihdi, von deſſen Bekehrung er ſo viel Rührendes in ſeinem Buche zu erzählen weiß, ſchrieb eigens einen Brief an ſeine Glaubensbrüder in Teheran, daß an dem Ganzen kein wahres Wort ſei.

Die Juden ſprechen ein Patois viel mit altperſiſch untermiſcht, auch ſind ſie der einzige Stamm in Perſien, der Ziſchlaute ſpricht, welche bekanntlich der Perſer bei aller Anſtrengung kaum hervorzubringen im Stande iſt; ſo ſprechen ſie sāl (Jahr) wie thal im Engliſchen aus u. ſ. w.

Während der Rede geſticuliren ſie viel mit den Händen und ſetzen die Geſichtsmuskeln in Bewegung, was der Perſer ſchon aus dem Grunde vermeidet, weil er nicht will, daß aus ſeinen Worten ſein Seelenzuſtand errathen werde. Die gebildete Klaſſe ſchreibt und ſpricht hebräiſch nach richtiger, originärer Art. Gewöhnliche Briefe ſchreiben ſie zwar in perſiſcher Sprache, bedienen ſich jedoch dazu der hebräiſchen Targumbuchſtaben.

Bekanntlich gibt es unter den Juden zwei Typen: den rein arabiſchen mit feiner Adlernaſe, ſchwarzen, glänzenden Augen und zierlichen Extremitäten; dann die andere, in alten Zeiten mit Chamiten gekreuzte Raſſe, mit dicker Naſe, tiefer Naſen- und Mundfurche und Kraushaar, welches oft dem Negerhaar nahe kommt. Beide Typen finden ſich in Perſien. Ueberhaupt haben Klima und ſociale Verhältniſſe nicht im mindeſten auf ſie eingewirkt, ſodaß ſie von Juden in andern Ländern durch nichts zu unterſcheiden ſind.

Ihre Satzungen ſind dieſelben wie die der übrigen Sefardim-Juden, nur iſt die Polygamie bei ihnen erlaubt, obwol ſolche wegen der gedrückten Verhältniſſe, in denen ſie leben, nur ausnahmsweiſe in Anwendung kommt. Sie feiern dieſelben Feſte; das Purimfeſt wird ſelbſt mit dem puerilen Klopfen beim Namen Haman's begangen. Die Geſetzbücher werden unter den nämlichen Formalitäten copirt und aufbewahrt. Es gibt auch Schwärmer, welche ſich durch übermäßiges Faſten von drei bis ſieben Tagen kaſteien.

Sie leben im äußerſten Druck und Elend. Auf einen Stadttheil (mahale jœhnd) zuſammengedrängt, ſind ſie gezwungen, die Hausthür ſo niedrig zu machen, daß es nur in gebückter Stellung einzutreten möglich iſt, um ſich bei einem etwaigen plötzlichen Ueberfall leicht verbarrikadiren zu können. Einzelne Gouverneure und ihre Unterbeamten neh-

men die wirkliche oder vermeintliche Geſetzübertretung eines Individuums als Veranlaſſung, die ganze Gemeinde zu brandſchatzen. Es wird außerdem von ihnen die von Mohammed für die Geduldeten aufgelegte Kopfſteuer (dschezieh) erhoben. Dieſer fortdauernde Druck veranlaßte die meiſten zur Auswanderung in die Türkei und die öſtlichen Länder, obwol dieſelbe von ſeiten der Regierung auf alle mögliche Weiſe verhindert wird, und daher nur im geheimen durch Flucht ausgeführt werden kann. Bedeutend beſſer und einflußreicher iſt die Stellung der Juden in Afghaniſtan und Turkiſtan, wo ſie oft die einzigen ſind, welche die Communication und den Austauſch zwiſchen den ſich befehdenden Stämmen vermitteln. Im Jahre 1854 kam ein jeruſalemitaner Jude nach Teheran zum Zweck einer Collecte. Auf mein Befragen über ſeine weitere Reiſe antwortete er, daß er ſich nach Turkiſtan und Afghaniſtan begeben wolle; und als ich ihn auf die Gefahren, womit europäiſche Reiſende dort bedroht ſeien, und auf die Ermordung von Stoddart und Conelly aufmerkſam machte, erwiderte er: „Die Schwierigkeit des Durchkommens beſteht für mich nur in Perſien, wo beim Paſſiren jeder Stadt eine Acciſe abgefordert wird; ſobald ich die Grenze überſchritten habe, bekomme ich von einem Tribus zum andern einen Juden zur Begleitung, der mich in voller Sicherheit zum nächſten Ort bringt. Ich ſpreche aus Erfahrung, da ich dieſelbe Reiſe ſchon einmal machte.“ Wirklich traf er zwei Jahre ſpäter, zwar mit wenig Geld, doch wohlbehalten wieder in Teheran ein. Bei der letzten Einnahme von Herat wurde die Judengemeinde durch den Prinzen Sultan Murad Mirza, benannt Heſſame Sultanah, hart mitgenommen. Es ſollte ſich nämlich ein im Orient berühmter Diamant, genannt Säkka, in ihrem Beſitz befinden; dieſes Kleinod wurde zum Vorwand von Plünderung und Vexation. Ob der

Diamant ſich vorgefunden hat, iſt nicht ermittelt worden; der Prinz häufte aber unermeßliche Schätze zuſammen, der König wurde mit einem Diamanten von 800 Dukaten im Werth abgefertigt.

Sie leben meiſt von Seidenſpinnen, Glasſchleifen, Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten; ſie erzeugen Alkohol, Branntwein, Wein, Ammoniak, Salz-, Schwefel- und Salpeterſäure, und verſtehen ſich auf die Scheidekunſt, daher ſie in der Münze unentbehrlich ſind, deren techniſche Manipulationen ſie leiten. Viele gelten auch als renommirte Aerzte; einer der Leibärzte des vorigen Königs Mehmed Schah war ein Jude, namens Hak-Näzar. Sie erfreuen ſich ferner des Rufes als gute Sänger und Muſiker, daher ſie öfter bei Feſten zur Unterhaltung der Gäſte eingeladen werden. Im Jahre 1859 veranſtaltete der kalamter (Polizeimeiſter) von Schiraz mir zu Ehren ein kleines Feſt in ſeinem Garten, wozu er die beſten Judenmuſikanten gemiethet hatte. Die Execution, welche die perſiſchen Gäſte entzückte, war genau nach Art des polniſchen Geſangs, nicht einmal die Gurgel- und Naſenlaute fehlten. In Schiraz befindet ſich überhaupt die ganze Gemeinde in ziemlich guter Verfaſſung, weil ſie daſelbſt die Protection der mächtigen Familie des Hadſchi Käwam genießt, deſſen Ahnherr ein Jude war und deſſen Vater, Hadſchi Ibrahim, der gegenwärtigen Dynaſtie der Kadſcharen zum Throne Perſiens verhalf, ſpäter jedoch von Feth Ali Schah ſammt ſeiner ganzen zahlreichen Familie hingerichtet wurde. Der damals noch kleine Knabe Hadſchi Käwam, jetzt ein ſiebzigjähriger Greis, entging dem traurigen Loſe. Er gilt für den ſchlaueſten Kopf in ganz Perſien; ihm gelang es, den alten Glanz des Hauſes wiederherzuſtellen und trotz ſeiner hohen Stellung ein Alter von 70 Jahren zu erreichen. Sein Sohn iſt eben der Kalamter, deſſen Gaſt ich war.

Das einzige nationale Monument, das die Juden in Perſien beſitzen, iſt das Grabmal Eſther's in Hamadan, dem alten Ecbatana, wohin ſie ſeit undenklichen Zeiten pilgern. Dort befindet ſich in der Mitte des Judenviertels ein kleines Gebäude mit einer Kuppel, auf deſſen Spitze ein Storch ſein Neſt gebaut hat. Der Eingang iſt zum größten Theil vermauert, nur ganz unten blieb eine kleine Oeffnung, durch die man in gebückter Stellung eintreten kann; ſie wird durch eine bewegliche Steinplatte ſtatt der Thür abgeſperrt, welche Vorrichtung von den häufigen Ueberfällen herrührt. Man gelangt in eine niedrige Vorhalle, dort ſind die Namen vieler Pilger und das Jahr der Reſtauration der Kapelle eingeſchrieben. Von der Vorhalle tritt man in einen kleinen, viereckigen, nur ſpärlich durch ſchmale Fenſter beleuchteten Saal, in welchem ſich zwei hohe Eichenſchreine, die Grabdenkmäler von Eſther und Mordechai, befinden. Rings um dieſelben ſind in hebräiſcher Sprache die Verſe aus dem letzten Kapitel von Eſther nebſt den Namen dreier Aerzte eingravirt, auf deren Koſten das Grab reſtaurirt wurde.

Für die Echtheit der Eſtherſage und jener Grabſtätte mögen folgende Argumente ſprechen:

1) Die Juden lebten ſeit der babyloniſchen Gefangenſchaft in Perſien; es wäre ſchwer geweſen, ein Ereigniß, welches die geſammte Nation betraf, ihnen zu octroyiren.

2) Die Beſchreibung der Zelte*) und des Gaſtmahls im

---

*) In der Ueberſetzung wird ſtatt von Zelten von Vorhängen geſprochen, allein die ganze Beſchreibung beweiſt, daß nicht von dieſen, ſondern von Zelten die Rede iſt, unter denen die Gäſte während des Mahls Unterkunft fanden. Noch heutigen Tags braucht man die dort erwähnten Stoffe zur Anfertigung von Zelten, nämlich einen dichten Baumwollſtoff, kerbas (das כרפס der Bibel), und zur innern Bekleidung einen moirirten Seidenſtoff, chārā (חרא). Es iſt hiernach klar, daß die Ueberſetzung dieſer Worte mit Farben keine richtige ſein kann.

Eingang des Buchs ist so vortrefflich, daß es höchst wahrscheinlich ist, der Autor habe sich an Ort und Stelle befunden.

3) Die Könige residirten allerdings in Susan, dem Schusch (Schön) der Perser. Diese Stadt liegt in Arabistan; im Winter ist der Aufenthalt dort sehr angenehm, dagegen soll er, nach der Aussage vieler Augenzeugen, besonders des Gouverneurs Chanler Mirza, im Sommer unerträglich sein; die Hitze ist dann so groß, daß sich während des Tags kein Raubthier aus seiner Höhle herauswagt. Es war daher der persischen Sitte angemessen, daß der König in einer Berggegend sein Lagerzelt aufschlug. Zu diesem Zweck findet sich in der Nähe kein günstigerer Platz als Hamadan, am Fuße des Elwend, wo zahlreiche Bäche sich in die Ebene ergießen und sie befruchten. Der Perser rechnet noch heute diese Ebene zu den Yeiloks, Sommerquartieren der Nomaden. Die Juden zeigten mir vor der Stadt einen geebneten Hügel, Mussella genannt, auf dem des Königs Ahasverus Zelte gestanden haben sollen. Möglich also, daß Esther während des Sommeraufenthalts starb und dort begraben wurde.

4) Nach orientalischen Verhältnissen ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein König im Rausche oder wegen einer Laune ein Weib hinrichten läßt, daß er dann ein Mädchen aus dem Volke, ohne nach deren Herkunft und Charakter zu fragen, heirathet, und daß diese ihn durch ihre Körper- oder Geistesvorzüge derart für sich einzunehmen weiß, daß sie Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausübt.

5) Ebenso ist die Scene mit Haman, wo ein bis dahin allmächtiger Minister sammt seiner Familie ins Verderben gestürzt wird, unter dem Vorwande, daß er seine Augen bis zur Sultanin zu erheben gewagt, eine solche, wie sie sich im Orient jeden Tag wiederholen könnte und in der That während meiner Anwesenheit in ähnlicher Weise sich zu-

getragen hat. Naſſer-eddin Schah heirathete ein Mädchen von niederm Stande, Dſcheiram Chanum; bald war ihr Einfluß über den König ſo mächtig, daß alle Frauen verdrängt und ihr Sohn als legitimer Erbe erklärt wurde. Großvezier war Mirza Agha Chan. Als kurz darauf der Kronprinz erkrankte, berief die Mutter zu ſeiner Behandlung den Judenarzt Hak-Näzar. Sie ſchöpfte Verdacht, der Knabe ſei durch Vermittelung des Großveziers vergiftet worden, und in dieſem Verdacht beſtärkte ſie der Arzt. Der Knabe ſtarb. Nun wollte ſich der Großvezier an dem Arzte rächen und deſſen Familie ins Verderben ſtürzen. Doch die einflußreiche Mutter ſchützte denſelben und brachte es vielmehr dahin, daß der Miniſter ſelbſt geſtürzt wurde. Nur durch Zufall konnte er ſein Leben retten. Der König fragte die Sultanin, was ſie noch begehre? Sie antwortete: „Die Kinder, Brüder und Onkel des Miniſters ſind mir im Wege.“ Und alle wurden zwar nicht wie die Söhne Haman's an den Galgen geſchlagen, aber gefoltert, ihres Vermögens beraubt und ins Exil geſchickt. „Und Mordechai (d. i. Haknæzar) war groß und angeſehen unter ſeinem Volke“ (Buch Eſther, X, 3).

Die Gebern

oder Zerduſchti, d. i. Zoroaſtriner, wie ſie ſich nennen, leben noch in kleiner Seelenanzahl in den Städten Yezd und Kirman. Angeblich Götzendiener, wären ſie ſchon längſt ausgerottet worden, wenn ſie nicht einen Freibrief vom Khalifen Ali beſäßen*) und unter dem Schutz der indiſchen Pharſis ſtänden. Letztere ſchicken ihnen jährlich erhebliche Summen, um den Erpreſſungen der Gouverneure zu ge-

*) Er wird in der Stadt Yezd aufbewahrt.

nügen, denn es liegt ihnen sehr daran, daß ein kleiner Rest ihrer Glaubensgenossen im Mutterlande zurückbleibe und das heilige Feuer wahre, deshalb trachten sie, eine gänzliche Auswanderung zu verhüten. Ein Delegat, der Manuktschi Sahib, wurde von ihnen nach Teheran geschickt, der für die persischen Gebern die Erlaubniß auswirken sollte, erstens die Steuern von Indien aus zu zahlen, zweitens eine Erziehungsschule zu gründen. Beide Gesuche aber hat die Regierung abgelehnt, das erstere, weil sie einen Eingriff in die Souveränetät darin erblickte; das letztere, weil sie keine Unterrichtsanstalt zum Götzendienst gestatten könne. Vorzüglich leiden die Gebern dadurch, daß man ihnen ihre schönen Töchter entlockt oder mit Gewalt entführt und dann unter dem Vorwande, sie seien bereits Muselmanen geworden, deren Zurückgabe unbedingt verweigert. Unter diesen Verhältnissen und wenn die Bedrückung in derselben Weise fortdauert, ist vorauszusehen, daß binnen nicht ferner Zeit das Land von Christen, Juden und Gebern gesäubert sein wird; „man bedenkt nicht, welcher Schaden dadurch für den Schatz des Königs erwächst“ (Buch Esther, VII, 7). Die Gebern stehen als Kaufleute und Oekonomen im Ruf des Fleißes, der Ausdauer und Redlichkeit; sie vermitteln den Handel mit Indien und haben eigene Karavanserais in Teheran, Ispahan und Schiraz. Sie sprechen untereinander altpersisch, ihre Priester heißen Mabeds. Als Begräbnißstätten, dergleichen sie eine bei Teheran haben, dienen ihnen isolirte Plätze, wo die Todten bekanntlich den Raubvögeln zum Fraß ausgesetzt werden. Nach dem persischen Gesetz für unrein geachtet, dürfen sie nicht die öffentlichen Bäder besuchen, sondern nur die der Armener und Juden. Von religiösen Festen haben sie mit den Persern nur das Neujahrsfest (nauruz) gemein, oder besser gesagt, diese mit ihnen, weil die Perser es von den Gebern beibehielten. Obwol der

Schah von anderer Religion ist, betrachten sie ihn de facto doch als legitimen Herrscher, und zollen ihm als Nachfolger von Kâûs und Dschemschid Verehrung. Ihre Seelenzahl beträgt, nach genauer Zählung, zwischen 8 und 9000.

Turkomanen.

Mogulen- reinen Bluts, Abkömmlinge von Turkistan, sind wenige als Geiseln aus dem Stamme der Goklan in Teheran zu finden. Sie zeichnen sich aus durch gelbliche Hautfarbe, breite Backenknochen, breite Stirn, schiefe, kleine Augen, breite Nasenwurzel, sodaß oft die Augen mit dieser in einer Fläche zu liegen scheinen, und langen, dünnen Schnurr- und Knebelbart (rische kusseh) bei vollkommenem Abgang des Backenbarts. Als Geiseln beziehen sie zum Theil vom Staate eine Pension, zum Theil leben sie als Kurschmiede und verfertigen als solche schöne Pferdedecken und Waschbeutel. Ihr Leben ist sonderbar mit dem des Pferdes verwebt, für welches Thier sie eine eigene Zärtlichkeit an den Tag legen. Ich sah oft acht- bis zehnjährige Goklankinder auf hohen Turkomanenrossen; während des schnellsten Galops umhalsten die kleinen Reiter ihre Pferde und bezeigten ihnen allerhand Liebkosungen. An vielen Einwohnern von Chorassan ist die Kreuzung mit der turkomanischen Rasse nicht zu verkennen.

Nach officieller Zählung vom Jahre 1855 gab es in Persien 22475 Turkomanen-Familien oder richtiger Zelte (karatschäder) aus den Stämmen der Jamut, Goklan und Tekkeh. Sie bewohnen die großen Steppenländer an den Flüssen Gurgan (Hyrkanien) und Atrek, welche sich in den Kaspischen See, in dessen Südostküste, ergießen, und ziehen sich bis Buschnurd und bis Meschhed in Chorassan hin. Obwol dem Namen nach Unterthanen (rayat) des Reichs, zahlen sie doch, dank dem meist sehr traurigen Zustande der persischen

Angelegenheiten, wenig mehr als gar keine Abgaben (mäliät). Ja sie plündern fast täglich das Land an Gut und Leuten, die sie als Sklaven nach Chiwa und Buchara verkaufen. Ist der Gouverneur von Astrabad oder Meschhed mächtig, so trachtet er wieder seinerseits die Stämme zu plündern; er macht dann selbst Raubzüge (tschapâûl) unter den sogenannten Unterthanen, und schickt erbeutete Sklaven und Pferde als Geschenk (pischkisch) an den Schah. Letzteres ereignete sich vor wenigen Jahren, als der kräftige Dschafer Kuli Chan Buschnurdi Statthalter von Astrabad war; er zwang sogar einen Stamm der Goklan, eine Anzahl von Berittenen zur Expedition nach Herat zu stellen. Als diese nach Teheran kamen und vor der Stadt lagerten, fürchtete man in der Residenz einen plötzlichen Ueberfall von seiten der Gäste; allein sie waren durch die Anwesenheit ihres Bändigers Dschafer Kuli so im Zaum gehalten, daß der Schah sogar wagte, sie vor sich Revue passiren zu lassen. Gleichwol zog man es vor, diese zweifelhafte Hülfstruppe in ihre Heimat zurückzuschicken. Dschafer Kuli wurde damals von seiten der Regierung zu einer neuen Expedition bewogen, die er auch mit der Bedingung unternahm, daß man ihm Truppen zur Unterstützung nachschicke. Er war jedoch von frühern Jahren her der Regierung verdächtig; man schickte ihm daher die versprochenen Truppen nicht, es gern sehend, daß er eine Schlappe erlitt. Mit genauer Noth gelang es ihm, sich durchzuschlagen, worauf er in seinen Geburtsort Buschnurd zurückkehrte. Nach seinem Tode erhielt der schwache Prinz Abul-meluk das Gouvernement der Provinz Astrabad; unter ihm dehnten die Turkomanen ihre Plünderungen bis nach Astrabad aus.

Alle drei Stämme leben in ewiger Blutfehde sowol untereinander als meist auch mit den Persern, welche sie als Schiiten hassen und deren Verkauf in die Sklaverei sie für

erlaubt halten. Während ihrer innern Fehden ruft oft ein Stamm die Hülfe der Perſer an, welche ihrerſeits die Gelegenheit günſtig glauben, um über ihre Feinde herzufallen. Doch kaum ſind ſie erſchienen, ſo verbinden ſich die Streitenden wieder zu einer Coalition und fallen dann gemeinſchaftlich über die Helfer und Bedränger her.*)

Afghanen,

von der reinſten kaukaſiſchen Raſſe, ſind an ihrer hohen Statur und kräftigen Geſtalt, an den geiſtvollen Phyſiognomien, großen Glotzaugen (tscheschme chireh) und an ihrem entſchloſſenen Auftreten zu erkennen. Sie leben nur in kleiner Zahl, als Flüchtlinge, von Stipendien des Schah, daher man ſie unter dem Volke ſpottweiſe musche-chazineh, d. i. die Mäuſe des Staatsſchatzes, nennt.

Beludſchen

ſind nur hier und da, als Sklaven, zu finden, ſie nähern ſich dem Hindutypus. Kreuzungen des Iran'ſchen und Beludſchenblutes aber trifft man ſehr häufig an, namentlich in Siſtan.

Zigeuner (kauli, karatschi)

finden ſich als wandernde Stämme (ils) in vielen Theilen des Reichs. In Phyſiognomie, Sitten, Gebräuchen, Lagerung, Lebensweiſe, Annahme jedweder Religion und Halten an keiner, gleichen ſie vollkommen ihren Stammesgenoſſen in Europa. Sie ſind bekannt als muntere Tänzer

---

*) Die meiſten ſtatiſtiſchen Angaben über Turkomanen verdanke ich meinem Freunde Dr. J. C. Häntzſche, welcher acht Jahre in Reſcht am Kaſpiſchen See als Arzt gelebt hat.

und Muſikanten; ſie prophezeien aus den Lineamenten der Hand, aus dem Würfelknochen der Schafe, oder aus einem gedruckten Blatt.*) Sie treiben das Schmiedehandwerk, machen ſchöne Ketten und Siebe, flicken Keſſel, verzinnen Geräthſchaften und bilden eigene Ils unter einem Nomadenchef. Sie gelten auch als gute Läufer, daher alle Schatirs (Läufer) des Königs ihrem Stamm angehören.

Die kleine Colonie der Europäer

umfaßt, mit Ausſchluß der Geſandtſchaften und Conſulate der verſchiedenen Mächte, eine beſchränkte Anzahl von Kaufleuten (Franzoſen, Griechen, Deutſche, Schweizer und Ruſſen), einige im Dienſte des Königs ſtehende Offiziere, Aerzte und mehrere zugewanderte Handwerker, im ganzen kaum mehr als hundert Individuen. Sie leben in Tabris und Teheran, drei Familien in Reſcht, eine in Schiraz. Der Europäer findet ſich hier nicht heimiſch, ſondern iſolirt und von den Eingeborenen gemieden. Mancher iſt unfreiwillig im Lande geblieben und liegt in perſiſcher Erde begraben, aber bisjetzt kam kein Fall vor, daß ein Europäer Perſien als zweites Vaterland adoptirt hätte, wie dies in Aegypten und der Türkei häufig der Fall iſt. Durch die Schwierigkeit der Communication mit Europa von der civiliſirten Welt abgeſchnitten und ganz auf ſich beſchränkt, von der weiblichen Bevölkerung durch Geſetz und Sitte ſo vollſtändig getrennt, daß er kaum in Jahren ein

---

*) So erzählte mir Dr. Cloquet: „Als ich im königlichen Lager zu Sultanieh war, kam eine Zigeunerin und wollte mir aus einem großen Blatte wahrſagen; ich erkannte eine Nummer des «Journal des Débats», die ihr, wie ich ſpäter erfuhr, General Ferrier für einen geleiſteten Dienſt geſchenkt hatte."

unverſchleiertes Geſicht erblickt, ändert der hier lebende Europäer mit der Zeit ſeinen Charakter und ſeine Lebensweiſe; er verliert die Thatkraft, nimmt viel von den Gewohnheiten des Landes an, wird ungeſellig und mürriſch, und lebt in ſteter Feindſchaft mit ſeinen Leidensgenoſſen. Wenn der Auswanderer aus Europa in den Orient kommt, findet er den fetten Boden brach liegen; er glaubt daher, bei mitgebrachter Energie und gutem Willen bald einen guten Anbau machen zu können, und erwartet mit Zuverſicht eine reiche Ernte. Nach einiger Zeit wähnt er ſich auch wirklich dem angeſtrebten Ziele näher und bereits eine durch ſeinen Einfluß hervorgebrachte Aenderung zu verſpüren; aber nach Verlauf von Jahren muß er zu ſeinem Schmerz bekennen, daß nicht die Orientalen ſich geändert haben, ſondern daß er ſelbſt ſich geändert, daß er ſelbſt ein halber Orientale geworden iſt. Nur der gebildete Mann mit wiſſenſchaftlichem Streben und Intereſſe für Land und Volk findet hier für längere Zeit Befriedigung; der Ungebildete wird bald des Lebens müde, ergibt ſich, wie es häufig der Fall iſt, um ſich zu betäuben, dem Rauſch, oder begeht Handlungen, die eines moraliſchen Menſchen unwürdig ſind. Leider gibt niemand ſo raſch ſeinen Nationalcharakter in der Fremde auf wie der Deutſche. Schon nach kurzer Zeit affectirt er, ſeine Mutterſprache vergeſſen zu haben, er macht Fehler im Geſchlecht der Hauptwörter, ſpricht mit fremdländiſcher Betonung, oder zieht es vor, franzöſiſch oder italieniſch zu radbrechen, und ſchämt ſich ſeiner neuangekommenen „weniger gebildeten“ Landsleute. In der Türkei und in Aegypten konnte ich Aehnliches vielfach beobachten. Solche Leute geben ſich als Affen dem Gelächter jedes Verſtändigen preis.

C. Stände.

Es gibt in Perſien durchaus keine grellen Kaſten- oder Ständeunterſchiede, keinen eigentlichen alten Adel. Einen Stammbaum beſitzen nur einige Chefs von Nomadenſtämmen, welche ihr Geſchlecht aus den Zeiten Dſchengi's, Tamerlan's und ſelbſt von den Saſſaniden ableiten. Man hört zwar oft das Wort nedschâbet (Adel) und nedschib (adelich); es wird jedoch darunter mehr die Stellung, welche das Individuum in der Geſellſchaft einnimmt, verſtanden. Bei dem fabelhaft ſchnellen Glückswechſel, wie man ihn nur in dieſem Lande ſieht, ſteigt eine Familie plötzlich, nimmt alle Civil- und Militärſtellen ein und wird nedſchib, um ebenſo raſch zu ſinken und in Vergeſſenheit zu gerathen. So gibt es im Lande wenige Familien, welche durch drei Generationen (puscht dar puscht) in Glanz und Anſehen geblieben wären.

Der höchſte Adelstitel iſt Schâhzâdeh, Prinz aus der regierenden Dynaſtie; er iſt durch Nachſetzen des Wörtchens Mirzâ kenntlich, ſo Abbas Mirzâ (Prinz Abbas). Weil aber die Nachkommen Feth Ali Schahs ſeit etwa achtzig Jahren auf mehr als zweitauſend männliche Sproßen angewachſen ſind, traf man eine Unterſcheidung zwiſchen denjenigen, welche von ſeinem Sohne Abbas Mirza, dem Kronprinzen, und denjenigen, welche von andern Söhnen ſtammen. Erſtere gelten als nächſte Verwandte des Königs; ſie functioniren meiſt als Statthalter und beſitzen Würden und Vermögen. Die andern hingegen leben von geringen Penſionen; ſie ſind arm, werden vom Schah wie vom Volk misachtet, aus Furcht vor Anſprüchen auf den Thron zu keiner militäriſchen Stelle zugelaſſen, und können wegen ihrer hohen Geburt ebenſo wenig zu einer bürgerlichen Beſchäftigung oder zu einem

Handwerk greifen; man dichtet ihnen mit Recht oder Unrecht allerhand Laſter an; ſie ſind für das Land, welches ſie ernähren muß, eine Laſt; durch langen Müßiggang verloren ſie alle militäriſche Tugend und Tapferkeit der Kadſcharen, es blieb ihnen nichts als deren Vorurtheile. Bei ihrer beiſpielloſen Vermehrung kann es gar nicht fehlen, daß zuletzt der Schatz für die Penſionen nicht ausreichen wird, und daß ſie ſchließlich den Prinzentitel ablegen müſſen, um ſich mit dem Volke zu vermiſchen: ein Weg, den bisjetzt nur wenige von ihnen eingeſchlagen haben.

Außerdem leben noch viele Deſcendenten aus den frühern Dynaſtien der Säfis, von Kerim Chan und Nadir-Schah; man nennt ſie zum Unterſchied Mirzädeh. Erſtere waren vorzüglich ſtark in Iſpahan vertreten; in der neueſten Zeit wurden ſie aber wegen politiſcher Umtriebe exilirt und in ferne Städte des Reichs internirt. In Iſpahan traf ich im Bazar einen Baumwollſchläger (hallätsch), der ein Abkömmling des erlauchten Monarchen Kerim Chan war. Die Abkömmlinge Nadir-Schahs haben ſich häufig mit den Kadſcharen verſchwägert.

Der eigentliche Adelstitel, durch das dem Namen nachgeſetzte Wörtchen Chān bezeichnet, z. B. Iſſa Chan, wird entweder durch ein Diplom vom König verliehen, oder er iſt von den Aeltern angeerbt, oder man legt ihn ſich, wenn man zu Vermögen gekommen iſt, ſelbſt bei. Er hat aber ſo wenig Wichtigkeit, daß viele Staatsbeamte den Titel Mirza vorziehen. Wenn eine Familie verarmt, ſo geht der Titel ſtillſchweigend wieder verloren; nur manche führen ihn ſelbſt als Stallknechte u. ſ. w. noch fort.

Leuten türkiſchen Stammes, beſonders den Militärs, wird der Titel Beg gegeben, dem jedoch nicht etwa die Bedeutung eines Beg oder Bei der Türkei zukommt.

Mehr angeſtrebt ſind die Ehrentitel (lækæb), welche

die Regierung den einzelnen Civil- und Militärbeamten ad personam ertheilt. In frühern Zeiten waren sie sehr selten und deshalb hochgeachtet; nur die höchsten Staatsbeamten wurden durch sie ausgezeichnet. In der neuesten Zeit hat man aber einen wahren Unfug damit getrieben, sodaß jetzt kaum ein Beamter vorhanden ist, der sich nicht eines Läkäb erfreute. Da das Wörterbuch beinahe erschöpft ist, suchte man nach Auskunftsmitteln; man bedient sich der Synonymen dāwlet, sultanet und mulk, welche alle drei „Regierung" bedeuten; so nizām em mulk, nizām eddaule, æmin el mulk, emin eddaule, itemād eddauleh, mutæmmed eddaule u. s. w. (Disciplin, Stütze, Säule, Rath, Arm, Beutel, Diadem, Fackel, Zunge der Regierung, der Krone, des Reichs u. s. w.). Selbst Frauen erhalten solche Titel, als: Furughe sultaneh, æfsāre sultaneh u. s. w. Der Verwalter des königlichen Hofstaats heißt „das Auge des Reichs", wobei man sich unwillkürlich an Aristophanes' Achener Herold erinnert: „Das Auge des Königs mag erscheinen."

Den größten Einfluß auf das Staatsleben üben die Mirzas*) oder Aehle-kælæm (die Schreiber oder Leute der Feder); aus ihnen gehen sämmtliche Minister (vezir), Staatssecretäre (mustāfis) u. s. w. hervor. Ihr Einfluß überwiegt den aller andern Stände, selbst des Militärs. Sie sind meist Leute aus dem Volke, des Schreibens, des Lesens und der laufenden Geschäfte kundig, welche sich durch Zufall, Geschicklichkeit, Geschmeidigkeit und Anempfehlung zu den höchsten Würden emporschwingen und Reichthümer anhäufen. Der Bezirk Tafrisch stellt von ihnen das größte Contingent. Wenn sie zu hohen Würden gelangt sind, stehen ihnen selbst die Prinzen des königlichen Hauses im Ansehen nach, ja

*) Das Wort Mirzā wird in diesem Fall dem Namen vorangesetzt, so Mirzā Jussuf, zum Unterschied von Jussuf Mirzā, Prinz Joseph.

dieſe finden ſich oft als Bittſteller bei ihnen ein. Die meiſten Statthalter ſind zwar Prinzen, doch an ihrer Seite ſteht ein Mirza als Vezier, der die Geſchäfte leitet, die Rechnungen führt und oft auch den größten Theil des Gewinnſtes (mædächel) zieht. Der Gouverneur ſammelt zwar die Steuern und Abgaben in der Provinz, aber er unterliegt der Controle eines Muſtaſi in der Reſidenz, welcher einen bedeutenden Druck auf ihn ausübt, und mit dem er die erpreßten Summen theilen muß. Dem Offizier iſt die Beſoldung und Verpflegung ſeiner Truppen überlaſſen, aber die Controle fällt wieder einem Mirza in der Reſidenz unter dem Namen læschker-næwis (Schreiber des Heeres) zu, welcher vom Brot des Soldaten „mitißt".

Die Seiiden, d. i. Abkömmlinge des Propheten, bilden wenigſtens den funfzigſten Theil der ſämmtlichen Bevölkerung; es gibt ganze Ortſchaften, welche nur aus Seiiden beſtehen. Sie ſind unter allen Ständen verbreitet: Prieſter, Kaufleute, Beamte, Gewerbs- und Landleute, und unterſcheiden ſich durch die blaue oder grüne Farbe des Gürtels oder des Turbans. Sie beſitzen in der Regel einen eigenen, die arabiſche Abſtammung verrathenden Typus; doch ſah ich auch einen Seiiden — er kam als Geſandter von Buchara nach Teheran —, welcher den moguliſchen Typus zeigte. Es genügt ein grünes Tuch um die Lenden zu ſchlagen, um an einem fremden Ort als Seiid zu gelten. Die Abſtammung in Frage zu ziehen, iſt ſchon deshalb Blasphemie, weil man damit einen Abkömmling des Propheten, wenn auch nur momentan, für einen Baſtard erklären würde. Zufolge der Strafloſigkeit, welche die Seiiden meiſt vor dem Geſetz genießen, hat ſich unter ihnen eine hübſche Anzahl von Schurken, Gaunern und Urkundenfälſchern herausgebildet. Daher ſagt das Sprichwort: „Der Seiide iſt ohnehin ſchwer zu behandeln; war er jedoch noch über-

dies in Mekkeh, so ist er dem Teufel zu schlecht.“ Besonders mag sich der Europäer hüten, mit dieser Klasse in Streit zu gerathen; er kann sich leicht böse Händel zuziehen, und trachte daher, ihnen womöglich auszuweichen.

Lutis entsprechen den Rowdies in Nordamerika; es sind Leute, die den biblischen Lot zu ihrem Schutzpatron erwählt haben, nachts auf Beute und Händel ausgehen, dem Wein und Spiel anhängen, und gern Verwirrung, oft nur des Spaßes, oft aber auch des Vortheils halber anstiften. Sie tragen im Gurt einen Tscherkessendolch als Waffe, die Mütze sitzt ihnen schief auf dem Kopfe. Man findet ihrer in allen Städten und unter allen Ständen; vorzüglich gehören ihnen die Athleten (pahlewāns), Affen-, Bären- und Löwentreiber, Tänzer u. s. w. an. Als sehr unternehmende Lutis sind die von Täbris, Schiraz und Ispahan berüchtigt. Die Protection einiger Lutis kann dem Europäer zu zeiten sehr nützlich sein!

Derwische. In frühern Zeiten gingen aus dieser Klasse die edelsten Denker und die begabtesten Poeten hervor; wir wollen nur an die gefeierten Namen eines Saadi und Hafis erinnern. Doch jetzt bilden sie eine Klasse von Landstreichern, Bänkelsängern und Märchenerzählern ohne besondere Bildung. Für jeden Erwerb zu indolent, entsagen sie dem Besitz und leben sorglos von einem Tag auf den andern. Viele von ihnen sind Hindu, andere sind Perser, selbst Söhne angesehener Familien, einige sogar Prinzen; der Bruder des Finanzministers schloß sich ihnen an. Unbekümmert um Habe und Vermögen, durchstreifen sie mit dem Stock, dessen Griff die Worte jā ali bildet, mit der Derwischmütze, einem Tigerfell, einem Steinbockhorn und der Bettelschale aus Kokos (kæschkul) die verschiedensten Länder und Gegenden. Mit dem Rufe jā hak (o Wahrheit) hält der Derwisch dem Europäer seine Schale hin und

verlangt ein Sahib kran (etwa ein halber Gulden); gibt man ihm weniger, so wirft er es oft stolz von sich. Manche von ihnen treiben sich halbnackt und barhäuptig in den Ruinen herum; andere beobachten eine gewisse Eleganz in der Kleidung, diese nennen sich ahle āzād (die freien Leute). Fast alle rauchen das Beng (ein Haschischpräparat); viele werden davon stumpfsinnig, mehr dem Thier als dem Menschen ähnlich. Obwol es bekannt ist, daß sie weder an Mohammed noch Ali glauben, sondern im Herzen Theisten oder Pantheisten sind und an die Seelenwanderung glauben, so genießen sie doch überall eine gewisse Achtung unter dem Volk. Niemand wagt es, sie barsch abzuweisen oder sie gar rauh zu behandeln. Ein Derwisch durchzog viele Jahre lang die Straßen Teherans, selbst die Plätze der königlichen Burg, und rief mit lauter Stimme „Alian, Alian!", ein mystisches Wort, dessen Bedeutung niemand verstand; er störte nachts die Ruhe der Bewohner, doch niemand wagte, ihm zu nahe zu treten, ja er fand mit der Zeit Verehrer, der Schah selbst konnte seine Excursionen nicht hindern. Viele von ihnen geben vor, Alchymie zu treiben, locken als Adepten bedeutende Summen ab und verschwinden dann spurlos. Als Bänkelsänger und Märchenerzähler sind sie unübertrefflich. Durch wohlbemessene Pointen wissen sie die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln. In dem spannendsten Moment der Entwickelung unterbrechen sie ihre Erzählung — gerade wie in den Nächten der arabischen Märchen —, um die Spende einzusammeln und am andern Tage fortzufahren. Diese Erzählungen, in gutem Stil und reiner Sprache vorgetragen, verbreiten die Kenntniß der persischen Sprache und Poesie unter dem Volke, und leisten in dieser Beziehung unendlich viel mehr als unsere Landbühnen, die leider nicht selten sogar den Verderb der Sprache befördern.

Soldaten heißen persisch serbāz, d. i. Leute, welche

mit dem Kopf ſpielen, ihn einſetzen, obwol der Name madebāz (die den Magen einſetzen) richtiger wäre, denn ſie ſind nebſt den Rayets die wahren Schmerzenskinder des Landes. Sie werden meiſt aus den türkiſchen Stämmen des Nordens genommen, aus Azerbeidſchan, Märageh, Hamadan und Chamſeh; nur einige Regimenter ſtammen aus Irak und Kurdiſtan. Die Kaſchaner ſind ſeit jeher von der Beiſteuer zum Contingent befreit, weil ſie als furchtſam gelten; von ihnen circulirt die Anekdote, daß einſt ein heimkehrendes Regiment Kaſchaner einige Mann Bedeckung zur Sicherheit auf dem Marſche verlangt habe. Chriſten und Gebern ſind ebenfalls vom Kriegsdienſt befreit; der Emir nizam hatte zwar ein Regiment aus den Chaldäern ausgehoben, ſie wurden jedoch unter dem folgenden Großvezier wieder entlaſſen. Dies hindert indeß nicht, daß mehrere Armener als höhere Offiziere und Generale in der Armee dienen, ſo Dawud Chan Gurdſchi, Dſchibrail Chan, u. a. Letzterm hat der König ſogar im Sommer 1859 die Obhut über das königliche Lager in Niaveran und hiermit die Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Harems anvertraut.

Die geſammte Wehrkraft des Landes zerfällt in die reguläre (nizām) und irreguläre (rædif) Truppe. Die Rädifs beſtehen aus Fußvolk mit Flinten bewaffnet (tufenktschi) und aus Cavalerie (sawāreh rædif); ſie ſind meiſt zum Schutze der Grenzen gegen feindliche Einfälle beſtimmt. Dieſe Truppe muß ſich ſelbſt equipiren; ſie erhält erſt dann die Löhnung, wenn ſie, für den Dienſt oder eine Expedition (sefer) verwendet, die Muſterung des Königs oder des Gouverneurs paſſirt hat. Es iſt genau beſtimmt, wieviel Mannſchaft ein jeder Stamm ſtellen und ausrüſten muß; auch die Dienſtzeit iſt feſtgeſetzt. Da jeder Chef ſeine Leute kennt und es auch in ſeinem Intereſſe liegt, ſchöne, ſchlagfertige Truppen zu haben, ſo ſind ſie meiſt ſtattlich

bekleidet und auf guten Pferden beritten. Ich begleitete oft den König zur Revue. Die Mannschaften sahen gut und tüchtig aus; fast alle Flinten waren mit Silber beschlagen, die Pferde kräftig und wohlgenährt. Ihre Bestimmung ist ähnlich wie die der Kosacken; sie plündern, schaffen Proviant, beunruhigen den Feind, machen nächtliche Ueberfälle, und leisten besonders gegen die Angriffe der irregulären Cavalerie der Turkomanen die vortrefflichsten Dienste. Ueberhaupt wurde jede tapfere Waffenthat während meiner neunjährigen Anwesenheit nicht von der regulären, sondern von der irregulären Truppe ausgeführt. Sie stehen immer unter dem Commando ihres Tribuschefs oder seines Sohnes.

Die reguläre Truppe besteht aus Fußvolk (piādeh nizām), Artillerie (tubchāneh) und aus etwa 300 Mann Cavalerie (sawāreh nizām). Vom Fußvolk gibt es an 84 Bataillone (tautsch), jedes nominell zu 800 Mann, doch sind selten mehr als die Hälfte im Dienst. An der Spitze des Bataillons steht ein særtip (General); ihm unterstehen die andern Grade, als: serheng (Oberst), javer (Major), sultan (Hauptmann), nājib (Lieutenant), wekil (Feldwebel) und dehbāschi (Corporal). Die Anzahl der im Dienst stehenden und dispoubeln Offiziere ist übermäßig groß und würde für wenigstens den doppelten Armeestand hinreichen. Zehn Bataillone unterstehen dem Mirtuman, an der Spitze der ganzen Armee stehen der sepāh sālār (Feldmarschall), der adschutān bāschi (Kriegsminister) und der leschke næwis bāschi (oberster Kriegscommissar). Die Soldaten werden für die Dauer des ganzen Lebens gestellt, daher findet man auch unter ihnen viele gebrechliche Greise. Jedes Regiment soll der Regel nach ein Jahr dienen, im andern auf Urlaub sein; doch wird bei größern Expeditionen hiervon abgesehen, indem dann der Urlaub erst nach zwei bis drei Jahren eintritt.

Der perſiſche Soldat iſt kräftig, ſchön gewachſen, genügſam; er erträgt ſtarke Strapazen, Durſt, Hunger, Kälte, Schlafloſigkeit, forcirte Märſche; er beſitzt auch viel natürlichen Muth: kurz man findet im Lande das ſchönſte Material zu einer vortrefflichen Armee; doch baut man zu ſehr auf dieſe Tugenden, man ſetzt voraus, daß der Mann im ſchlimmſten Fall ſich von Kräutern ernähren kann, und thut methodiſch alles, um die Leute zu Grunde zu richten. Die Offiziere (Sahib mænsab) ſind aller Kenntniſſe des Kriegsweſens bar. Ein Knabe von ſechzehn Jahren tritt aus der Schule durch Protection, Beſtechung, Kauf oder Familienrückſicht in den Grad eines Oberſten; ſein Wirken beſteht darin, den Sold der Soldaten zu unterſchlagen und das für ihre Kleidung und Verpflegung beſtimmte Geld ſich anzueignen. Der Sold (muwadschib) iſt zwar nicht gering, der perſiſche Soldat könnte damit vortrefflich beſtehen, doch wird ihm von der Regierung nur dreiviertel, und zwar nachträglich zu Ende des Dienſtjahrs verabfolgt; davon enthalten ihm dann die Offiziere noch einen großen Theil vor, und der Reſt wird in beſchnittenen Dukaten ausgezahlt. Der Soldat muß deshalb im Laufe des Jahres Geld auf ſchwere Zinſen entleihen, ſodaß ihm faſt nichts von dem Sold übrigbleibt. Daſſelbe gilt für die Kleidung; ſie iſt für den Winter ungenügend; er hat keinen Mantel, daher viele bei Märſchen im Winter zu Grunde gehen. Die Gewehre ſind ſchlecht, nicht einmal immer mit Feuerſteinen verſehen, die Bajonnete locker und verbogen. Ohne Rückſicht auf Acclimatiſation, werden die türkiſchen nordiſchen Bergſoldaten in die heißen Gegenden des Perſiſchen Meerbuſens in Garniſon (sächlu) gelegt; mehr als die Hälfte ſtirbt an Fieber, Ruhr, Typhus, Medinawurm und Heimweh. Für ärztliche Pflege wird keine Sorge getragen; ſie haben keine Spitäler, ſchlechte oder gar keine Aerzte, faſt jeder Verwundete iſt verloren. Vor einer

großen Expedition, z. B. nach Herat, werden dem Soldaten 1—2 Dukaten angewiesen, sonst ist für seine Verpflegung nicht gesorgt; der Proviant wird ihm um erstaunlich hohe Preise verkauft, und nicht selten zieht es der Offizier vor, die Nahrungsmittel an den Feind zu verkaufen, sodaß die Belagerten besser als die Belagerer verpflegt sind. Die Leute haben kein Recht, sich zu beschweren; jede Klage wird als Insubordination bestraft. Ich war einst selbst Zeuge davon. Der Schah hielt Revue über mehrere Regimenter, welche nach Herat zogen; im Vorbeimarschiren jammerte ein Soldat, daß er vor Hunger erliege, da ihm sein Sold nicht bezahlt werde. Der Schah fragte den Kriegsminister, was er dazu sage. Dieser erwiderte: „Der Mann ist närrisch und störrig", und versetzte dem Armen, da der Schah ihn zu strafen befahl, in persona einige Maulschellen. Bei dem Mangel an Fuhrwesen kaufen sich gewöhnlich je drei Soldaten einen Esel zum Tragen ihrer Effecten. Die große Zahl dieser magern Thiere im Nachtrab erschwert und verzögert sehr den Marsch, und wird der Nachtrab abgeschnitten, so findet sich das ganze Heer der Mittel entblößt. Der Offizier bleibt, wenn es zum Angriff (hamleh, maarikeh) kommt, weit hinter der Front; er versteckt sich in einer Grube, ja er läßt sich sogar von seinen Soldaten zu dem Zweck eine graben. Es ist daher höchst selten, daß ein Offizier verwundet oder getödtet wird.

Unter diesen Umständen darf es nicht befremden, daß die Disciplin sehr gelockert ist, daß die Soldaten in den Garnisonen Kleinhandel treiben, Eier, Früchte u. s. w. verkaufen, oder durch Plünderung und Diebstahl sich Unterhalt verschaffen, daß sie unwillig ans Exercitium gehen und mit Schrecken an eine Expedition denken, denn sie wissen, daß sie verkauft und verrathen sind. Bei ihrer gewohnten Genügsamkeit suchen sie sich unterwegs verschiedene Kräuter

und kochen davon mit etwas Reis und Butter eine Suppe, die zu ihrer kümmerlichen Ernährung dient. Trifft einen Soldaten die Reihe, als Wache (karaül) zu functioniren, so wird er oft in vierundzwanzig Stunden nicht abgelöst; doch er macht sich's bequem: er legt die Flinte bei Seite, raucht eine Pfeife und kocht sich seine Suppe.

Unter ähnlichen Verhältnissen kann auch die beste Mannschaft nichts leisten. Die reguläre Truppe, welche dem Schatz erhebliche Summen kostet und die besten Arme, die bei der dünnen Bevölkerung nur schwer entbehrt werden können, dem Ackerbau entzieht, wird nie einem äußern Feind gefährlich werden, sie kann nur Furcht und Schrecken im eigenen Lande und in Gegenden, wo sie durchzieht, verbreiten. Und doch glaubt der König, die beste Armee zu besitzen, welcher nur die europäischen Kriegsmaschinen fehlen, um die ganze Welt damit zu erobern. Einmal, als wir auf den großen Platz zur Revue ritten, war der König vom Anblick der Mannschaft so hingerissen, daß er bei der Rückkehr ausrief: „Sie zierten das Meidan, wie die Rose den Garten; es war überall ein Parterre von Blumen zu schauen!" Darum erhält sie auch in der officiellen Staatszeitung immer die Prädicate der „unbesiegbaren", der „sieggekrönten" u. s. w.

Etwas besser organisirt ist die Artillerie. Vor etwa dreißig Jahren durch englische Offiziere von der ostindischen Armee eingerichtet, bewahrt die Mannschaft noch etwas militärischen Geist und Disciplin. Ihr Vorstand, Fazan Agha, treibt auch die Sachen nicht aufs äußerste, daher die Soldaten besser verpflegt, gekleidet und eingeübt sind. Der Schah spricht mit vielem Stolz von dem Zeughaus (dschabbechāneh), wo Kanonen gebaut und Waffen verschiedener Art ziemlich gut verfertigt werden. Bekannt ist die folgende Anekdote. Während Hussein Chan unter der Regierung Mehmed Schahs als Gesandter in England war, wurde ihm

das große Arſenal von Woolwich gezeigt. Als echter Perſer äußerte er nicht im mindeſten Bewunderung oder Erſtaunen. Beim Abſchied endlich gefragt, wie er die Anſtalt gefunden habe, ſagte er nur die wenigen Worte: „Ihr habt nicht das große Arſenal von Teheran geſehen.“*)

Der Schah hält ſeine Artillerie für die beſte der Welt. Bei den Schießübungen, die er ſehr häufig veranſtaltet, pflegt er ſelbſt einigemal die Kanonen zu richten; trifft er ins Ziel, ſo erhält er vom Premier zur Belohnung 50 Dukaten, welche er dann unter die Mannſchaft vertheilt. Im Meidan des königlichen Schloſſes befinden ſich zwei Kanonen von mächtigem Kaliber; ſie wurden in Bender Abbas zu Zeiten der Säfi-Könige von den Portugieſen erbeutet und ſpäter nach Teheran geführt; man nennt ſie tube murwārid (Perlkanonen). Meiſt werden ſie von Menſchenhänden mit unſaglicher Mühe, bisweilen auch mit Verluſt von Menſchenleben, auf die Schießſtätte gezogen.

Einmal forderte auch mich der Schah auf eine Kanone zu richten. Ich unterzog mich nur mit Angſt dieſem Geſchäft, denn ich fürchtete, einen von den Wächtern der Schießſtätte zu treffen; doch lief alles glücklich ab, und kein Menſchenleben war der königlichen Laune zum Opfer gefallen.

Trotz der disciplinirten Armee darf man ſich im Kriege auf keinen combinirten Angriff einlaſſen. Die Offiziere blei-

---

*) Dieſer Huſſein Chan gilt ſelbſt in Teheran als Prototyp eines Lügners und Prahlers. Durch ſeine eleganten Manieren wußte er ſich überall bemerkbar zu machen. Als bei ſeiner Durchreiſe durch Wien die Fürſtin Metternich die Schärfe ſeines kameh (Dolch) bewunderte, antwortete er ihr mit dem in Perſien üblichen Compliment: „Er verwundet nicht ſo tief wie Ihre Augen.“ Vor meinem Abſchied von Teheran bat er mich, der Fürſtin viele Grüße von ihm auszurichten. Ihr wohlgelungenes Miniaturbild bewahrt er mit vieler Pietät.

ben hinter der Fronte zurück, und der Soldat mag zuſehen, wie er ſich, gut oder ſchlecht, aus der Affaire zieht. Verwundet, überläßt man ihn ſeinem Schickſal; zeichnet er ſich aus, belohnt man ihn nicht; benimmt er ſich feig, ſo wird ihm verziehen, denn niemand bemerkt es. Nach einem Sieg werden die Köpfe der gefallenen und verwundeten Feinde abgeſchnitten und die präparirten Skalpe als Trophäe nach Teheran gebracht. Natürlich figurirt auch mancher perſiſche Skalp darunter, es geſchieht ad majorem regis gloriam. Die Präparation beſteht darin, daß der Kopf einige Zeit unter die Erde vergraben, dann herausgenommen und geklopft wird, wobei die harten und weichen Theile herausfallen und nur die Haut zurückbleibt; dieſe wird mit Stroh ausgefüllt und auf eine Pike geſteckt. Ich ſah mehrere ſolcher Skalp-Revuen, die größte nach dem Siege über die Araber von Mäscat. Der Imam, welcher längere Zeit den Strich von Bender-Abbas in Pacht hatte, verweigerte nämlich den Pachtſchilling und machte Miene, ſeine Souveränetät geltend zu machen. Gegen ihn zog Abdullah Chan, der Sohn des Gouverneurs von Kirman. Er nahm eine tüchtige Doſis Haſchiſch und vertheilte auch einiges an ſeine Soldaten; der Angriff ward durch den europäiſchen Arzt Fagergreen, einen Schweden, der in perſiſchen Dienſten ſteht und in Schiraz anſäſſig iſt, gut geleitet; die Araber wurden gegen das Meer gejagt, viele wurden getödtet, andere ertranken. Ich ſah den Zug der Skalpe, untermiſcht mit den gefangenen Arabern und Beludſchen, welche zum Tode verurtheilt waren; das Todesurtheil wurde jedoch nicht vollzogen, da der Imam den Pacht erneuerte und viele Beutel Thereſienthaler an den Schah ſchickte.

Im ganzen drängt ſich dem Beobachter die Bemerkung auf, daß von der regulären Truppe in ihrem gegenwärtigen Zuſtand weder für den König noch für das Land etwas Tüch-

tiges zu erwarten ſei, und daß ſie im Kriege gegen eine europäiſche Macht faſt gar keinen Widerſtand zu leiſten vermöchte. Gegen innere Unruhen und die Scharmützel mit den Turkomanen würde ein Drittheil der Mannſchaft ausreichen. Bei gehöriger Verpflegung und Beſoldung, und unter Führern, die ſich das Vertrauen der Leute zu erwerben wüßten, könnte das Land ein treffliches Heer beſitzen; denn die Soldaten ſtammen aus demſelben Blut wie die, mit denen einſt Nadir Schah nicht nur ſein Vaterland von zahlreichen Feinden, den Afghanen und Türken, befreite, ſondern ganz Aſien zittern machte und ſelbſt Rußland Achtung gebot. Leider aber wird das vortreffliche Matérial ohne Sinn und nutzlos vergeudet.

Ueber die andern Stände, als: Prieſter, Kauf- und Gewerbsleute, Ackerbauer und Nomaden, wird am geeigneten Orte Näheres mitgetheilt werden.

II.

Wohnhäuser, Städte, Gärten, Sommersitze und Zeltlager.

Ausdehnung der Wohnungen. Rascher Verfall. Baumaterial. Bauleute. Innere Einrichtung. Ventilation. Heizung. Aborte. Höfe. Frauengemächer. Die Stadt Teheran (Lage, Befestigung, Stadtviertel, Gassen, Beleuchtung, Reinigung, Bazare und Karavanserais, Bäder, Moscheen und Madrasses, Amphitheater, Plätze, Miethswohnungen, Hunde, Fliegen, Mücken, Zecken, Skorpione und Solpugen). Die Citadelle von Teheran. Physiognomie anderer Städte (Ispahan. Die beweglichen Minarets). Gärten. Sommersitze. Zeltlager.

A. Wohnhäuser.

Es ist eine Eigenthümlichkeit des Persers, daß er sich, sobald er zu Stellung, Einfluß und Reichthum gelangt, eine neue Wohnung aufführen läßt und sie übermäßig, fast ohne Zweck und Plan, vergrößert; er liebt zu bauen und zu erweitern. Rings um sein Haus siedeln sich seine Stammesgenossen, Glieder desselben Tribus (täife), ferner Diener und Clienten an, sodaß in kurzer Zeit der Complex einen ganzen Stadtbezirk einnimmt. Da nun beim Mangel an alten adelichen Familien ein fortwährendes Emporkommen und Sinken von Individuen stattfindet, so bevölkern sich

einzelne Stadttheile in wenigen Jahren; sie gelten dann als die beliebten (marghub), um ebenso rasch wieder einzugehen, denn jeder trachtet in der Nähe des aufgehenden Sterns seinen Sitz zu nehmen und von dem untergehenden sich zu entfernen. Nachdem im Jahre 1851 Mirza Agha Chan Großvezier (sader aazam) geworden war, brachte seine Familie einen ganzen Stadttheil an sich und bebaute ihn mit neuen Palästen; aber schon sieben Jahre später, beim Fall des Veziers, standen die Häuser leer, herrenlos, ihrem nahen Verfall entgegensehend, denn die Besitzer lebten im Exil oder suchten sich den Blicken der Regierung zu entziehen. Um diese Zeit stieg der Glücksstern der Familie des Feruch Chan Amin uddauleh auf; sie begann eine ähnliche Rolle zu spielen, um, wie vorauszusehen war, ebenfalls bald einer andern zu weichen. Aber damit nicht genug; auch in andern ferngelegenen Städten werden ganze Stadttheile, welche dem Tribus eines abgesetzten Ministers gehören, nach seinem Fall auf Befehl der Regierung niedergerissen und gestampft*), wie dies mit dem Nur-Viertel in Schiraz nach der Execution des Ibrahim Chan, Veziers des Feth Ali Schah, und mit den Quartieren der Makûi nach Exilirung des Ministers Hadschi Mirza Agassi geschah.

Der Plan dieser schnell aufsprossenden Häuser ist gewöhnlich so weitläufig angelegt und wird bei neu hinzukommenden Geldquellen so oft modificirt, daß das Gebäude nie zu Ende geführt wird, oder daß bei dem unsoliden Bau der eine Theil bereits zusammenstürzt, während der andere noch im Fortbau sich befindet. Da wechselt plötzlich die Stellung des Eigners, er verarmt, verliert seine Würde,

*) Stampfen (kubiden) ist ein Zeichen der vollendeten Zerstörung und des Verbots der Wiederaufrichtung, ähnlich wie das Salzstreuen im Mittelalter.

wird exilirt, mit Geldſtrafen belegt, oder er ergreift die Flucht; und nun bleibt das Haus ein unfertiges Conglomerat, nie etwas Ganzes oder Vollendetes darſtellend. Schon der Dichter Saadi klagt:

Wer immer kam, ein neues Haus er baute;
Er ſchied, dem andern er es anvertraute;
Doch dieſer etwas Neues ſelbſt ausbraute —
Und niemand ſo den Ausbau je erſchaute.

Dieſe Stelle iſt zwar im metaphoriſchen Sinn in Bezug auf die Unbeſtändigkeit des irdiſchen Guts zu nehmen, doch entſpricht das Bild ganz der perſiſchen Volksſitte. Zu vollenden und abzuſchließen liebt der Perſer nicht, er will nur Neues ſchaffen und läßt das Alte durch Vernachläſſigung zu Grunde gehen. So verſchwendet er große Summen auf den Bau neuer Schlöſſer und Wohnungen, ſcheut aber die geringen Ausgaben für nöthig werdende Reparaturen. Ein Haus, das ihm durch Erbſchaft überkam, läßt er verfallen; pietätvolle Anhänglichkeit an Haus und Herd ſeiner Väter iſt ihm ein ungekannter Begriff. So baute Mehmed Schah, der Vater des jetzt regierenden Königs, ein neues, ausgedehntes Schloß am Fuße des Elburz-Gebirges bei Abbas-Abad; der Zufall wollte, daß er einige Wochen nach dem Ausbau im Jahre 1848 verſchied; bereits im Jahre 1857 war der Ruin des Gebäudes ſo vollſtändig, daß ich über die Trümmer wegreiten konnte; die Backſteine und das Bauholz wurden verkauft, und als der jetzige König in der Nähe campirte, führte man faſt unter ſeinen Augen das Material hinweg. In ausgedehntem Maße wurde dieſes Syſtem in Iſpahan, der alten Reſidenzſtadt der Safavi, geübt. Großartige, in ſchönem Stil errichtete Paläſte ſind zur Gewinnung von Baumaterial demolirt oder dem muthwilligen Ruin preisgegeben worden, um einige elende Hütten oder ſogenannte Paläſte in verdorbenem neuen Geſchmack

herzuſtellen. Selbſt die prächtigen und für Reiſende unentbehrlichen Karavanſerais, von Schah Abbas dem Großen mit Munificenz ausgeſtattet, liegen zum Theil in Trümmern und drohen aus Mangel an Aufſicht den gänzlichen Einſturz. Auch die vielen koſtbaren Brücken, die hier und da über Sturzbäche und Engpäſſe führen, ſind meiſt unbrauchbar, weil ein Pfeiler morſch geworden oder die Wölbung Lücken und Löcher bekam, ſodaß man ſie nur mit großer Vorſicht paſſiren kann. Iſt eine zur Communication unumgänglich nöthige Brücke halb eingefallen, baut man höher oder tiefer eine neue. Man ſtrebt immer nach dem Ruhm, etwas Neues geſchaffen zu haben.

Hierzu geſellt ſich der Aberglaube an böſe Vorbedeutungen, der ſich nicht allein auf Häuſer, ſondern auch auf ganze Ortſchaften, auf Pferde und Frauen erſtreckt. Der Perſer nennt es bæd kadem, d. i. unglücklicher Tritt. Hat ſich in einem Hauſe ein plötzlicher Unglücksfall ereignet, ſo findet ſich faſt niemand, der es, wenn auch umſonſt, bezöge, und ſo geht es, ſich ſelbſt überlaſſen, dem raſchen Verfall entgegen. Ferner werden viele Häuſer aus allen möglichen Veranlaſſungen von der Regierung ſequeſtrirt; niemand will ſie kaufen, man betrachtet ſie als unrechtmäßig erworben, und es iſt nicht erlaubt, das Gebet in ihnen zu verrichten. Ebenſo wenig begünſtigen die rigoröſen mohammedaniſchen Religionsbegriffe die Erhaltung eines Baudenkmals alter Zeit. So fand ich in Perſepolis faſt alle menſchlichen Figuren verſtümmelt oder wenigſtens mit ausgehauenen Augen, weil ſie angeblich Götzen und Götzenanbeter repräſentirten.

Nach allem dieſen kann es nicht befremden, daß trotz der fortwährenden Neubauten nur wenige Häuſer in bewohnbarem Zuſtand ſich befinden.

Andere Gründe des ſchnellen Verfalls liegen im Bau

ſelbſt und in dem dazu verwendeten Material, welches wir näher beleuchten wollen.

Das Baumaterial beſteht zumeiſt aus Backſteinen, die an der Luft getrocknet werden. Sind ſie aus gutem, durchgearbeitetem Lehm geformt und an der Sonne gehörig gedörrt, ſo widerſtehen ſie bei dem vorherrſchend trockenen Wetter lange Zeit, oft Jahrtauſende, der Zerſtörung, wie an einigen uralten Bauten erſichtlich iſt. Doch dazu nimmt man ſich jetzt ſelten mehr die Mühe; man bereitet die Ziegeln aus der obern mit Humus und Salpeterſalzen gemiſchten Erde oder aus Straßenkoth, daher ſie ſchon nach einem mehrere Tage anhaltenden Regen zerbröckeln; und auch die gebrannten Ziegeln, wegen Mangel an Brennholz und infolge der unvollkommenen Bereitungsart ſchlecht ausgebacken und mit Kies untermiſcht, verwittern bei mäßiger Feuchtigkeit. Die zur Grundlegung verwendeten unbehauenen Steine und Geröllſtücke tragen ebenſo wenig zur Solidität der Gebäude bei. In Teheran ſelbſt werden wegen ſchlechter Beſchaffenheit der jetzigen Ziegeln häufig die aus den Ruinen von Ray ausgegrabenen zu Neubauten gebraucht. Ihre Feſtigkeit ſowie die dort aufgefundenen Thongeſchirre beweiſen hinlänglich, wie weit die damaligen Bewohner den heutigen in dieſer Fabrikation voraus waren.

Als Mörtel wird nur ſelten am Grundbau und der Kellerwölbung Kalk mit Lehm untermiſcht angewendet, im allgemeinen nimmt man mit Lehm gemengten Gips oder Lehm mit Stroh untermiſcht (kāḥgil), letztern ausſchließlich zum äußern Anwurf des Hauſes.

Bauholz gibt es in den Hochebenen faſt gar nicht; man muß acht- bis zehnjährige Pappelſtämme, deren Rinde abgeſchält wird, dazu verwenden. Dieſes weiche Holz leiſtet aber keinen Widerſtand, es fault leicht und wird noch dazu häufig von zahlreichen Teremiten (muriāneh) durchfreſſen.

Nur bei größern Bauten beſtehen einige Balken aus Platanenholz, das koſtbar und ſelten iſt.

Der Grund wird ſelten tiefer als 2—4 Fuß gegraben, welche unzureichende Baſis überdies durch das frei in den engen Straßen fließende Waſſer und durch die im Hauſe befindlichen ſchadhaften Baſſins und Ciſternen zu leiden hat.

Die Dächer ſind flach, nur unmerklich geneigt und mit einer dicken Erdſchicht bedeckt, welche die weichen Pappelbalken eindrückt, daher das Regenwaſſer durch Riſſe und Spalten ſickert und in das Innere des Hauſes dringt.

Die große Ausdehnung der Wohnungen macht es dem Beſitzer beim beſten Willen nicht möglich, für die nothwendigen Reparaturen zu ſorgen.

Auf Vorſtellungen über die leichte Bauart der Wohngebäude, antwortet der Perſer ſtereotyp: „er baue ſein Haus, um es einige Jahre zu bewohnen; was dann geſchehen werde, wiſſe nur Gott". In dieſer Unſicherheit der Zuſtände und des Eigenthums liegt alſo die Haupturſache, daß kein ſolider Bau zu Stande kommt. Selbſt die königlichen Bauten, wie bedeutende Summen auch dafür verausgabt werden, machen in dieſer Hinſicht keine Ausnahme: ſie ſind zwar luftig und hübſch, ſtehen aber an Solidität den Privathäuſern ſogar nach. So geſchieht es, daß während des Sommers wenigſtens ein Drittheil des Winterpalaſtes, und während des Winters ebenſo viel vom Sommerpalaſt umgebaut werden muß. Kommt die Zeit, wo das Hoflager verlegt werden ſoll, ſo findet in der Regel eine unliebſame Verzögerung ſtatt, weil die Bauten noch nicht fertig ſind. Als im April 1853, weil nach einem ungewöhnlich regneriſchen Frühling die Cholera in Teheran ausbrach, der Schah plötzlich den Sommerpalaſt zu Niaveran bezog, fand er daſelbſt faſt kein einziges Zimmer, in dem er ohne Regenſchirm weilen konnte. Während meines Aufenthalts ſtürzte

das Dach der königlichen Bibliothek ein und beschädigte viele kostbare Bücher; ein ähnliches Los drohte der Schatzkammer. Es ist einmal sanctionirter Gebrauch, daß von jedem Dukaten, der für öffentliche Bauten bestimmt ist, nur vier Zehntel wirklich dafür verausgabt werden, das übrige aber in die Taschen der Beamten und Bauunternehmer fließt. Allein auch die vier Zehntel scheinen nicht immer, wenigstens nicht zu rechter Zeit verwendet zu werden; man verläßt sich auf den trockenen Sommer, auf den seltenen Regen, und begnügt sich, einige Goldflitter an die Wände und Thüren zu kleben. Dem König ist der ganze Vorgang kein Geheimniß; doch drückt er dabei die Augen zu, weil er weiß, daß eines Tags das betrüglich Erworbene durch Confiscation wieder in seinen Beutel zurückkehren wird. Einst erging sich der König unter Begleitung der Höflinge in seinem Garten; wir stießen auf einen elend gebauten, schlecht gefirnißten Kiosk von zweideutiger Solidität und Schönheit. Der König fragte, wieviel der Bau wol werth sein möchte. Aus schonender Rücksicht für die Betheiligten glaubten wir eine hohe Summe rathen zu müssen und nannten 1000 Dukaten; der König aber erwiderte lachend: „Ich zahlte 6000 dafür." Zwei Jahre später hatte er sich freilich alles zurückzahlen lassen.

Die Maurer, Bauleute wie Meister, stammen meist aus der Stadt Kaschan; sie haben die Gewohnheit, stets singend ihre Arbeit zu verrichten. Mit monotonem Gesang verlangt der Maurer von den Gehülfen und Taglöhnern seinen Bedarf an Baumaterial. Sein ganzes Werkzeug besteht in einer schmalen, einem knieförmigen Spatel ähnlichen Kelle; nur selten bedient er sich des Hammers, da die Luftziegel (chischt) mit der Hand zerbrochen werden. Mit der Hand wirft er den Mörtel und den digerirten Gips in die Fugen und klopft dann mit der Faust einigemal darauf, um etwas Festigkeit zu geben. Die Kelle dient ihm blos zum Glätten,

und er würde ſie, wenn auch dazu die Hand ausreichte, gewiß à la Diogenes ganz verwerfen. Das Senkblei wendet er nur an, wo die Mauer etwas ſchief oder gebogen ausfällt, er nimmt die Sache nicht ſo genau; macht man ihn auf den unausweichlichen Sturz ſeiner Mauer aufmerkſam, ſo erwidert er lächelnd: „Man baut nicht für die Ewigkeit.“

Und doch ſind dieſelben Baulente vortreffliche Handwerker, wenn ſie nur wollen. Mehrere ſorgfältig ausgeführte Madraſſes und Karavanſerais legen Zeugniß ab von ihrer Geſchicklichkeit; in Eleganz, Leichtigkeit und Formverſchiedenheit der Wölbungen ſind ſie den Europäern ſogar überlegen. Man betrachte nur die ovoide Wölbung der Moſchee von Sultanieh, die Mittelkuppel im Bazar Tſcheharſu in Kaſchan, oder die Wölbungen der Moſcheen von Ispahan, beſonders in der Mesdſched dſchumeh. Manche ſind ſo flach, daß ſie faſt horizontal zu liegen ſcheinen. Kleinere Arbeiten dieſer Art verrichten die Perſer ohne alle Schablonen. Allerdings ſtürzt auch wol das Gewölbe ſchon während des Baues wieder ein; aber des Menſchen Fleiß, ſagen ſie, ſoll ſich eben darin zeigen, daß er nicht ermüdet, ſondern die mislungene Arbeit von neuem beginnt. Bei ähnlicher Veranlaſſung citirte mir ein Baumeiſter die bekannte Anekdote vom Emir Teimur (Tamerlan). Dieſem ging es in ſeiner Jugend ſehr mislich, nichts gelang ihm, und er wollte ſchier verzweifeln. Da ſah er einer Ameiſe zu, wie ſie ein ſchweres Korn in die Höhe ſchleppte; neunundneunzigmal entglitt es ihr, aber immer raffte ſie es wieder auf und brachte es endlich doch an den Ort der Beſtimmung. An dem Beiſpiel der Ameiſe belebte ſich ſein Muth, und er ging wieder friſch an das begonnene Werk. — Beſonders geſchickt ſind die Perſer im Aufführen von Rohbauten, ſie verſtehen es, Ziegel von verſchiedener Farbe und Größe unter verſchiedenen Winkeln ſo zuſammenzuſtellen, daß die gefälligſten Muſter und geome-

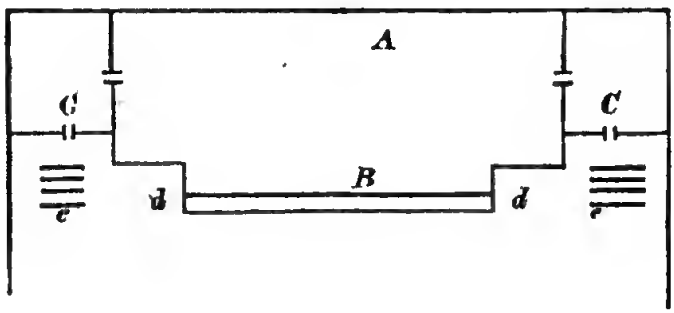
triſchen Figuren entſtehen, ähnlich den winkelig gebrochenen Schichtungen der Gebirge. Beſonders in den ältern Bauten von Ispahan findet man überraſchend ſchöne, einfach geſchmackvolle Formen.

Wo Vielweiberei und Abſchließung der Frauen herrſcht, muß natürlich die Bauart des Wohnhauſes eine andere ſein als in monogamiſchen Ländern. Als Hauptgrundſatz gilt, daß die Häuſer nach außen gegen die Gaſſe nur nackte, kahle Mauern zeigen, alle Pracht aber nach innen, gegen die Höfe und Gärten zu, entfaltet wird. Kein Fenſter geht auf die Gaſſe; die hohen, erdfarbenen, von Regen zerfreſſenen Lehmwände, welche alle Häuſer von außen umſchließen, geben ihnen mehr das Anſehen von Hügeln oder koloſſalen Schwalbenneſtern, als von menſchlichen Wohnungen.

Das Hausthor (dærwāzeh) iſt nicht über 7 Fuß hoch; die Thür, mit großen eiſernen Nägeln beſchlagen, iſt immer verſchloſſen und öffnet ſich nur auf den Schlag eines daran befeſtigten Fallhammers. Man gelangt in eine kleine gewölbte Vorhalle (dālān), den Sitz des Thürhüters (ḳāptschi), und von dort in den viereckigen Hof des Männergemachs; denn jede Wohnung iſt in zwei Abtheilungen geſchieden: in das Birun oder Männergemach, den Aufenthaltsort des männlichen Geſindes, wozu auch dem Fremden der Zutritt geſtattet wird, und in den Enderun oder Harem, welcher nur den Frauen, dem Hausherrn und einigen wenigen (mahrum) zugänglich iſt.

Der Hof (hæjāt) bildet ein Parallelogramm, an deſſen drei Seiten, zwei Fuß über der Bodenfläche, Zimmer und Cabinete ſich befinden. Die Zimmer (ātāk) ſind alle ſeparirt und communiciren nicht miteinander, ſo zwar, daß man von einem ins andere nur durch den Hof gelangen kann, weshalb ein jedes mit einigen Stufen zum Aufgang verſehen iſt. Dieſe Zimmer dienen zur Wohnung für das Geſinde, zu Küche, Magazinen, Kaffee-, Thee- und Rauchcabineten.

Gegenüber dem Haupteingang befindet ſich der große Saal (tālār), wo der Herr des Hauſes die Gäſte empfängt und die Tagesgeſchäfte abmacht. Er iſt ſehr hoch und geräumig, mit vielem Luxus ausgeſtattet, mit Wandmalereien geſchmückt und mit den koſtbarſten Teppichen bedeckt. Zu beiden Seiten des Saals führen Treppen auf eine kleine Eſtrade, von wo der Eingang in den Talar-ſtattfindet. Der Saal (*A*) bildet ein Parallelogramm mit vorſpringendem Raum (*B*)



gegen den Hof. Die vordere Wand (*dd*) beſteht aus einem großen Fenſter (urusí). Auf dieſes Fenſter wird viel Kunſt und Sorgfalt verwendet, es koſtet oft die Summe von 2—300 Dukaten; die obere Hälfte deſſelben wird nämlich durch feingefügtes, einer zierlichen Stickerei ähnliches Holzwerk ausgefüllt, in verſchiedenen geometriſchen Figuren Sterne, Poligone und Flechtwerk der originellſten Art bildend, und dem Künſtler liegt es ob, ſtets neue Muſter zu erfinden, damit nie ein Fenſter dem eines andern Hauſes gleiche. In die Lücken des Flechtwerks werden verſchiedenartig gefärbte Gläſer eingeſetzt, ſodaß der Geſammtanblick den Figuren eines Kaleidoſkops entſpricht. Die untere Hälfte der Fenſterwand wird durch fünf bis ſieben ſenkrechte Balkenſäulen unterbrochen, in welchen ſich ſchwere Couliſſenfenſter bewegen, die zwar einfacher, doch ebenfalls mit buntfarbigen Gläſern verſehen ſind. Dieſe koſtſpieligen Fenſter bieten

zwar einen imposanten Totaleindruck, doch lassen sie sich wegen ihrer Höhe und delicaten Zusammensetzung sehr schwer rein halten und waschen; auch habe ich nie bemerkt, daß ein Perser es nothwendig fand, eine ähnliche Manipulation daran vorzunehmen. Daher füllen sich in kurzer Zeit alle Fugen mit Staub; die kleinen Glasstücke lösen sich ab, und der Wind pfeift dann ungehindert durch den Saal. Trotzdem wird nie ein Fenster ausgebessert, es wäre dies wider den Grundsatz des Persers. Im schlimmsten Fall werden die Lücken im Winter mit Papier verklebt, daher die Behauptung, das Fenstermachen sei ein dem Perser angeborenes Handwerk.*)

Während des Tags werden die Fenster fast nie geschlossen, und es kommt dem Europäer sonderbar vor, im Winter bei offenen Fenstern ein lebhaftes Kaminfeuer brennen zu sehen. Das Schließen wäre auch wegen der vielen Lücken nur eitle Mühe. Dem schlechten Verschluß der Fenster und Thüren ist es zuzuschreiben, daß, obgleich die Erwärmung bei den ärmern Klassen mittels eines Kohlenbeckens geschieht, doch Fälle von Asphyxie durch Kohlenoxyd fast unerhört sind. Dank dieser mangelhaften Einrichtung ist der Geruch in persischen Zimmern nie so penetrant wie in Europa in den Wohnungen der Armuth, sowie auch deshalb die Skro-

---

*) Der Emir tubchane, Commandant der Artillerie, wurde zum Vorwand einer Gelderpressung vom Großvezier aufgefordert, sämmtliche Rechnungen aus den dreißig Jahren seiner Verwaltung vorzulegen. Der arme Mann, der kaum nothdürftig schreiben konnte, war in großer Verlegenheit. Gedrängt wegen des Ausweises, sagte er endlich: „Da müßte ich ja alle Fenster hertragen lassen, denn an ihnen sind die Rechnungen aufgeklebt.“ Ein Geschenk von 5000 Dukaten an den Vezier überhob ihn der Mühe des Transports. Als ausgezeichnetes Klebemittel dient das Pulver der Wurzel von Asphodalus (serisch), welche sich häufig in den hohen Bergthälern findet.

fuloſe ſeltener und Erkältungskrankheiten faſt gar nicht vorkommen. Zur Abhaltung der Kälte von 2—5 Grad R. dient ferner ein langer Rollvorhang, der die ganze fehlende Wand zu bedecken vermag.

Die Thüren (dær) beſtehen aus zwei mit eleganten Arabesken, Vögeln und andern Thieren bemalten Flügeln. Sie haben eine wenigſtens einen Fuß hohe Schwelle und ſind ſo niedrig, daß der Europäer, der an dieſe Einrichtung nicht gewöhnt iſt, entweder mit dem Schienbein oder mit dem Kopf anrennt.*) Sie drehen ſich nicht in Angeln, ſondern um Zapfen, und werden nicht mittels Schnallen, ſondern durch ein Kettchen, oben an dem Querbalken, geſchloſſen. Uebrigens findet das Schließen der Thür während des Tags nie ſtatt, welches auch bei der beſchriebenen Conſtruction unnütz ſein würde. Des Anſtands halber iſt an jeder Thüre ein Vorhang (perdeh) angebracht, bei den Armen aus leichtem Baumwollſtoff, bei den Reichen jedoch aus perſiſchem oder indiſchem Shawl.

Durch das gleichzeitige Oeffnen aller Thüren und Fenſter, ſodaß die Luft ungehindert von allen Richtungen eindringt, wird der europäiſche Ankömmling oft ſehr beängſtigt, denn er fürchtet die Zugluft; allein dies iſt etwas, das der Perſer nicht begreifen kann, er hat in ſeiner Sprache kein Wort für Zugluft; von Jugend auf daran gewöhnt, fühlt er vom Zug keinen nachtheiligen Einfluß. Dem Gaſt wird in heißen Tagen derjenige Ort als Ehrenplatz angewieſen, wo der

*) Es kamen mir bei Europäern Fälle ſchwerer Contuſionen und ſelbſt leichte Gehirnerſchütterungen infolge des Anſtoßens gegen den Thürbalken vor; doch nie begegnet ein ähnlicher Unfall einem Perſer, weil er an die Conſtruction gewöhnt iſt, eine hohe Mütze trägt, deren Herabfallen ihn an die Pfoſte mahnt, und der allgemeinen Sitte gemäß beim Paſſiren durch einen engen Raum den Kopf nicht vorwärts, ſondern rückwärts neigt, um das Hinderniß ſtets im Auge zu behalten.

Wind von allen Seiten durchſtreicht und die Luft abkühlt. Tritt der Perſer in ein geſchloſſenes Gemach, ſo ruft er aus: „Chaffèh est!“ (Es iſt erſtickend!) und läßt ſogleich alle Zugänge öffnen.*)

Die innern Wände dieſer Säle ſind prächtig hergerichtet; eine Reihe Niſchen (täktsche), mit reliefartigen Gewinden und Arabesken verziert, zieht ſich daran hin. Dieſe Reliefs werden aus freier Hand mit Kohle gezeichnet und dann geſchickt in Stuck abgeformt; ich ſah deren viele in Ispahan, welche an Leichtigkeit und Eleganz der Zeichnung wie an Feinheit der Ausführung alle Vorſtellungen überboten. Um die Niſchen herum, wie an den Karnieſen und Vorſprüngen, überall befinden ſich Malereien, Blumenſträußchen, Blütenbüſchel, Vögel und Frauengeſtalten in lieblichen Verſchlingungen darſtellend, die zwar der Perſpective und des Schattens ermangeln, aber durch die anmuthige Erfindung und die Friſche der Farben einen beſondern Reiz gewähren. Den Glanzpunkt der Malerei und der Stuccaturarbeiten bildet der Plafond, auf deſſen Ausſchmückung die meiſte Sorgfalt verwendet wird. Aus feinſtem Spiegelglas gefügte künſtliche Figuren wechſeln hier mit bunten Gemälden in goldenen Rahmen, mit Porträts von Monarchen, Generalen, Frauen und Knaben, ſodaß das Ganze einem Quodlibet nicht unähnlich ſieht. Ein ſolcher Plafond mit ſeinen Stuccaturen, Malereien und Vergoldungen koſtet oft 500—800 Dukaten, und bedenkt man dazu, daß die flachen Dächer ſelten einem anhaltenden Regen widerſtehen, die durch Näſſe entſtehenden Beſchädigungen aber niemals reſtaurirt werden, ſo muß man über die kin-

*) Ich kannte nur zwei Perſer, welche gegen Zugluft empfindlich waren; doch beide hatten als Geſandte lange Zeit in Europa gelebt, wo ſie auf deren Schädlichkeit aufmerkſam gemacht wurden.

diſche Verſchwendung ſtaunen. In der Neuzeit begann man allerdings den Saal mit einem ſchrägen Dach (schirwāni) zu verſehen, allein das ſchlechte Bauholz verleiht auch dieſem ſelten die nöthige Feſtigkeit.

Der Eſtrich iſt nicht gedielt, ſondern nur mit einer glatten Gipslage überzogen; er wird mit den berühmten perſiſchen Teppichen und Filzen bedeckt. Einen Teppich nach europäiſcher Weiſe über das ganze Zimmer zu ſpannen, iſt nicht Sitte, weil die perſiſchen Teppiche wegen ihrer Dicke und Dichtigkeit zu ſchwer gehoben oder transportirt werden könnten.*) Man belegt die Seiten mit zwei dicken Yezder-Filzen (kænāre); zwiſchen beide wird ein feiner, gemuſterter Teppich aus Farahan (ḳāli) gebreitet, und an die Thür kommt wieder ein ſchmaler Filz (serneschin). Der oben mit *B* bezeichnete Raum am Fenſter erhält den koſtbarſten Teppich, den schāh-neschin, d. i. Königs- oder Herrenſitz. In einem der Seitenwinkel liegt noch ein dicker, feiner Flanell (patu), meiſt carminroth, worauf der Eigenthümer oder Vorſitzende Platz nimmt.

Bei den minder Wohlhabenden erſetzt die Stelle der theuern und ſchweren Teppiche ein ſteifes, feſtes, buntfarbiges Gewebe, welches ſehr dauerhaft, zum Niederſitzen auf perſiſche Weiſe aber nicht weich genug iſt. Man nennt es gelim, und es gilt ſprichwörtlich als Zeichen der Genügſamkeit und

---

*) Auf meiner Durchreiſe durch Ispahan wurde ich im Schloſſe Anguriſtan einquartiert. Der Gouverneur befahl, mir einen Teppich unterzubreiten; elf Faraſche (Diener und Aufwärter) ſchleppten ſich damit, vermochten ihn aber nicht zu heben, ſondern er mußte durch das Fenſter hereingezogen werden. Dieſer Teppich, von Schah Abbas ſtammend, war mehr als zweihundert Jahre alt und noch ſo gut erhalten, die Farben ſo friſch, die Zeichnung ſo zart, wie ich in dieſer Art nie etwas Aehnliches geſehen.

der ſich reich dünkenden Armuth der Derwiſche; ſo ſingt Saadi:

Die ganze Welt genügt nicht dem Eroberer;
Ein halbes Brot und ein Gelim dem Derwiſch.

Iſt ein Zimmer gehörig mit Teppichen verſehen, ſo iſt es auch nach perſiſchen Begriffen vollkommen möblirt, denn von Möbeln und ihrem Gebrauch verſteht der Perſer nichts. Er ſchafft wol, in Nachahmung der Europäer, einige Seſſel an, macht aber faſt nie Gebrauch davon; geſchieht es ja einmal, ſo vergißt er ſich beim Niederſetzen, ſchlägt die Beine unter und hat dann beim Aufſtehen die größte Pein, ſich zu erheben und das Gleichgewicht zu behalten. Als Schränke dienen die in den Mauern angebrachten Niſchen; in dieſe werden die zum täglichen Gebrauch beſtimmten Kleider, in Tücher (bächtsche) eingewickelt, hineingelegt, während der übrige Vorrath in Koffern (jachdān) aufbewahrt wird.

Unter dem Talar befindet ſich ein kellerartiges Gemach (zir-zemin), der gewöhnliche Aufenthalt des Perſers während der heißen Sommertage. Es herrſcht darin eine angenehme Kühle, die jedoch dem Europäer nicht zuſagt, er bekommt Kopfſchmerz und zieht bald die Hitze dieſer künſtlichen Kühle vor. Der Fremde thut daher wohl, das Zirzemin zu jeder Tageszeit zu meiden. Abends und nachts iſt der Aufenthalt darin auch dem Perſer abſolut ſchädlich, welcher ihn dann mit jenem auf der Plateforme oder dem Dache vertauſcht. Um die nöthige Ventilation im Keller- und im Hauptgemach zu unterhalten, iſt eine eigene Vorrichtung angebracht; man nennt ſie bādgir (Windgreifer, Windfänger). Sie beſteht in einem langen Schlauch, der, vom Keller aufſteigend, das Haus thurmartig 8—20 Fuß überragt. In der Mitte iſt er durch Kreuzwände in vier gleiche Räume abgetheilt, während nach oben die Seitenwände fehlen und das Ziegelkreuz offen ſteht. Der Wind,

von welcher Richtung er auch kommen mag, verfängt ſich darin; es entſteht zwiſchen der obern und der Kellerluft eine Circulation, oft in dem Maße, daß ein poröſes, mit Waſſer gefülltes Thongefäß, kurze Zeit dem Luftſtrom ausgeſetzt, friſch und kalt wird. An der Stelle, wo der Schlauch in den Keller mündet, hat der Boden des Saals eine vergitterte Oeffnung; dadurch entſteht auch dort ein ſtarker Luftzug, der in einiger Entfernung erfriſchend wirkt.

Eine andere Einrichtung, um die Luft abzukühlen, ohne die unangenehme Nebenwirkung des Kelleraufenthalts ertragen zu müſſen, findet ſich in Häuſern der Reichen, wo fließendes Waſſer vorhanden iſt; ſie heißt serd-āb und beſteht aus einem ebenerdigen, etwas vertieften Zimmer oder vielmehr Durchgang, dem gegen die Gärten zu beide Wände fehlen. Durch die Mitte läuft eine Rinne mit fließendem Waſſer. Der Durchzug der Luft, verbunden mit der Strömung und Verdünſtung des Waſſers, machen dieſes Gemach zu einem ſehr angenehmen, erquicklichen Aufenthaltsort in heißen Sommertagen.

Für die Heizung wird, wie in allen ſüdlichen Ländern, ſehr wenig Sorge getragen; nicht etwa daß es in Perſien nicht kalt oder die Kälte nicht empfindlich wäre, aber ſie dauert zu kurz, und ſich wegen einer vorübergehenden Ungemächlichkeit in Mühe und Unkoſten zu verſetzen, das widerſtrebt der Natur des Perſers. Nur in Häuſern der Reichen befinden ſich einige kleine, niedrige Winterzimmer, in welchen Kamine (buchāri) angebracht ſind. Dieſelben beſtehen aus einer Höhlung in der Mauer, von wo ein Schlauch gegen das Dach ſteigt; die äußere Verkleidung iſt mit Stuccaturen, Vergoldungen, Arabesken und mit Verſen verziert. Man hüllt ſich, wenn es kalt iſt, in Pelzwerk, kauert nahe am Kamin zuſammen und zieht ſo direct die Wärme ein, ohne viel von Rauch

beläſtigt zu werden, da dieſer ungehindert durch die offenen Thüren und Fenſter ſeinen Ausgang nimmt.

Europäiſche Oefen behagen dem Perſer nicht, denn er findet ſich unbehaglich in geſchloſſenen Räumen, er klagt über ſtickende Luft und den unerträglichen Ofendunſt (buchār dāred). Dagegen liebt er die europäiſchen Kamingeräthſchaften, womit er gern das Feuer ſchürt. Auf den ausgebrannten Kohlen pflegt er ſich das in Stückchen geſchnittene und auf den Spieß (sich) geſteckte Fleiſch ſelbſt zu braten (sichkæbāb), ein Geſchäft, welches ſogar der Schah zuweilen höchſteigenhändig verrichtet.

Das Brennholz iſt ſchlecht und theuer und verdient kaum dieſen Namen, denn es beſteht aus Geſtrüpp und Wurzeln von verſchiedenen Kräutern, wie Artemiſien (jauschan), Aſtragalen (gewenn) u. ſ. w., und aus dürren Aeſten von Fruchtbäumen. Hier und da benutzt man das Holz der Bergcypreſſe und der wilden Mandelbäume. Es wird nach dem Gewichte gekauft; ein Chalvar (530 wiener Pfund) koſtet durchſchnittlich 0,8 bis 1,0 Dukaten.

In ſehr reichen Häuſern wird manchmal ein großes Kohlenbecken mit wohlausgeglühten Kohlen (mangal) ins Zimmer geſtellt, doch iſt dieſer Gebrauch wegen der Koſtſpieligkeit ſeltener als in der Türkei.

In den Harems hat man einen eigenthümlichen Wärmeapparat, den Kurſi oder Tendur. Ueber ein kleines, mit Aſche bedecktes Kohlenbecken wird ein Tiſchchen geſtellt, darüber werden ſchwere, gut wattirte Wolldecken gebreitet. In dem dadurch gebildeten Raum finden vier Frauen, ins Kreuz gelagert, vollkommen Platz; nur der Kopf und die Hände bleiben frei; im Rücken dient ein Bündel Wäſche oder ein Polſter zur Lehne. Sehr viele Perſerinnen ſchlafen während des Winters unter dem Tendur. Die Gewohnheit macht ſie faſt unempfindlich gegen den ſchädlichen Einfluß; daß jedoch

manche Genitalleiden von dieſer Sitte herrühren, iſt wol nicht zu bezweifeln.

Handwerker und Kaufleute, welche frei im Bazar hantieren, zünden ein kleines Kohlen- oder Holzfeuer an und erwärmen ſich abwechſelnd die erſtarrten Finger.

Der Verbrauch an Kohle iſt in Perſien ſehr bedeutend; ſie iſt zur Bereitung von Thee, Kaffee, Narghile, Käbab (Braten) ſowie für verſchiedene Gewerbe unentbehrlich. Man bringt ſie aus den Wäldern Maſanderans nach Teheran, wo das Chalvar zwiſchen 1,8 bis 2,3 Dukaten koſtet. Auch Steinkohlen finden ſich in bedeutenden Lagern und vortrefflicher Qualität. Wegen der mangelhaften Einrichtung der Oefen, und da ſie zum Anzünden des Narghile untauglich ſind, weiß man ſie jedoch nicht zu verwerthen.

Unrathskanäle hat man in den perſiſchen Städten nicht, ſondern tiefe Senkgruben, welche in einer gewiſſen Tiefe horizontal ausgebuchtet nnd erweitert ſiud. In Iſpahan und andern Agriculturbezirken endet der Schlauch in ein minder tiefes, kellerartiges Gewölbe, von wo aus die Excremente, mit Stroh und Abfällen gemiſcht, von den Landleuten als Dünger weggeführt werden. Wenn dieſe Transporte nur des Nachts geſchähen und die Räumung in kurzen Friſten ſich wiederholte, ſo wäre die Einrichtung in Städten von mittlerer Bevölkerung ſowol für die Agricultur als auch für den Geſundheitszuſtand gewiß die zuträglichſte.

Der Abort beſteht in einem kleinen Appartement über dem Schlauch, in deſſen Mitte auf dem Boden ein länglicher Ausſchnitt ſich befindet, zu beiden Seiten mit einem Ziegel zum Daraufſtellen der Füße verſehen. Der Perſer verrichtet die Excretio alvi et urinae in hockender Stellung, aus Furcht, ſeine Kleider zu beſchmuzen, wodurch er geſetzlich unrein würde. Nichts iſt ihm am Europäer unausſtehlicher, als daß dieſer die Excretio urinae ſtehend verrichtet

und die Reinigung der partes nicht, wie er, mittels Waſſer oder in der Wüſte mit Sand bewirkt. Bei dem ungenirten Nennen der geheimen Theile ſelbſt in guter Geſellſchaft von Männern und Frauen darf es nicht befremden, daß Europäer vielfach eben in dieſem Punkte gefragt und zur Rede geſtellt werden. Unter Feth Ali Schah interpellirte einſt der Premierminiſter den Geſandten einer Großmacht darüber, ward aber in derb engliſcher Weiſe von dem Befragten abgefertigt.

In dem Werk des berühmten Reiſenden Barth findet ſich folgende Stelle (II, 376: „Mit großem Behagen und in einer Weiſe, die mich herzlich lachen machte, beſchrieb Agid Burku eine Sitte der Heiden, welche mit der der civiliſirten Europäer übereinſtimmt, aber in den Augen der Mohammedaner als ein Greuel erſcheint und dem Europäer, wenn er ihr nicht entſagt, unter Fanatikern leicht das Leben koſten kann, — ich meine die Gewohnheit, ein kleines Bedürfniß im Stehen zu verrichten."

Daſſelbe Verhältniß waltet in Perſien ob. Der Prinz Ikbaleh Dawleh, engliſcher Unterthan aus dem indiſchen Königshaus Aud, kam auf ſeiner Reiſe nach Iſpahan in das Städtchen Natans. Obwol ſonſt ein ſehr eifriger Muſelman, verrichtete er, durch eine organiſche Krankheit dazu gezwungen, die Excretion im Stehen. Darüber entſtand ein Tumult, das Volk warf mit Steinen, und einer aus der Suite des Prinzen wurde ſchwer verwundet; ich behandelte ihn in Iſpahan an einer gefährlichen Kopfverletzung. Auf Einſchreiten der engliſchen Geſandtſchaft verſtand man ſich ſpäter zu der geforderten Satisfaction. Von einem in Paris weilenden Perſer hinterbrachte man dem König, um ſeine Emancipation und Abtrünnigkeit vom Geſetz zu beweiſen, daß er Schweinefleiſch eſſe und ſtehend die Function verrichte.

Nach geſchehener Excretion wäſcht ſich der Perſer die

Theile mit der linken Hand, während die rechte sorgfältig geschützt bleibt. Zu dem Behufe trägt jeder eine Kupferkanne mit langem Rohr bei sich oder läßt dieselbe vom Diener nachtragen. Niemand unternimmt eine Reise oder den kleinsten Ausflug, ohne die unerlaßliche Kanne mit sich zu führen. Das Ritualgesetz schreibt vor, daß man womöglich die Evacuation am Ufer eines fließenden Baches oder im Wasser selbst vollbringe. An schattigen Punkten kann man daher fast nirgends einen ungestörten Ruheplatz finden, selbst die Gegenwart des Schah wird nicht respectirt. Weit zweckmäßiger war das mosaische Gesetz, welches in Lagerplätzen die Aborte auf ferne Stellen zu verlegen und das Excret mit Erde zu beschütten befahl; der weisen Gesetze eines Zerdusht gar nicht zu gedenken, daß überall das Wasser in seiner Reinheit bewahrt werden solle.

Der Hof (hajāt) des Hauses ist in mehrere Gärtchen und Beete getheilt, worin Bengalische Rosen (gule reschti), Jasmin, Schneeball- (budak) und andere Bäume, Gesträuche und Blumen angepflanzt sind. Des Schattens halber werden hier und da die Gänge mit Rebenspalieren und Lauben versehen.

Wasser, sowol zu den gesetzlichen Waschungen bei den Gebeten als zur Kühlung und zum Aufspritzen unentbehrlich, fehlt in keinem persischen Hause. Ein großes Bassin (hauz), welches mit einer Wasserleitung in Verbindung steht, nimmt die Mitte des Hofes ein. Es bildet entweder ein viereckiges, 6—7 Fuß tiefes Becken oder verschiedene polyedrische Figuren, und ist dann möglichst flach und ausgedehnt, um die Oberfläche des Wassers und seine Verdunstung zu vermehren. Das Becken wird mit Ziegelsteinen ausgelegt und mit einem wasserdichten Cement überkleidet. Man bereitet letztern, indem man frischen Kalk zu gleichen Theilen mit Kieselerde haltender Badeasche aus verbranntem Pferdemist, oder mit

Papus von Arundo donax vermengt, dann die Masse durch zwei bis drei Tage mit Keulen schlägt, bis sie gleichmäßig wird. Er erhält sich bei steter Feuchtigkeit vortrefflich, springt jedoch im Trockenen, wird auch von der Kälte spröde und brüchig, weshalb das Bassin im Winter bedeckt und mit Dünger verwahrt werden muß. Infolge der mangelhaften Construction der Kanäle verdirbt das Wasser sehr rasch; es füllt sich mit thierischen und pflanzlichen Organismen, und wird dann die Quelle von Intermittens und Dysenterie, welche in manchen Häusern endemisch grassiren. Besonders nachtheilig wirkt in dieser Hinsicht auch die Sitte, wonach häufig ein über dem Bassin errichtetes Gerüst als Schlafstätte für die Hausleute benutzt wird.

Hier und da gibt es in den Höfen noch eine Cisterne (ābambār), welche entweder ebenfalls durch geleitetes oder durch Regenwasser gespeist wird. Das Wasser erhält sich mehr oder weniger rein darin, je nach ihrer baulichen Anlage, der Beschattung und Reinigung.

Seitwärts vom großen Saal oder von einem andern Zimmer aus führen von beiden Seiten symmetrisch steile, enge Treppen zu zwei Gemächern im ersten Stockwerk, Balachane genannt (d. i. über dem Hause, daher der Name Balkon), welche gewöhnlich zum Frühjahrsaufenthalt dienen.

Die Dächer (puschtebām) sind, wie erwähnt, flach und bestehen aus einer dicken Schicht Thonmörtel, der mit Stroh gemischt*), dann gestampft und gewalzt wird. Während der heißen Sommernächte bieten sie die angenehmste Schlafstelle. Der Europäer fürchtet anfangs den Schlaf in freier

*) Dieser Mörtel heißt kahgil (Thonstroh); angefeuchtet, verbreitet er den bekannten Thongeruch. Er gilt den Persern als besonders wirksames Analepticum, daher bei Ohnmachten feuchtes Kahgil unter die Nase gehalten wird.

Luft, und verſucht es im Zimmer, höchſtens bei offenen Fenſtern, zu ſchlafen; allein die Hitze ſowol wie die Mücken beläſtigen ihn dergeſtalt, daß er ſich ganze Nächte ſchlaflos herumwälzt und endlich erkrankt. Beſſer alſo, man ahmt die Landesſitte nach und verſucht nicht das Unmögliche. Da die Luft faſt beſtändig trocken iſt, ſchadet das Schlafen auf dem Dache nicht, nur muß man ſich gehörig zudecken, weil ohne dieſe Vorſicht die plötzliche Abkühlung der Luft nach Mitternacht leicht Fieber erzeugt.

Gegen Sonnenuntergang begeben ſich alle Bewohner des Hauſes einſchließlich der Frauen auf das Dach. Aus dieſem Grunde beſtimmt das Geſetz, daß jedes Haus zur Abwehr neugieriger Blicke mit überragenden Feuermauern verſehen ſei, ſowie es auch ſtreng verboten iſt, die Augen auf ein fremdes Dach hinüberſchweifen zu laſſen: ein Verbot, das Europäern nicht genug eingeſchärft werden kann, wollen ſie nicht muthwillig ſich großer Gefahr ausſetzen.*) Desgleichen iſt es verboten, ein Haus ſo hoch anzulegen, daß man von deſſen Dach das des Nachbars überſchaut.

In den weitläufigen Häuſern der Prinzen und hohen Beamten beſteht noch ein eigener Seitenhof mit beſonderm Eingang und mehrern feingemalten Zimmerchen (chalvet, Geheimgemach). Hierher zieht ſich der Beſitzer zurück, wenn er ungeſtört ſich mit jemand unterreden oder, Geſchäfte vorſchützend, dem dolce far niente ſich überlaſſen will.

Von dem birun (Männergemach) oder manchmal ſchon von dem Hauptthor aus führt ein Gang zum harem (Frauengemach). Dieſer Gang, häufig im Zickzack angelegt,

*) Ich gab im Jahre 1854 einem Europäer Gaſtfreundſchaft. Obwol ich ihn mit der Landesſitte bekannt machte, konnte er doch in meiner Abweſenheit der Neugierde nicht widerſtehen. Es erfolgten Steinwürfe und andere Unannehmlichkeiten, ſodaß ich große Mühe hatte, die Aufregung beizulegen.

ist am hintern Ende mit einem Vorhang verschlossen, welcher die Grenze der Weiberabtheilung bezeichnet, und nur von Frauen, Eunuchen, dem Ehemann und auf jeweilige specielle Erlaubniß vom Arzt gelüftet werden darf. Auf Anfrage hebt der Eunuche den Vorhang und ruft „Bis millah!" (Im Namen Gottes!); der Vorhang fällt nieder, und man befindet sich im Enderun. In Bauart und Eintheilung unterscheidet sich das Enderun wenig vom Birun, nur sind die Höfe zur Unterkunft der vielfachen Frauenwirthschaften mannichfaltiger, die Zimmer der Favoritefrau pompöser eingerichtet, die Seitenteppiche zuweilen auch mit kostbarem indischen Shawl bedeckt, die Thürvorhänge von Shawl oder von gemusterter Seide aus Yezd. Besonders auffallend ist die in der Nische und auf den Gesimsen stehende Menge von bemaltem Glas und Porzellan, chinesischer wie europäischer Arbeit: Spiegelchen, Schüsseln, Thee- und Milchkannen, Schalen, Becher und Näpfe in den verschiedensten Größen, Formen und in den buntesten Farben.

Von den Bädern und von den oft sehr ausgedehnten Gärten, welche zu den Häusern reicher und angesehener Personen gehören, wird am geeigneten Ort die Rede sein. Desgleichen über Stallungen und deren Einrichtung. Außer den Pferden wird kein Hausthier im Stall untergebracht; Rinder, Schafe und Ziegen übernachten im Hofe des Hauses.

B. Die Stadt Teheran.

Wenn sich der Reisende einer europäischen Hauptstadt nähert, so mahnen ihn die vielfach convergirenden und sich kreuzenden Straßen, das muntere oder tumultuarische Treiben der zu- und wegfahrenden Wagen und Kutschen, die reichen Dörfer und Flecken, die städtische Tracht, Gesittung und Verfeinerung der Bewohner, die Fabrikgebäude und end-

lich der Anblick von Monumenten, ausgedehnten Friedhöfen, hervorragenden Thürmen und Kuppeln, daß er ſich gegen das Centrum des Landes bewege. Nichts von alledem darf man bei Teheran erwarten. In einer ſchlecht bewäſſerten Ebene gelegen, nahe dem Rande der Wüſte, ohne alle Straßen und Verbindungswege außer denen, welche der Tritt der Saum- und Laſtthiere bezeichnet hat, bietet die Stadt kein öffentliches hervorragendes Gebäude, keine Thürme und Minarets, keine hochgewölbten Moſcheen; die Häuſer aus grauem Thon und die flachen, fahlen Dächer geben ihr den Anblick einer Gruppe von unregelmäßigen Erdhügeln. Dörfer befinden ſich zwar zahlreich in der Umgegend, aber ſie ſind wie Oaſen in der weiten Ebene zerſtreut oder am Fuße des Elburz durch eine Hügelkette maskirt. Die Stadt hat abſolut keine Induſtrie, daher auch kein Fabrikgebäude, der Handel beſchränkt ſich rein auf das locale Bedürfniß, daher kein lebhaftes Zuſtrömen von Waaren; kurz nichts erinnert an eine Großſtadt. Als ich bei meiner Ankunft im Jahre 1851 in unmittelbare Nähe der Stadt gelangt war, ja als ich bereits die Thore paſſirt hatte, wegen Unkenntniß der Sprache aber keine nähern Erkundigungen einziehen konnte, ſchien es mir unglaublich, daß ich wirklich die Reſidenzſtadt vor mir hätte.

Teheran, in der trockenen Hochebene am ſüdlichen Abhang der Elburzkette, 3308 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen, bildet ein unregelmäßiges Polygon, von neun geraden Linien begrenzt; ſeine größte Ausdehnung iſt von Oſt nach Weſt. Das heutige Teheran iſt ſtreng genommen nur eine Fortſetzung oder Verrückung der alten mächtigen Stadt Rages oder Ray, welche vielfach durch Kriege verheert, von den Mogulen unter Dſchengis und Tamerlan zerſtört, endlich ganz unter Trümmer begraben wurde, und deren Wiederaufbau Aberglaube und Vorurtheil verhinderten, indem die

Sage ging, sie sei wegen ungastlicher Aufnahme eines Nachkommen des Propheten Ali von diesem verflucht. Dagegen vergrößerte sich allmählich das daranstoßende Dorf Teheran. Noch jetzt wird in Urkunden der städtische Grundbesitz mit dem Beisatz „in Teheran auf dem Boden Rays (chāk-e-Ray)" einregistrirt. Bekanntlich wählte der Gründer der jetzigen Kadscharendynastie, Chadsche Mehmed Aga, nach dem Untergang der Herrscherfamilie Zend, mit Hintansetzung der Städte Ispahan und Schiraz, Teheran zur Residenz. Es leiteten ihn dabei mehrere Motive. Erstens war es in Persien von jeher Grundsatz der Begründer einer neuen Dynastie gewesen, eine andere Stadt zur Residenz zu erheben, sie reich und mächtig zu machen und eine neue Bevölkerung von Günstlingen und Clienten um sich zu versammeln, dagegen die frühere Hauptstadt sammt den dort seßhaften Anhängern der alten Dynastie zu schwächen. So hatten auch die frühern Dynastien jede die Residenz gewechselt und nacheinander Tabris, Märageh, Sultanieh, Kaswin, Ispahan, Schiraz u. s. w. bewohnt. Sodann wollte der Gründer der Kadscharendynastie seinem Tribus, welcher um Astrabad seßhaft und an Zahl ziemlich gering war, näher sein, um bei einem etwaigen Handstreich oder einer Empörung nöthigenfalls in dessen Mitte Zuflucht und Schutz zu finden. Endlich mochte ihn wol auch die Lage des Orts zu der Wahl bestimmen. Denn wie trostlos unfruchtbar und wasserarm die Gegend auch zu sein scheint, so ist doch die Ernährung der Population daselbst leichter als an irgendeinem andern Punkte Persiens. Durch das nahe Gilan und Masanderan wird die Stadt mit Reis, Fischen und Südfrüchten, durch die Chamse mit Getreide und Hülsenfrüchten, durch die Nomaden vom Elburz, Elwend, Demawend und Laridschan mit Vieh und den beliebten Milchproducten, durch Ispahan, Kaschan, Kum und deren Umgebung mit Trauben, Melonen und anderm Obst, durch

Tabris, Ispahan, Kaschan und Hamadan mit Manufacturen und Waaren versorgt. Das mangelnde Wasser kann leicht durch künstliche Leitungen mittels unterirdischer Kanäle, selbst im großen durch Ableitung der Flüsse Dschedscherud und Keretsch und des Sees Tar, oberhalb der Stadt Demawend, beschafft werden. Die zahlreichen Gebirgsdörfer am Fuße und in den Thälern des Elburz bieten die herrlichsten Plätze für Sommerquartiere und Lager; die fetten Triften von Laar geben hinreichendes Futter für die königlichen Pferde; der Bedarf an Holz und Kohlen ist durch Anbahnung von Wegen aus den Urwäldern am Kaspischen Meere herbeizuschaffen; schöne Glanzkohle findet sich in mächtigen Lagern wenige Meilen östlich von der Stadt am Fuße des Gebirgs, sie streicht zwar nur in schwacher Schicht vor Teheran vorbei, erscheint jedoch an den südlichen Abhängen in unermeßlichen Lagern wieder; die grauen Marmorhügel bei Ray liefern einen vortrefflichen Bau- und Kalkstein, weiterhin ziehen sich mächtige Gipslager, der Thon ist plastisch und eignet sich zum Erdbau.

Diese letztern Umstände, obwol sie bei der Wahl der Hauptstadt gewiß am wenigsten berücksichtigt wurden, hatten auch den Bestand der alten, volkreichen Stadt Rages ermöglicht, welche zwar unter günstigern Bodenverhältnissen gelegen und vor den Westwinden mehr geschützt war, aber doch nur den erwähnten Vortheilen ihre Größe verdankte.

Im Umfang von 4000 Klaftern ist die Stadt Teheran durch einen Erdwall aus gestampftem Lehm, worauf hundert Thürme (burdsch) errichtet sind, und von einem Graben (chandek) umgeben. Ein östliches, ein nordöstliches, zwei südliche und zwei nördliche Thore — das eine der letztern das Citadellenthor — führen in das Innere; sie heißen Derwaze Dawleh, D. Schemiran, D. Dulab, D. Rau und D. Kaswin.

Teheran macht Anſpruch darauf, eine Feſtung von Bedeutung zu ſein; der Kriegsminiſter fragte einſt alles Ernſtes einen öſterreichiſchen Offizier, ob Oeſterreich (nemseh) eine ähnliche Feſtung beſitze. Und doch ſind die Mauern von Waſſerriſſen ſo abgeſchwemmt, daß einzelne Perſonen im geheimen den Weg über ſie nehmen, ja an einer Stelle, wo die Waſſerleitung durchzieht, hat ſich die luſtige Jugend einen bequemen Eingang geſucht; die Thürme ſind halb verfallen und würden kaum dem erſten gutgezielten Kanonenſchuß widerſtehen. Dies veranlaßte einen unſerer Offiziere zu der Aeußerung, Teheran könne durch Maceration der Lehmmauern oder mit Feuerſpritzen genommen werden. Der Graben iſt halb ausgefüllt mit Reſten abgenagter Skelete, mit Trümmern und Stadtkehricht. Die Thore ſind zwar ſehr maſſiv und die Schlüſſel werden ſorgfältig vom Stadtcommandanten bewahrt, ſodaß der Einlaß nachts nur mit deſſen ausdrücklicher Erlaubniß erfolgen kann, und man, nach 10 Uhr vor den Thoren anlangend, im Freien übernachten muß; allein ſie bewegen ſich ſo ſchwerfällig und unſicher um ihre Zapfen, daß ein plötzlicher Einſturz derſelben nicht zu den Seltenheiten gehört und während meines Aufenthalts ſich zweimal ereignete. Im Sommer 1854 ließ der König, welcher damals zwei Meilen weit von der Stadt wohnte, ſeine Elefanten aus Teheran kommen. Der Wärter kehrte ſpät in der Nacht mit ihnen zurück und fand die Thore verſchloſſen. Bitten und Drohungen halfen nichts, er fürchtete ſehr, daß die empfindlichen Thiere ſich erkälten und krank werden möchten. In ſeiner Verlegenheit forcirte er mit den beiden Elefanten das Stadtthor. Als der König dies erfuhr, gerieth er in Zorn und wollte den Treiber tödten laſſen; nur die Vorſtellung, es werde dadurch der Welt die Schwäche der Feſtung verrathen werden, rettete den armen Mann. Einige Zeit ſpäter fuhr der Prinz Dolgoruki in ſeinem

Galawagen über die Zugbrücke der Citadelle; da stürzten die Thore beim Oeffnen zusammen und der Diener nebst zwei Pferden wurden getödtet.

Gegen innere Meuterer und äußere Freibeuter gewähren diese Mauern allerdings einigen Schütz; sie sind daher für die Sicherheit der Citadelle, des königlichen Hauses und der Schatzkammer von Bedeutung.

Das innere Gebiet der Stadt zerfällt in die Citadelle (ark), welche ihrerseits im Umfang von 1040 Klaftern durch eine hohe Lehmmauer mit Thurm und Graben eingefaßt wird, und in vier Stadtviertel, von denen das neueste, nordöstliche, auf Gartengrund gebaut, das wasserreichste, gesundeste und höchstgelegene ist; es heißt das Schemiraner Viertel (mæhæleh schemirān). Das Viertel südlich von der Citadelle, das volkreichste aber wasserärmste, enthält die Karavanseraien und Bazare; es heißt Mæhæleh Schāh abdulazim. Das westliche Viertel (M. sengeletsch) hat die meisten Paläste, wohingegen das südöstliche oder Viertel der Gruben und Pfützen (M. tschal-meidan) das ärmste und ungesundeste ist.

So wenig der Perser auf das Aeußere der Häuser sieht, ebenso wenig Sorgfalt verwendet er auf die Anlage und die Weite der Gassen; sie sind eng, winkelig, unregelmäßig, oft sackartig endend. Der Mangel an Quergassen und Durchgängen nöthigt zu großen Umwegen, und dieser Uebelstand wird von Tag zu Tag greller, da es fast jedermann erlaubt ist, mit seinem Hause weiter vorzurücken und den schmalen Weg noch mehr zu verengen. An manchen Stellen können kaum zwei beladene Thiere einander ausweichen, sodaß durch die vielen mit Stroh, Holz u. s. w. voluminös bepackten Kamele und Maulthiere die Communication fortwährend gehemmt wird. Nach dem Grundsatz, daß die Gasse keinem und allen gehöre, werden vor den Häusern der

Reichen Ladungen von Stroh, Getreide, Reis u. ſ. w. abgeladen, die oft ſtundenlang die Paſſage verſperren. Dazu kommt noch die orientaliſche Sitte, wonach die Großen, von einem Schwarm von Dienern und Clienten begleitet, äußerſt langſam ſich vorwärts bewegen und jeder, der im Rang geringer iſt, ausweichen, anhalten oder den Rückweg nehmen muß.

Noch mehr tragen zur Erſchwerung der Communication die Waſſerleitungen und Senkgruben bei. Die Stadt deckt nämlich ihren Waſſerbedarf durch ſechs verſchiedene Leitungen, welche alle vom Fuße des Elburzberges ihren Urſprung nehmen und worunter die des Königs (Kanate-Schah) die mächtigſte iſt. Bis zur Stadt ſind ſie überbaut. Vom Stadtgraben aus werden ſie mittels einer Communicationsröhre (schutur gelu, Kamelhals) in das Innere der Stadt geführt. Hier fließt das Waſſer in der Mitte der Straße theils ganz offen, theils nur halb überdeckt. Dieſelben Kanäle dienen auch zum Abfluß der Regengüſſe und der verſchiedenen Waſch- und Abſpülwaſſer der Stadt, daher ſie ſich leicht verſtopfen, und um ſie wieder flott zu machen, ſind an verſchiedenen Stellen in der Mitte der Straße Löcher angebracht. Die Laſtthiere der Stadt, an dieſe Einrichtung gewöhnt, gehen vorſichtig daran vorbei; ſchwerbeladene Thiere vom Lande aber, beſonders Kamele, treten häufig in die Löcher und brechen ein Bein. Beſonders im Frühling, wenn durch Schnee und Regengüſſe die Oeffnungen maskirt werden, iſt die Paſſage für Thiere gefährlich, man muß dann dem Pferde freien Zügel laſſen, damit es mit dem Fuß unterſuchen und der Gefahr ausweichen kann.

Um Erde zum Baumaterial zu gewinnen, manchmal auch zum Zweck eines Abzugsſchlauchs, werden häufig nahe den Häuſern Senkgruben (tschā) gegraben; man nimmt ſich nicht immer die Mühe, ſie zu bedecken; ſie bleiben offen und bilden

ein ferneres Hinderniß für die Paſſage. Werden ſie bedeckt, ſo geſchieht es nur mittels einiger dünner Balken und daraufgeſtreuter Erde; die ſchwache Decke ſinkt bald wieder ein, und nun bleibt die Grube lange Zeit offen. Dennoch ereignet ſich ſelten ein Unglücksfall, denn jeder ſieht behutſam vor ſich hin, und wer hineinfällt, hat das Unrecht, die nöthige Achtſamkeit verſäumt zu haben.*)

Es gibt auch eigentliche Brunnen in Teheran, allein das Waſſer darin iſt ſalzig und bitter, und kann nur als Spülwaſſer benutzt werden. Anders verhält es ſich mit den Brunnen von Iſpahan, welche zu jeder Jahreszeit ein gutes und 14 Grad kaltes Waſſer in hinreichender Menge liefern.

Beleuchtung. Bis 10 Uhr abends werden die Gaſſen durch kleine, von Strecke zu Strecke aufgeſtellte Oellämpchen ſpärlich beleuchtet. Doch reicht ihr Licht nicht hin, und es iſt Gebrauch — auch von der Sicherheitspolizei angeordnet —, daß man nachts auf der Straße mit einer Laterne (fanus) verſehen ſei. Die Conſtruction dieſer Laternen iſt eigenthümlich; ſie beſtehen aus einem Unterſatz und einer Decke von Kupfer, zwiſchen denen ein etwa $2\frac{1}{2}$—3 Fuß meſſender beölter Papiercylinder auf Drähten ausgeſpannt iſt. Gewöhnlich werden zwei Stück von den Dienern vorgetragen. Von Gaſtmählern werden die Gäſte mittels Windlichtern (maschale), aus mit Naphtha getränktem und auf hohe Stangen

*) Vor einigen Jahren ſollte ich einen zweiundſiebzigjährigen Greis am Staar operiren. Als ich früh mit meinem Gehülfen hinkam, erfuhr ich, daß er Tags vorher in eine Grube gefallen und einen Rippenbruch erlitten hatte. Ich glaubte an ſein nahes Ende und überließ ihn ſeinem Schickſal. Ein Jahr ſpäter ſtellte ſich derſelbe Greis wieder bei mir ein. Mit Aſſiſtenz des Dr. Dickſon vollzog ich nun die Operation, worauf er, geheilt, eine Wallfahrt nach Kerbelah unternahm, auf welcher ihn das Fatum ereilte.

beſtecktem Werg beſtehend, nach Hauſe begleitet. Erſt in der neueſten Zeit ließ der König die dem Schloſſe parallel laufende Gaſſe durch zahlreiche Laternen auf europäiſche Weiſe, jedoch mit Talgkerzen, beleuchten.

Der Perſer liebt es überhaupt nicht, ſich nachts viel zu beſchäftigen; die Arbeit wird während des Tags abgemacht, denn das Gebot des Morgengebets zwingt ihn, auch im Sommer mit Sonnenaufgang aufzuſtehen. Bei den ärmern Klaſſen brennt abends eine mit Ricinusöl gefüllte Lampe.*) Die mittlern Stände bedienen ſich der Talgkerzen, welche jedoch nicht wie in Europa durch Eintauchen, ſondern durch Uebergießen des Dochts mit geſchmolzenem Talg gefertigt werden, daher ſie ſpindelförmig auslaufen. In die Häuſer der Reichen und Beamten fanden jedoch auch ſchon die Stearinkerzen Eingang; ſie werden von Rußland aus importirt und heißen schame kāfuri, d. i. Kampherkerzen. Zur Verhütung des Abtropfens ſind hohe, in der Mitte ausgebauchte Glascylinder (mardengi) im Gebrauch, welche als ausländiſche, meiſt öſterreichiſche Waare hoch im Preiſe ſtehen. Der König und der Hofſtaat lieben beſonders die Hängeleuchter (tschehil-tscherāk), freilich ein ſehr koſtbarer Luxusartikel. Der Gebrauch der Illumination (tscheragāni) zur Feier eines glücklichen Ereigniſſes, z. B. der Einnahme einer Stadt, der Ernennung des Thronfolgers, der Hochzeit des Königs mit einer neuen Frau u. ſ. w., wurde durch den jetzigen König eingeführt. Da jedoch die Häuſer keine Fenſter nach der Straße haben, iſt eine Illumination im europäiſchen Sinn nicht möglich; es werden einige Lämpchen vor den Thüren angezündet und dergleichen auf dem großen

*) Am Kaspiſchen Meer wendet man zur Beleuchtung meiſt das Naphthaöl an, welches von den Turkomanen in der Nähe von Aſtrabad auf kleinen Schiffen verführt wird.

Platze in verſchiedenen Figuren auf den Boden geſtellt, was von der dominirenden Loge aus geſehen, in welcher der König ſich befindet, immerhin einen recht hübſchen Anblick gewährt.

Für die Reinigung der Straßen geſchieht gar nichts. Dem Belieben der Gemüſepflanzer iſt es überlaſſen, die Abfälle als Dünger wegzuführen. Eingeweide des Schlachtviehs, Speiſereſte und gefallene Thiere werden auf die Gaſſe geworfen und bleiben dort liegen. Es iſt demnach ein wahres Glück, daß die zahlreichen Hunde mit ihrem üppigen Nachwuchs nachts aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechen und die Gaſſen ſäubern; auch Schakale unterſtützen ſie hier und da in dieſer Arbeit. Die zurückbleibenden Skelete werden in den Stadtgraben geworfen. Doch gibt es auch kleine Hügel in der Stadt, welche den Schmuz mehrerer Jahrhunderte, ſchichtenweiſe aufgelagert, in ſich bergen.*) Der peſtilenzialiſche Geſtank, welchen dieſe vielen faulenden Subſtanzen verbreiten, macht den Aufenthalt in Teheran während des Sommers unerträglich, beſonders für Europäer; er erzeugt die häufigen perniciöſen Fieber, und iſt Urſache, daß die Cholera, wenn ſie eingeſchleppt wird, mit beiſpielloſer Heftigkeit wüthet. Am auffälligſten iſt der Verweſungsgeruch einige Tage nach dem ayd-e-kurban (Opferfeſt), weil an dieſem Tage ſo viel Schafe geopfert werden, daß es ſelbſt der angeſtrengten Arbeit der Hunde und Schakale nicht gelingt, die Cadaver zu bewältigen. Dem Europäer iſt daher dringend anzurathen, während des Sommers einen Landſitz aufzuſuchen; in der Stadt würde er ſich unfehlbar eine ſchwere Dysenterie zuziehen.

*) Als ein ſolcher in der Nähe des Bazars liegender Schmuzhügel durchgegraben wurde, ſchloß ich aus den Jahresringen, daß die Stadt Teheran älter ſein müſſe, als in den Chroniken gewöhnlich angegeben wird.

Im Winter sinkt oft die Temperatur auf 6 Grad R., und es fällt in Teheran 2 Fuß hoch Schnee. Um da die Dächer von ihrer Last zu befreien, werden emsig die Schneemassen zusammengeschaufelt und auf die Gasse geworfen. Hier liegen sie zu Bergen gehäuft, bis das eintretende milde Wetter sie auflöst und die Passage wieder freimacht. Bei anhaltendem Regen geschieht es auch, daß eine Lehmmauer gegen die Gasse zu einfällt; die Trümmer werden nicht eher weggeräumt, als bis die trockene Jahreszeit ihre Benutzung zu Baumaterial und den Wiederaufbau der Mauer erlaubt. An zwei Stellen der Stadt führen Straßen über noch bestehende Friedhöfe; hier weicht der lockere Boden oft den Tritten der Pferde, und es bleibt ein klaffendes Grab. Ganz dicht vorbei geht die Wasserleitung, die nur unvollkommen ausgemauert ist. Jene Viertel um die Friedhöfe werden daher bei ausbrechenden Epidemien stets am härtesten mitgenommen.

Bazare und Karavanserais gibt es sehr viele in Teheran, weil alle Kaufleute und Handwerker darin ihren Handel und ihr Gewerbe treiben. Die Bazare sind lange, hohe gewölbte Gänge, zu beiden Seiten mit Läden besetzt. Von ihnen führen Eingänge in die Karavanserais, die Niederlagen der Großverkäufer. Früher waren diese Etablissements alle eng und niedrig, erst unter dem Vezierat des Mirza Taghi Chan wurde der ausgedehnte Bazar Emir mit den dazu gehörigen Karavanserais gebaut. Seine Einrichtung ist prächtig; die Höfe und Gärten, weit und mit Luxus angelegt, sind nach dem königlichen Schloß das Sehenswertheste der ganzen Stadt. Andere, minder schöne Bazare schließen sich an die genannten an oder stehen in entfernteren Straßen. Nach altem Brauch nehmen die Handwerker einer Branche einen eigenen Bazar ein, ebenso wie die Kauf-

leute einer bestimmten Fabrikstadt, z. B. die von Yezd, Kaschan, Kirman u. s. w., ein bestimmtes Karavanserai einnehmen. Manchmal werden die zerstreuten Handwerker einer Branche sogar von der Regierung zur Uebersiedlung an einen gemeinschaftlichen Ort gezwungen, wie es in neuerer Zeit mit den Schuh- und Mützenmachern der Fall war.

Die gewölbten Gänge des Bazars halten die Sonnenstrahlen ab, sind daher im Sommer kühl und schützen im Winter vor übermäßiger Kälte.

Außer den großen Bazars gibt es noch eine Menge kleinere (bazartsche). Man verbindet nämlich zwei nebeneinanderliegende Häuser durch aufgelegte Pappelbaumstämme, bildet ein Dach von Laubwerk und verhängt die Seiten, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, mit alten Leinwanddecken. Letztere, von Wind und Wetter in Lumpen zerfetzt, bieten oft einen scheußlichen Anblick dar. In solchen Gezelten finden Krämer, Tischler, Schuhflicker, Gemüse- und Fruchthändler ihr Unterkommen. Fast alle Woche stürzt so ein improvisirter Bazar ein, besonders im Frühling, doch ist selten der Verlust von Menschenleben dabei zu beklagen.

Bäder (hammam, germābe), ebenfalls sehr zahlreich, sind entweder private, öffentliche oder gemischte. Unter gemischten Bädern versteht man solche, die zwar für den Privatgebrauch bestimmt, doch zu gewissen Stunden für Geld auch dem Publikum zugänglich sind. Die Bäder zu Teheran stehen jedoch, sowol was Pracht und Luxus an Marmorplatten und Säulen betrifft, als auch hinsichtlich der Geräumigkeit denen von Ispahan nach. Halb unterirdisch angelegt, machen sie sich von außen nur durch schlechte Malereien, gewöhnlich Riesen und Ringer, oder Schlachtscenen aus den fabelhaften Kämpfen Rustam's darstellend, und

durch einen aufgespeicherten Thurm von Pferdemist, dem Heizungsmaterial, bemerklich.

Sehenswerthe öffentliche Gebäude besitzt Teheran fast gar nicht; die wenigen Moscheen und Madrasses (Schulen) können mit denen von Ispahan keinen Vergleich aushalten. Am bemerkenswerthesten ist noch die Mestschede-Schah, von Feth Ali Schah gebaut, mit einer schwervergoldeten Kuppel, und die Madrasse-Emir. Beachtung verdienen nur die Fayence-Ziegel und Platten, mit denen die Dächer der Kuppeln und die innern Wände der Madrasses, Moscheen und des königlichen Palastes bekleidet sind. Mittels künstlicher Einfügung und Zusammensetzung derselben werden ganze rings um das Gebäude laufende Inschriften, Jagdscenen, Thierstücke u. s. w. gebildet, die an Schönheit der Zeichnung wie an Glasur und Farbe ihresgleichen suchen. Meisterstücke dieser Fabrikation besitzt Ispahan, besonders prächtig ist die hellblaue Farbe. Man behauptet sogar von einem solchen Ziegelstein in der Moschee Dschameh in Ispahan, daß man lange in Zweifel gewesen, ob er aus einem Stück Türkis oder aus glasirtem Thon bestehe. Auch in den Ausgrabungen von Rages findet man schöne Bruchstücke dieser Art. Eine ebenso große Zierde der öffentlichen Gebäude sind die Platten von weißem Marmor (marmer), der an vielen Orten in Persien lagert. Als der vorzüglichste gilt der von Yezd, dann der von Maraga bei Tabris und von Kum. Bedenkt man, daß diese oft enormen Massen auf ungebahnten Wegen meist durch Menschenhände fortbewegt werden mußten, so wird man die Macht des despotischen Willens oder die fromme Opferwilligkeit der Unterthanen bewundern.

Auffallend zahlreich sind die tekkiehs (Amphitheater), kleine, viereckige mit Ziegelmauern umgebene Räume, in

deren Mitte eine gemauerte, etwa 4 Fuß hohe Plateforme ſich befindet. In ihnen werden im Monat Muharrem die Paſſionsſpiele aufgeführt, zum Andenken an die unglückliche Schlacht bei Kerbelah, wo die Aliden durch die Yeziden beinahe gänzlich ausgerottet wurden. Sie mehren ſich durch Fundationen und fromme Legate noch von Tag zu Tag; als Bauwerke verdienen ſie kaum Erwähnung.

Von öffentlichen Plätzen hat Teheran nur einen einzigen aufzuweiſen: das Säbſimeidan. Er iſt unter der Regierung des jetzigen Königs geebnet und gepflaſtert worden. Ringsum von hübſchen Läden mit Eſtraden und Verandas umſchloſſen, macht er einen recht angenehmen Eindruck. Einige kleine Plätze dienen zum Verkauf von Victualien oder als Friedhöfe.

Es iſt Sitte, daß, mit Ausnahme der ärmſten Klaſſen, nur je eine Familie in einem Hauſe wohnt, wenn dieſes auch noch ſo groß iſt. Jeder trachtet danach, ein eigenes Haus zu beſitzen; nur Fremde nehmen manchmal ein Haus in Miethe. Der Miethzins iſt in der Hauptſtadt nicht unbeträchtlich, er beläuft ſich unter Umſtänden auf 200—365 Dukaten jährlich. Hat jedoch jemand ein Haus mehrere Jahre bewohnt, ſo hält es ſchwer, ihn daraus zu verdrängen, ſelbſt wenn er die Miethe nicht bezahlt, denn er hat durch längeres Wohnen gleichſam ein Eigenthumsrecht erworben. Daher vermeidet es der Wirth, den Miethcontract auf mehrere Jahre zu verlängern. Wenn um ein Haus Proceß geführt wird, ſo ſucht jede der ſtreitenden Parteien factiſch Beſitz zu ergreifen, und dies wird als geſchehen angenommen, ſobald es ihr gelingt, ein Geräth hineinzuſtellen. Es wird zu dieſem Zweck oft ein Möbelſtück über das Dach ins Haus geworfen. Ich wohnte mehrere Jahre in einem ſolchen beſtrittenen Hauſe, und meine perſiſchen Freunde belehrten mich, daß ich nicht allein keine Miethe zu entrichten hätte,

ſondern auch gerechte Anſprüche auf deſſen Beſitz erheben könne. Die Häuſer in den Städten zahlen keinerlei Abgaben, weder an den König noch an den Staat. Jeder Hausbeſitzer hat das Recht, das in der Gaſſe fließende Waſſer in ſein Haus abzuleiten; doch entſcheidet hier das Recht des Stärkern, und es entſtehen daher wegen der Waſſervertheilung oft böſe Händel. Als Regel gilt, daß die Nachbarſchaft eines Großen oder eines Prieſters den Aufenthalt in einem Hauſe ſehr verleidet, und daß in der Nähe der Polizei und ihrer Agnaten die Sicherheit des Eigenthums am meiſten in Frage geſtellt iſt.

Zu den unvermeidlichen Beſtandtheilen der orientaliſchen Städte gehören auch die Straßenhunde, Inſekten und andere Thiere, welche die Häuſer bevölkern.

Die Hunde ſind in allen perſiſchen Städten auf Gaſſen, Plätzen, Friedhöfen und in den Bazars ebenſo häufig wie in Konſtantinopel. Obgleich von den Mohammedanern für unrein gehalten, werden ihnen doch in die Winkel der Häuſer Reſte von Speiſen und Brot hingeworfen. Während des Tags halten ſie ſich unter den Dächern der Bazars und in andern Schlupfwinkeln auf; nachts kommen ſie der Nahrung halber hervor und ſäubern die Stadt von Aas. Sie ſind meiſt ſehr zahm und fallen ſelten jemand an, nie einen Perſer, höchſtens einen Europäer wegen der ungewöhnlichen Kleidung oder Ausdünſtung. Sie werden nie wüthend; obwol ich viele Bißwunden geſehen, kam doch kein Fall von Wuth zu meiner Kenntniß. Wie in Konſtantinopel, bewachen ſie eiferſüchtig ihr Revier; ein Hund, der ſich aus einem fremden Viertel in das ihrige wagt, wird mit Biſſen verfolgt und unter ſtetem Bellen über die Grenze gewieſen.

Die Fliegen beläſtigen vorzüglich im Frühling und Herbſt; während der ſtarken Hitze des Hochſommers nehmen ſie in den Städten ab, erſcheinen aber in deſto größerer

Menge in den höher gelegenen Dörfern. Es kam mir immer vor, als ob dieſe Thiere im Hochſommer nach dem Gebirge auswanderten, ja ſogar als ob ſie die dahin ziehenden Laſtthiere benutzten, um ſich von ihnen forttragen zu laſſen.

Stärkere Peiniger ſind die Mücken (pesche), beſonders eine kleine Art von Hanfkorngröße (chāki). Der nicht Acclimatiſirte wird von ihnen hart mitgenommen. Stehendes faulendes Waſſer in den Baſſins und dichtes Geſträuch in den Höfen begünſtigt ihre Vermehrung. Umgekehrt wie die Fliegen ſind ſie in den Bergdörfern von geringer Anzahl und beläſtigen dort kaum mehr als die Mücken in Europa.

Flöhe ſind in den trockenen Tafelländern nicht ſo häufig, dagegen in den feuchten Provinzen am Kaſpiſchen Meer in erſtaunlicher Menge. Dort wächſt indeß das Pyrethrum roseum (kekwasch), mit dem ſich zu verſehen immer rathſam iſt. Häufiger finden ſich Läuſe (schipisch), welche man nur durch ſtetes Wechſeln der Kleider abhalten kann. Uebrigens erregt dieſes Inſekt den Perſern weit weniger Ekel als dem Europäer; es wird ſelbſt in guter Geſellſchaft nicht übel genommen, wenn man eine Laus wegwirft, um ſie auf Koſten anderer zu verſorgen. Die eigentliche Bettwanze fand ich nirgends; die als giftig verſchriene Wanze von Mianeh (kenneh, malleh), deren Stich tödlich verlaufen ſoll, iſt eine Zecke, Argas persicus, welche außer in Mianeh auch in andern Städten Perſiens, wie in Tabris und in den Stationen gegen Meſchhed, vorkommt. Ihr Stich iſt ſchmerzhaft, doch weder giftig noch tödlich.

Faſt in allen Reiſeberichten wird erzählt und von allen Eingeborenen berichtet, daß der Stich dieſer Zecke im Herbſt bei nicht Acclimatiſirten, alſo bei Fremden und Durchreiſenden, tödlich verlaufen könne, während er den Bewohnern Mianehs unſchädlich ſei. Dieſe Angabe dünkt mich an und

für ſich höchſt unwahrſcheinlich, ſie wird aber auch durch folgende Thatſachen widerlegt: 1) nach anatomiſcher Unterſuchung beſitzt dieſes Thierchen kein Giftorgan; 2) die Stiche deſſelben ſind in andern Städten unſchädlich; 3) ich ſah viele Individuen, welche von Zecken geſtochen waren und doch nicht die mindeſte Beſchwerde empfanden; die Stiche markirten ſich nur durch eine leichtumſchriebene Blutunterlaufung; 4) andere aus Mianeh Zugereiſte, an denen durchaus keine Spur eines Stichs zu bemerken war und die aus Furcht vor den Zecken außerhalb der Stadt in Zelten campirt hatten, litten doch an ſolchen Zufällen, wie ſie den Mianeh-Zecken gemeinhin zugeſchrieben werden. Die Erklärung dieſer vielfachen Widerſprüche dürfte darin zu ſuchen ſein, daß in Mianeh das continuirlich remittirende Fieber im Herbſt endemiſch herrſcht, und daß Fremde häufig davon ergriffen werden, ihm auch oft unterliegen, während Einheimiſche, an die Schädlichkeit des Klimas gewöhnt, dem Uebel leichter widerſtehen. In der That verliefen alle Fälle der angeblichen Vergiftung, welche mir zur Beobachtung kamen, ganz wie das continuirliche Fieber; die Erkrankten wurden auch alle durch Chinin gerettet. So ſteht allerdings das Factum feſt, daß ein Herbſtaufenthalt in Mianeh dem Fremden leicht tödlich werden kann; der giftige Stich der Wanze von Mianeh gehört aber deswegen nicht minder ins Reich der Fabel.

Sehr gefürchtet im ganzen Lande ſind die Skorpione (aḳræb) und die Solpugen (ruteila); erſtere finden ſich ſehr häufig zwiſchen Steinen, letztere lauern auch zwiſchen dem Bettzeug, den Kleidern, unter den Teppichen u. ſ. w. Die ſchwarzen Skorpione von Kaſchan ſind wegen ihrer Größe und Giftigkeit im ganzen Orient gefürchtet; auch der kleine, gelbliche Skorpion (æḳrab dscheräre) von Arabiſtan gilt für ſehr gefährlich. Es iſt nicht zu leugnen, daß Stiche

dieſer Thiere in der Halsgegend vermöge der ſtarken Anſchwellung und der ſchnellen Reſorption des Gifts tödlich verlaufen können; doch ſind die Fälle äußerſt ſelten. Ich ſah viele von dieſen Thieren Geſtochene, und nur drei Individuen gingen daran zu Grunde. In Kaſchan fragte ich einen gelehrten perſiſchen Arzt über den Befund, auch er berichtete mir, daß tödliche Fälle äußerſt ſelten vorkämen, daß jedoch oft bedeutende Anſchwellung der gebiſſenen Glieder erfolge und leichte, allgemeine Vergiftungsſymptome ſich zeigten; ein Fall ſei ihm bekannt, wo ein Knabe, der im Schlaf von einem Skorpion hinter dem Ohre geſtochen worden, innerhalb zwei Stunden erlag. Nach meinen eigenen Erfahrungen in Perſien und Aegypten, und nach glaubwürdigen Berichten von Aerzten in Perſien, Aegypten und Tunis iſt hiermit feſtgeſtellt, daß der Stich des Skorpions und der Solpuge äußerſt ſelten tödlich verläuft, daß indeß einzelne Fälle mit lethalem Verlauf vorkommen, und zwar 1) wenn der Stich am Hals oder Kopf ſtattfand, 2) im zarten Kindesalter. Uebrigens ſind gefährliche Folgen überhaupt nur in heißen Sommermonaten zu befürchten, in anderer Jahreszeit iſt der Verlauf durchgängig ein ſehr milder. Die Behandlung ſeitens der Eingeborenen beſteht in ſofortigem Ausſaugen der Wunde, wonach ein poröſer, Eiter auffaugender Stein angeklebt wird; zum innerlichen Gebrauch reicht man Erdpech, Mumiai und Teriak. Mir leiſtete gewöhnlich die unmittelbare örtliche Anwendung von Salmiakgeiſt gute Dienſte. Dem ängſtlichen Reiſenden iſt für alle Fälle zu empfehlen, daß er mit einem Fläſchchen dieſer Subſtanz verſehen ſei.

C. Die Citadelle von Teheran.

Von dem Hauptplatz der Stadt, Sæbsi-meidan genannt, gelangt man vermittels einer kleinen Brücke über den Graben

in die Citadelle. Innerhalb dieſer ſteht die königliche Reſidenz mit allen ihren Gärten, Höfen, Kiosks und Harems; ſie iſt im Umfang von 6000 Klaftern mit einer hohen Lehmmauer umſchloſſen. Außerdem enthält die Citadelle noch mehrere Paläſte, die des erſten Miniſters und des Kriegsminiſters, das ruſſiſche Geſandtſchaftshotel, die Militärakademie, ein neueingerichtetes Geſchützdepot, vom öſterreichiſchen Major Krziz reorganiſirt, und einige kleine Lehmhütten, beſtimmt zur Aufnahme der als Geiſel zurückgehaltenen Turkomanen.*) Sämmtlicher Grund und Boden der ausgedehnten Citadelle gehört dem König; es ſteht ihm das Recht zu, denſelben nach Willkür, ohne Entſchädigung für die darauf errichteten Gebäude, in Beſitz zu nehmen, und obwol er nur ſelten**) von ſeinem Vorrechte Gebrauch macht,

---

*) Zu Zeiten Feth Ali Schahs wurden dieſe Familien, vom Stamme der Tekke-Turkomanen, durch den Prinzen Seif u dauleh nach Teheran geſchickt; ſie erhielten Quartiere und eine Brotration. Doch erwies ſich die Maßregel als zwecklos, denn die Nomadenſtämme ließen ſich dadurch nicht von fernern Einfällen abhalten. Die Nachkömmlinge, den Nomadenſitten treu, pflegen Pferde, dienen als Curſchmiede und erzeugen einige Gewebe der Steppenbewohner. Auch Tracht und Kopfbekleidung behielten ſie bei. Sie ſind Sunis und ſchon deshalb bei den Perſern verachtet. Ihre Phyſiognomie bietet den reinmogoliſchen Typus mit ſchiefen Augen, ſtarken Backenknochen, kargem Bartwuchs (riſche kusse), ſtarkem Schnurrbart und Mangel an Backenbart. Die Frauen, obwol von gelblicher Farbe, ſind in der Jugend ziemlich hübſch, werden aber in vorgerücktem Alter auffallend häßlich.

**) Es geſchah dies meines Wiſſens nur zweimal: nach gedämpfter Empörung des Rebellen Salar wurden ſämmtliche Häuſer der Familie und der Angehörigen deſſelben geſtampft und der Grund eingezogen; und während des letzten engliſch-perſiſchen Kriegs wurde das Palais des engliſchen Schützlings, des Prinzen Seif-eddauleh, zur Erweiterung der königlichen Reſidenz verwendet. Auch nach dem Friedensſchluß konnten die Engländer keine Einſprache thun, weil das Eigenthumsrecht des Königs auf den Boden feſtſteht.

ſo iſt doch der Werth dieſer Beſitzungen eben wegen der möglichen Confiscation ſehr gering.

Gleich über der Brücke führt eine kleine Gaſſe durch das Thor der Nagare Chane*) auf den großen Platz (meidan-e-Schah), der in der Länge 120, in der Breite 60 Klafter mißt. Es iſt der Exercirplatz der Artillerie; ringsherum ſind Logen für die Artilleriemannſchaft angebracht; in der Mitte erhebt ſich eine Plateforme (seku), wo die drei unter Schah Abbas den Portugieſen abgenommenen großen Kanonen (tube murwārid) aufgeſtellt ſind. Dieſen Kanonen wird beſondere Verehrung erwieſen; ſie gelten als Aſyl für Verbrecher und werden bei großen Schießübungen auf Befehl des Königs vor die Stadt geführt. Auf dieſem Platze finden auch die Revuen der irregulären Truppen (radif), die Feuerwerke und öffentlichen Spiele bei großen Feſten und Feierlichkeiten ſtatt. Zu dem Zweck befindet ſich daſelbſt eine hohe Tribüne, auf welcher der Schah, die Würdenträger und Geſandten als Zuſchauer beiwohnen. Seitwärts in der Ecke bemerkt man auch ein kleines Thürmchen, von wo aus der König oft unbemerkt mit dem Fernrohr die Vorbeiziehenden muſtert und die Exercitien der Artillerie beobachtet.

Durch ein zweites gegenüberliegendes Thor (āali ḳapi, hohes Thor) gelangt man, einen winkelig gebrochenen Gang paſſirend, in den erſten Hof (bāge salām, Salamgarten; ſo genannt, weil dort der große Salam abgehalten wird). Er iſt ſehr geräumig, mit hohen, ſtämmigen Platanen bepflanzt und wird durch den großen Salamſaal in zwei gleiche Hälften getheilt. Von hier kommt man wieder durch einen großen Thorweg in den zweiten Hof, die eigentliche Reſidenz des Königs, genannt diwān-chāneh. Dieſer Hof iſt links angebaut, während ihn gegen die Mitte eine Häuſerreihe in

*) Siehe Kapitel „Neujahrsfeſt".

zwei Hälften oder Gärten ſcheidet. Im vordern Garten ergießt ſich die große königliche Waſſerleitung mit einem mächtigen Schwall, der mittels Rinnen durchs ganze Schloß geleitet wird. In der Mitte des vordern Gartens ſteht der große Kiosk (kulāh frengi), wo die Feier des Jahresantritts (nagāre chāne) abgehalten wird. Im hintern Theil des Hofes befindet ſich das nārindschistan (Orangerie), das große Baſſin und das große Vogelhaus. Der linke, nördliche Tract enthält die Winterzimmer des Königs ſowie einen ganz mit großen Spiegeltafeln bekleideten Saal, worin ein beſonders reichverziertes Baſſin von europäiſcher Arbeit und der prachtvolle mit Gold beſchlagene, mit Topaſen, Rubinen und Smaragden beſetzte Thronſeſſel ſich befindet. In dem mittlern parallelen Tract liegen: die Schatzkammer, der große Empfangſaal, die Gemäldegalerie, die Waffen- und Rüſtkammer, und der neue Große Saal, mit ſchönen perſiſchen Arabesken, Malereien und Stuccaturen ausgeſchmückt.

Die Schatzkammer (chazineh) iſt ein kleines Gemach, denn ſämmtliche Koſtbarkeiten und Juwelen werden in feſten Schränken verwahrt. Von Diamanten ſieht man hier den ſogenannten āariā nur; tafelartig geſchliffen, von reinſtem Waſſer, aber wegen des Schliffs ohne viel Feuer, machte er auf mich ſtets den Eindruck einer reinen Eistafel; der König läßt ihn manchmal in ein Armband faſſen; ferner ſehr reiche, ganz mit Diamanten incruſtirte Säbelſcheiden und Griffe; viele Diamantgürtelplatten von hohem Werth; Smaragde von enormer Größe; doch ſelten tiefgrün und nie ganz rein; orientaliſche Rubine, worunter der wallnußgroße aus dem geplünderten Palaſt von Delhi, auf deſſen Rückſeite die Namen aller Dynaſten der Mogulen von Delhi eingravirt ſind. Sehr zahlreich und ſchön ſind die Rubis balais vertreten, faſt gar nicht dagegen die Türkiſe, obwol ſie im Lande gefunden werden und beſonders geſchätzt ſind. Perlen enthält

der Schatz von vorzüglicher Größe, aber etwas gelb, wie sie aus alter Zeit datiren. Die vielen goldenen mit Juwelen besetzten Gefäße, die aus Gold prächtig emaillirten Trinkgeschirre, die ganz mit Edelsteinen incrustirten Gürtelplatten, das Reichsscepter und das Reichsschild u. s. w. müssen jeden Kenner zur Bewunderung hinreißen.

Der Empfangsaal, der größte im ganzen Schlosse, stellt eigentlich eine offene Halle dar, denn die beiden Hauptwände fehlen und werden durch mächtige Säulen ersetzt. Zwei Gobelinteppiche von höchster Meisterschaft, ein Geschenk des Königs Ludwig Philipp, und der berühmte Pfauenthron (tachte-tâus), welchen Nadir Schah von der Plünderung Delhis nach Persien brachte, fallen hier zumeist ins Auge. In diesem Saal werden Audienzen ertheilt und Gesandtschaften empfangen. Die zwei seitlichen Thüren führen in die Bibliothek und in die Rüstkammer. In der Nähe befindet sich auch die königliche Bildergalerie, deren Beschreibung wir an einem andern Orte geben.

Aus der Diwan chaneh gelangt man durch einen Zickzackgang in das königliche Enderun. Es besteht aus drei großen und einem kleinen Hofe, die alle von Wohnungen für die königlichen Frauen, ihre Sklavinnen und ihr Gesinde umgeben sind. Nach außen wird es durch sehr hohe Lehmmauern abgegrenzt und durch aufgestellte Posten sorgfältig bewacht. Weder der Bau noch die Ausschmückung verrathen eine Spur von orientalischem Luxus, wie man sich ihn vorzustellen pflegt. Die Einrichtung der Zimmer ist einfacher als in andern Harems der Stadt. Erst in den letzten Jahren ließ der König für seine Lieblingsfrau im ersten Hofe ein nach persischem Geschmack prächtiges Gebäude aufführen. Dasselbe leidet jedoch an allen Mängeln der neuern inländischen Baukunst; die Lehmmauern sind mit Gips und Marmor überkleidet, die mit Stuck übertünchten Säulen sind

dünn und schmächtig, die Treppen steil und eng, die vielen Fenster, Thüren, Erker, Nischen, Balkone und Galerien mahnen an ein Kartenhaus, das beim leisesten Stoß zusammenzubrechen droht.

D. Physiognomie anderer persischer Städte.

Nicht viel verschieden von der Teherans ist die Physiognomie der andern großen Städte, wie Tabris, Kaswin, Hamadan, Kum, Kaschan u. s. w. Ueberall dieselbe Bauart, dieselben Ruinen, derselbe Schmuz in den Gassen, und dasselbe Treiben und Leben in den Bazaren und Karavanserais. Ueberall Häuser im Verfall und andere im Aufbau. Eine Ausnahme bildet Ispahan, welches seine großartigen Ruinen, seine Moscheen, Gärten, Brücken, Karavanserais, Bazare, Fabrikanlagen, sein Acker- und Gartenbau, seine Weingärten und Melonenfelder sehenswerth machen. Es ist der einzige Ort Persiens, der auf den Namen einer Haupt- und Residenzstadt Anspruch erheben kann, und jede vernünftige Regierung wird in Zukunft dort ihren Stütz- und Centralpunkt suchen.

Ueber die Ruinen Ispahans ist in neuester Zeit so viel geschrieben worden, daß ich es für überflüssig erachte, auf den Gegenstand näher einzugehen. Ich will hier nur von den beweglichen Minarets sprechen, deren Beschreibung ich überall vermisse, während doch ihre Construction dem scharfsinnigsten Beobachter unbegreiflich erscheinen muß. Etwa eine Stunde von Ispahan, in dem Flecken Chaledan, steht eine Moschee von mäßiger Größe; sie ist gewölbt und birgt in ihrem Innern das Grab eines Santon. Ueber der Wölbung, welche an mehreren Stellen Risse zeigt, erheben sich zwei Thürmchen (Minarets) von etwa 15 Fuß Höhe, durch einen Zwischenraum von etwa 20 Fuß voneinander getrennt. Umfaßt man eins dieser beiden Thürmchen und rüttelt daran, so bewegt es sich merklich, und diese Bewegung theilt sich

dem andern Thürmchen, dem Gewölbe ſammt allen daran befeſtigten Gegenſtänden und den Wänden des Tempels mit. Ich hatte, auf dem Gewölbe ſtehend, während mein Diener an dem Thürmchen rüttelte, das Gefühl, als wanke, durch ein Erdbeben erſchüttert, der Boden unter mir. Und trotz der öftern Bewegung, trotz der vielfachen Riſſe des Gewölbes behauptet ſich der Bau ſchon durch mehrere Jahrhunderte. Ob die Beweglichkeit deſſelben im urſprünglichen Plan des Baumeiſters lag, oder ſich erſt ſpäter durch Zufall einſtellte, weiß man nicht. Kein europäiſcher Reiſender hat bisher das Räthſel der ſich ſchüttelnden Minarets (mināre dschunbān) zu löſen vermocht; die Perſer aber ſchreiben ſie der Wunderkraft des Heiligen zu.

Einigermaßen abweichend von den Städten des kahlen Hochlandes iſt nur die Bauart in der von einer reichen Vegetation, von üppigen Baumgruppen umgebenen Städten am Kaspiſchen Meere, indem hier die häufigen Regen zur Anlage ſchräger Ziegeldächer nöthigten.

E. Gärten.

Die Gärten der Stadt Teheran umfaſſen nach Meſſung des öſterreichiſchen Major Krziz ein Areal von 80000 Quadrat-Klafter. Die größten und üppigſten ſind im ſüdweſtlichen und nordöſtlichen Stadttheil gelegen.

Gewöhnt an die Kargheit der natürlichen Vegetation, namentlich den Mangel an Bäumen in der Ebene, ſetzt den Perſer ein Bächlein mit fließendem Waſſer in Entzücken, an deſſen Rand er unter einigen Weiden- oder Pappelbäumen Schatten findet, ſeine frugale Mahlzeit einnehmen und im Sommer ſein Nachtquartier aufſchlagen kann. Sieht er gar in einer Umzäunung eine Gruppe von Wald- und Fruchtbäumen und einige Roſenſträuche, ſo erklärt er den Garten für herrlich, für paradieſiſch, zur Poeſie begeiſternd. Doch

darf man ſein Entzücken nicht in dem Sinn auffaſſen, daß er ſich für die Schönheiten und Phänomene der Natur lebhaft intereſſire, dies iſt keineswegs der Fall. Ein Vulkan, eine mit Schnee bedeckte Bergkette, eine eigenthümliche Formation der Felſen und Thäler erregt kaum ſeine Aufmerkſamkeit, er huldigt auch hierin dem nil admirari; der Baum und das Bächlein machen nur inſofern einen beſondern Eindruck auf ihn, als er dort Kühlung, die gewünſchte Ruhe und die Befriedigung ſeiner leiblichen Bedürfniſſe findet. Was wir Naturſchönheiten nennen, dagegen verhält er ſich vollkommen gleichgültig.

Kein einziges Haus in Teheran iſt ohne einen Hof, kein Hof ohne einige Blumenbeete (bāgdsche) und ſtrauchartige Bäume. Begüterte und angeſehene Perſonen haben jedoch neben dieſen Hofgärten noch andere oft ziemlich ausgedehnte Gärten (bāg) innerhalb der Stadt. Die Anlage der letztern iſt freilich ſehr einfach. An Bäumen enthalten ſie einige Alleen von Platanen (tschenār), Pappeln (sefidār), Eſchen (zæbān gundschischk), Ulmen (nārwen), Maulbeerbäumen (tut), Acacia juniprisin (deræchte-abrischum) oder Cypreſſen (sināber), ſelten von einer Art Pinus (kātsch) und Celtis (teh). Das Untergeſträuch beſteht aus verſchiedenen Roſenarten (gul-e-surch und sefid), weißem und gelbem Jasmin (jasemin), Flieder (jāsekæbut), Evonimus (budāk) u. ſ. w. Blumen liebt der Perſer über die maßen, allein er verſteht ſie nicht zu cultiviren; man findet demnach in ſeinen Gärten nur die im Lande ſpontan wuchernden Arten, oder ſolche, die in früherer Zeit aus Europa dahin verpflanzt worden und ſich acclimatiſirt haben. Am häufigſten ſind Narciſſen (narkis) in vier verſchiedenen Arten, Veilchen (benæfsche), Amaranthen (tādsche churus), Tulpen (lāle), Fritillaria imp. (gule sernegun), Mirabilis jalapa (lāl abassi), einfache Hyacinthen

(sumbul), Tuberoſen (susan), einfache Nelken (michek), Iris persica und florentina (zæmbek). Den Herbſtblumenflor bilden faſt ausſchließlich die Aſtern (gule dawudi).

Der Perſer iſt um den Namen von Blumen und Pflanzen, die er nicht kennt, keineswegs verlegen; wird er nach dem Namen einer ſchönen ihm unbekannten Blume gefragt, ſo nennt er ſie Schah pæssænd (wohlgefällig dem König), während er die nichtſchönen gul harze (Unkraut) nennt.

Friſcher Raſen und üppiger Graswuchs läßt ſich ſelbſt durch anhaltende Bewäſſerung nicht erzielen, daher fehlt eine Hauptzierde europäiſcher Gärten, die man vergebens durch Anbau von niedrig gehaltenem Klee zu erſetzen ſucht. Mit dem Klee untermiſcht ſieht man häufig das Papaver Rhoeas (schægāik), auch fälſchlich läle (Tulpe) genannt. Zu Lauben wird ausſchließlich der reich vegetirende Weinſtock gezogen.

Der Boden Teherans und ſeiner Umgebung eignet ſich vorzüglich zur Anpflanzung der Platane (tschænār), die ſich hier beſonders ſchön und raſch entwickelt. Einzelne Stöcke davon, in die Erde geſteckt, treiben wie die Weiden raſch ſaftige Triebe. Eine uralte Platane im Dorfe Teſchriſch gehört wol zu den größten Baumexemplaren der Erde. Pietro de la Valle nennt Teheran die Platanenſtadt. Doch liebt der neuere Geſchmack nur in die Höhe treibende Bäume; man beraubt den Baum, der nach naturgemäßer Entwickelung eine horizontale Ausdehnung der Krone ſucht, durch Kappen aller ſeiner Zweige, mit Ausſchluß eines kleinen Büſchels, und zwingt ihn, ſich in die Längendimenſion zu entfalten. Die Bäume erſcheinen dadurch wie Beſenſtiele; ihrer Athmungsorgane beraubt, widerſtehen ſie nur ſchwer einer mäßigen Dürre, ſondern trocknen von der Spitze herab ein, während der naturwüchſige Baum eine große Reſiſtenz beſitzt. Dieſes Verfahren hat höchſtens da eine Berechtigung, wo

man Platanen des Bauholzes halber pflanzt und einen kräftigen, geraden Stamm auf relativ kleinem Raume erziehen will; daß es aber zur Modeſache geworden und ſelbſt in den königlichen Gärten einem ſo verkehrten Geſchmack gehuldigt wird, iſt nicht zu entſchuldigen.

Wenn der Perſer einen neuen Garten anlegt, ſucht er, ſtets der Vergänglichkeit des Beſitzes eingedenk, ſehr raſch ſtarke und ſchattige Bäume zu erzielen, was bei dem langen, warmen Sommer und einer jährlichen Vegetationsperiode von neun Monaten allerdings auch leicht gelingt; in Zeit von fünf bis ſechs Jahren — nach unſern Begriffen von Wachsthum eine unglaublich kurze Zeit — ſind die Bäume eines Gartens vollkommen aufgewachſen. Natürlich gehört dazu eine fortwährende reichliche Bewäſſerung; hierdurch verwöhnt man aber die Pflanze, ſie verliert ihre natürliche Reſiſtenz und ſtirbt ſchnell ab, ſobald ihr minder reichlich Waſſer zugeführt wird. Da nun die erſte Folge vom abnehmenden Einfluß einer Familie die iſt, daß man ihren Beſitzungen das Waſſer entzieht, ſo gehen häufig dieſe künſtlich gezogenen Gärten mit ihren Eigenthümern gleichzeitig zu Grunde.

Der Ulme (narwænā) wird durch Pfropfreiſer ein eigenthümlich merkwürdiges Wachsthum gegeben. Zweige und Laubwerk werden ſo dicht, daß während des ganzen Tags kein Sonnenſtrahl hindurchdringen kann und ſie dem ſtärkſten Windſtoß wie eine Mauer widerſtehen. Die Aeſte und Verzweigungen nehmen eine kugelige Form an, und der weitausgedehnte Baum mit ſeinem relativ ſchwachen Stamm ſieht einem großen Pilz ähnlich. Er gibt vortrefflichen Schatten; doch häufen ſich, da das dichte Laub weder durch Wind noch Regen gereinigt wird, Maſſen von Staub und Schmuz darin an.

Eine beſondere Vorliebe hat der Perſer für den Weidenbaum (bid); er behauptet, der Schatten und die Ausdünſtung deſſelben ſei der Geſundheit ſehr zuträglich, darum lagert er gern unter Weiden und pflanzt ſie in ſeinem Garten um die Baſſins, vornehmlich die Trauerweide. Das Vorurtheil gegen das Lagern unter Nußbäumen (girdu) theilt er mit dem Europäer.

Die Cypreſſe (sināber) gedeiht nicht beſonders gut in Teheran; ſie trocknet bei beſter Pflege ein, ſobald ſie eine gewiſſe Höhe erreicht hat; dagegen iſt ihr Wachsthum vortrefflich bei Kaſchan im Garten Fin.

Nebſt den gewöhnlichen Roſen und Jasminen bilden die Zierde der perſiſchen Gärten: die chineſiſche Roſe (gulenastaran) und die volle Granatäpfelblüte (gulnāre-farsi); jene zieht man mittels eines Spaliers zur Höhe von mehrern Klaftern; die zahlreichen Blüten, welche an den hängenden Aeſten wie Blumengewinde erſcheinen und das herrlichſte Aroma ausſtrömen, dauern faſt durch den ganzen Sommer und verleihen ihr nach der Roſe den erſten Preis. Die volle Granatblüte, zwar ohne Duft, überbietet an Farbenpracht und Fülle der Blätter ſogar die Schönheit der Camellien.

Ein Theil des Gartens iſt mit Fruchtbäumen verſchiedener Art beſetzt, welche im Frühling durch ihre Blütenfülle entzücken, aber während der übrigen Zeit des Jahrs dem Europäer einen ſchlechten Begriff von perſiſchen Luxusgärten geben.

In der Mitte jedes Gartens ſteht ein Kiosk (kulā frenghi, europäiſcher Hut), innen und außen mit heitern Arabesken, Thierkämpfen u. ſ. w. reich decorirt. In ihm bringt der Eigenthümer die Morgen- und Abendſtunden zu, ſeine Geſchäfte abmachend oder Gäſte empfangend.

Mit großem Luxus iſt in den Gärten reicher Beſitzer

die Orangerie (nārindschistān) ausgeſtattet. Südfrüchte gedeihen zwar zu Teheran wegen des rauhen Winters nicht im Freien, doch bedürfen ſie nur des geringen Schutzes eines Bretterverſchlags oder einer Vertiefung mit darüber ausgeſpanntem Zelt und eines mäßigen Kohlenfeuers zu ihrer Erhaltung. Außerdem ſtellt man Orangeriebäume in die vordere vertiefte Hälfte des nach Süden liegenden Winterwohnzimmers, wo die vom Kaminfeuer ausgeſtrahlte Wärme ihnen zugute kommt. In den königlichen Orangerien dagegen ſtehen die Bäume in einer bedeutenden Vertiefung und die Oefen einige Klafter höher, infolge deſſen die Bäume faſt in jedem Winter erfrieren und dann mit großen Koſten wieder erſetzt werden müſſen, was eine ſtete Quelle des Erwerbs (mædachel) für die Hofbeamten bildet.

Auch außerhalb der Stadt gibt es umfangreiche Gärten. Sie gehören meiſt dem König; denn entweder wurden ſie auf Regierungskoſten angelegt, wie der Garten Lal hezar, Negariſtan Kaſſer-Kadſchar, oder zwar von Privaten gepflanzt, aber nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge von der Regierung confiscirt; dahin gehören die Gärten Nabi Chan, Nizamieh, Dawudieh, Ilchani. Von Privatgärten iſt der des Chan Baba Chan Sardar, ehemaligen ruſſiſchen Schützlings, der ausgedehnteſte und am beſten bewäſſerte und cultivirte.

Der Garten Kaſſer-Kadſchar bildet mit ſeinem hübſchen Schloß, den grünen Terraſſen, ſeiner guten Bewäſſerung und ſchönen Fernſicht einen der ſchönſten Punkte in der Umgebung der Stadt; leider iſt die parkähnliche Anlage ſehr vernachläſſigt, die großen Platanen wurden in neueſter Zeit zu Bauholz gefällt.

Der Garten in Kent, zwei Meilen von Teheran, zeichnet ſich durch herrliche Baumgruppen aus, ebenſo der Garten Daulet-abad in der Nähe der Ruinen von Ray (Rages);

beide ſind aber ebenfalls behufs Gewinnung von Bauholz ſtark geplündert. Uebrigens muß der König das Bauholz aus ſeinen eigenen Gärten theuer bezahlen.

Der Garten bei Fin (Kaſchan), berühmt als Schauplatz der Ermordung des mächtigen Miniſters Mirza Taghi Chan, weiſt einen kräftigen Baumwuchs auf und iſt von klaren, friſchen Bächen durchzogen. Kein Reiſender ſollte verſäumen, das Bad, wo der Emir ermordet wurde, und die ſchlanken Cypreſſen anzuſehen.

Die einſt berühmten Gärten von Ispahan: Tſchehilſutun, Tſchehar bag, Hezar Dſcherib, Anguriſtan u. ſ. w., von frühern Reiſenden ſo ſehr geprieſen, ſind jetzt ganz in Verfall; ſie werden mit Getreide, Taback und Gemüſen bepflanzt.

Einer beſſern Pflege erfreuen ſich die Gärten von Schiraz, weil ſie dem Strahlenglanz der geheiligten Majeſtät und den Blicken der raubſüchtigen Cohorten ferner gerückt ſind. Die reiche Vegetation der Orangen, Limonen, Mandarinen, Cedras u. ſ. w., die weithin ihre Düfte verſtreuenden Blüten mahnen uns an Saadi und Hafis, deren Poeſie ſich an ihrer Schönheit begeiſterte. Die Grabmäler dieſer beiden Dichter, von gutbewäſſerten Parkanlagen umgeben, laden die Bewohner von Schiraz zu fleißigen Pilgerfahrten dahin ein.

F. Sommerſitze und Zeltlager.

Bei der gänzlichen Verabſäumung aller Sanitätsmaßregeln für Reinigung der Stadt werden im Sommer die Straßen ſo ſchmuzig und unflätig, die Luft ſo peſtilenziös, heiß und drückend, das Waſſer in den Baſſins ſo faul und ſtinkend, die Mücken und Fliegen ſo beläſtigend, daß es unumgänglich nöthig iſt, während der Sommermonate einen

Landaufenthalt zu nehmen. Die Landsitze für die Bewohner Teherans befinden sich am Fuße der Elburzkette, in den verschiedenen Dörfern, die unter dem Gesammtnamen Schemiran bekannt sind. Ihre Lage, durchschnittlich 4500—5500 Fuß über dem Meeresspiegel, die reiche und üppige Vegetation, die mäßige Temperatur, die Frische des Wassers, die Kühle der Nächte, das Krystalleis von den nahen Bergen, die vielen Landhäuser und Gärten, und insbesondere das relativ mildere Auftreten von Fiebern, Dysenterien und Cholera, die geringe etwa 1—2 Meilen betragende Entfernung von der Stadt bilden die Vorzüge und Reize dieser Ortschaften. Der König selbst hat dort zwei Sommerpalais inne, das zu Niaveran und das neuere von Sultan-abad. Hier residiren auch während des Sommers die Vertreter der europäischen Mächte; der russischen und englischen Gesandtschaft sind von früherer Zeit her zwei ganze Dörfer (Zergendeh und Gulahek) zum Sommeraufenthalt eingeräumt, während die Bevollmächtigten anderer Staaten sich größere Landhäuser miethen. Da fast die gesammte Einwohnerschaft Teherans nur vom Hofe, den Besoldeten und deren Clienten lebt, so richten sich alle Verhältnisse nach jenen des Hofes; daher bezieht niemand den Sommersitz (jeylok) vor dem 10. Juni, weil bis dahin der Schah in der genannten Hauschane der lieblichen Kühlung genießt, oder wegen der in der Regel unvollendeten Baulichkeiten erst um diese Zeit eine Aenderung des Wohnsitzes wünschenswerth findet. Dann aber verläßt wenigstens ein Drittheil der Einwohnerschaft auf einmal die Stadt. Mobilien, Teppiche, Zelte, Frauen, Kinder, Gesinde, Eßwaaren, Geschirre, alles bunt durcheinander, wird auf dem Rücken der Maulthiere und Kamele transportirt; der Zug ist oft mehr als eine Meile lang. Man muß eine solche Auswanderung gesehen haben, um sich von dem wirren Treiben einen Begriff zu machen. Der

momentane Bedarf an Laſtthieren iſt dann außerordentlich groß. Alle fremde Mauleſel- und Kameltreiber, deren man habhaft werden kann, ſelbſt die Karavanenführer, werden meiſt unentgeltlich zu dem Zuge gepreßt; man überlaſtet ihre Thiere und ſorgt nicht einmal für hinreichendes Futter. Daher ſuchen ſie vorher aus der Stadt zu flüchten; ſie verſtecken ihre Thiere in Ruinen oder treiben ſie in hohe Berge, bis die Gefahr vorüber iſt. Den europäiſchen Geſandtſchaften wird es leichter, Laſtthiere zu bekommen, weil man weiß, daß ſie den Dienſt nicht ohne Bezahlung verlangen.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſich um das königliche Dorf Niaveran die meiſten Beamten und andere Stadtbewohner ſcharen. Darum wird in kurzer Zeit auch hier Luft und Waſſer ſo verpeſtet, daß der Aufenthalt keine Erfriſchung mehr gewährt. Alsdann bricht der Hof nach den fernen Bergen auf, nach dem Engthale Laar, in das waſſerreiche Keſſelthal Amameh, nach Lauroſcheriſtanek am ſüdlichen Abhang des Elburz, in die Nähe der Stadt Demawend u. ſ. w.; und da es dort keine Behauſungen gibt, ſo werden Zelte aufgeſchlagen und ein Lager bezogen. Dem Perſer klebt noch ſo viel vom Nomadenthum an, daß er ſich in Zelten heimiſch und behaglich fühlt, auch weiß er ſie bequem und wohnlich einzurichten, und nicht mit Unrecht ſagt man, ſein Zelt gleicht einem Haus, ſein Haus einem Zelt. Der zum Lager beſtimmte Platz, an einem friſchen Bach oder an einer waſſerreichen Quelle gelegen, wird mit Leinwandwänden (seraperde) umſpannt, deren innere Seite mit allerhand Figuren bemalt iſt. Für die königlichen Zelte wird ein Ort gewählt, der leicht von den Wachen abgeſperrt und überſehen werden kann. Für die übrigen wird der Boden durch aufgeworfenes Erdreich erhoben und geebnet. Um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, beſteht jedes Zelt aus einem äußern und einem innern. Das äußere (puscht), aus rother Leinwand gefer-

tigt — eine Prärogative des Königs —, überragt das concentrische innere; der freie Raum zwischen beiden, tabel genannt, beträgt in der Regel 4 Fuß. Das innere Zelt ist mit prächtigem, gemustertem Brocat von Yezd überzogen und am Karnies geschmackvoll mit Quasten und Troddeln verziert. Durch Scheidewände wird der innere Raum in mehrere Cabinete getheilt. Die Außenwände können leicht je nach der Richtung der Sonne gespannt oder herabgelassen werden. Im Aufschlagen und Fertigen der Zelte besitzen die Perser großes Geschick, sowol was Festigkeit als was Eleganz und bequeme Einrichtung betrifft. Aeußerst selten geschieht es, daß der Sturm, und sei er noch so heftig, ein Zelt umreißt. Andeutungen darüber finden wir schon im Buche Esther, erstes Kapitel. Die Zeltbalken werden mit künstlichen Malereien, Vergoldungen und Arabesken decorirt. Vor jedem Zelte wird ein Bassin mit fließendem Wasser gegraben, denn der Perser kann sich ohne solches kein Wohlsein (sæfa) denken.

Die abgesonderte kleine Hälfte des königlichen Zelts nimmt der Harem ein. Es gilt als Regel, daß der Schah nicht mehr als eine oder zwei Frauen ins Lager mitnimmt, während die andern im Sommerschloß zurückbleiben. Der Begleitung ist streng verboten; Frauen mitzuführen, was Veranlassung zu vielen Misbräuchen und widernatürlichen Vorgängen gibt.

In einiger Entfernung um das Zelt des Königs gruppiren sich die der Minister, Prinzen, Wachen und Hofbeamten, jedes Wohnung, Küche und Raum für Dienerschaft enthaltend. Sie sind zum Theil ebenfalls mit vielem Luxus ausgestattet, sodaß ein einziges Zelt oft 500 Dukaten kostet. Statt mit Seide werden sie oft mit Indiennes persischer oder indischer Fabrikation überzogen. Wie beim Bau der Häuser trachtet man auch in Bau und Decorirung der Zelte nach

Neuem und Originellem; keines gleicht völlig dem andern. So gibt es Zelte mit einem oder zwei Balken (yek-du-seri), mit einem oder mehrern Cabineten (sandukchaneh), mit drei, fünf oder sieben Fensterthüren.

In angemessener Entfernung steht ein eigens dazu eingerichtetes Abortzelt.

Um auf Reisen, an der Station angelangt, ein fertiges Zelt vorzufinden, besitzen die Großen zwei vollständige Zelte, von denen eins immer abwechselnd vor der Ankunft an der nächsten Station aufgeschlagen wird.

Für kleine Ausflüge hat man Zelte mit vier zerlegbaren Säulen und nach allen Richtungen leicht beweglichen Wänden; man nennt sie aftāb gerdun (Sonnenwende).

Die Ausgaben für Zelte nebst Zubehör sind, zumal bei der raschen Abnutzung durch den Transport, sehr bedeutend und kaum zu erschwingen. Eine größere Reise des Hofs ruinirt fast alle Bedienstete, die nicht unmittelbar mit aus der Quelle des Raubes schöpfen. Da außerdem der Unterschleif beim Bau der königlichen Zelte in wahrhaft kolossalem Maßstab getrieben wird, so bildet die Ausgabe dafür einen der wichtigsten Theile des Staatsbudgets.

Von einer Anhöhe aus gesehen, gleicht ein persisches Campement mit seinen spitzen Dächern, bunten Farben und mannichfaltigen Formen der Zelte, mit seinem Bazar und dem regen Treiben der Diener, Pferde und Lastthiere, einer großen Stadt aus Leinwand, während umgekehrt eine persische Stadt mit ihren Lehmdächern einer Gruppe von Erdhügeln nicht unähnlich sieht.

Am liebsten campirt der König im Laarthal in einer Höhe von 7500 Fuß. Die kühle Luft, welche von den Eisfeldern des Demawend herüberstreicht, der schöne, forellenreiche Bach Heras, in weiten Windungen zum Kaspischen Meere fließend, das saftige Futter machen den Ort für einen

Lagerplatz sehr geeignet, um so mehr als Wechselfieber und Dysenterie dort nicht vorkommen und die Cholera sich noch nie dort gezeigt hat.

Eine große Menge von Argalis, Antilopen und Wildschweinen bietet Gelegenheit zu ergiebiger Jagd. Allein bei dem Abgang aller Ordnung und Aufsicht über Reinigung des Lagers wird selbst hier zuletzt die Luft verdorben, die Forellen wandern aus oder sterben ab, und so sieht sich der König gezwungen, den Lagerplatz entweder weiterhin zu verlegen oder gänzlich zu verlassen und mit einer andern Gegend zu vertauschen.

Gegen Ende August kehrt der Hof ins Lustschloß am Fuße des Elburz zurück, um im Monat October wieder die Stadt Teheran mit seiner Gegenwart zu beglücken. Der Rückzug geht nicht minder tumultuarisch vor sich wie die Hinreise. Sind die astrologischen Zeichen für den Eintritt in die Stadt ungünstig, so wartet der König einige Tage in einem nahegelegenen Garten, gewöhnlich in Negristan oder Nizamieh, bis glücklichere astrologische Constellationen ihm den Eintritt durch ein bestimmtes Thor erlauben.

III.

Speiſen und deren Zubereitung. Mahlzeiten.

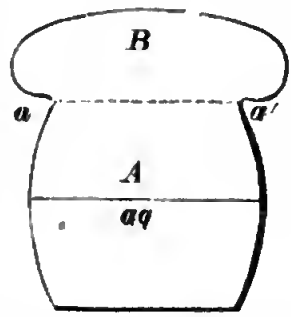
Nationalgerichte: Tſchillaw, Pillaw und Aſch. Brot. Fleiſch, Wild, Geflügel. Fiſche. Speiſegeſetze. Milch, Käſe. Sauere Conſerven und Scherbets. Süßigkeiten. Früchte. Gemüſe. Getränke. Eis und Eisgruben. Gewürze. Küche und Küchengeräthe. Tafelgeſchirr. Die Mahlzeit. Gaſtereien und Trinkgelage. Die königliche Tafel. Volksverpflegung. Billigkeit und Theuerung der Lebensmittel.

Der Perſer iſt ſehr einfach in ſeiner Lebensweiſe, und im allgemeinen mäßig in Speiſe und Trank. Cerealien, Reis, Vegetabilien, Obſt und Milchproducte bilden ſeine Hauptnahrung; Fleiſch genießt er wenig. In den Städten, namentlich unter den wohlhabenden Klaſſen, dient der Reis als das wichtigſte Nahrungsmittel; ebenſo in einigen Provinzen am Kaſpiſchen Meer, wo Cerealien aus vorgefaßter Meinung, daß ſie nicht gedeihen, gar nicht angebaut werden und Brot daher vom Volke kaum gekannt iſt. Aus Reis werden die drei Nationalgerichte: Tſchillaw, Pillaw und Aſch bereitet; ſie ſpielen im Haushalt des Perſers eine große Rolle, und ohne Ambroſia-Pillaw vermag er ſich kein Paradies zu denken.*) Nachſtehend eine ausführliche Beſchreibung derſelben.

*) Ich las einſt mit meinem Mirza (Privatſchreiber) ein Kapitel

Unter Tſchillaw verſteht man in Waſſer abgeſottenen, nur wenig fetten Reis; er wird entweder als beſonderes Gericht oder als Ingredienz an Ragouts, Fleiſchſorten und Milchproducten verzehrt und iſt eine leichtverdauliche Speiſe, die ſelbſt Kranke und Reconvaleſcenten gut vertragen. Man ißt ſich ihn, wie das Brot, nie zum Ueberdruß; es gibt Leute, die ihr ganzes Leben lang jeden Tag zweimal Tſchillaw genießen, und denen er nebſt etwas Fleiſch, Brot und ſauerer Milch faſt als ausſchließliche Nahrung dient. Auch Europäer gewöhnen ſich daran, eſſen ihn ein- bis zweimal des Tags und befinden ſich wohl dabei.

Die Art der Bereitung iſt folgende: Man nimmt Reis von guter Qualität, vorzüglich die nur wenig mucilaginöſe Sorte von Maſanderan (Amberbu) oder von Schiraz (Tſchampe), läßt ihn 1—1½ Stunden in kaltem Waſſer ſtehen, um den Reſt der mucilaginöſen Beſtandtheile zu entfernen, und ſeiht ihn dann durch. Hierauf füllt man einen großen Kupfertopf *A* zur Hälfte *aq* mit geſalzenem Waſſer und ſtellt ihn, durch einen gewölbten, genau ſchließenden Hut *B* bedeckt, an offenes, ſtarkes Feuer. Sobald das Waſſer ſiedet, wirft man ſchnell den Reis hinein, läßt ihn 8—10 Minuten lang kochen und macht dann die Probe; fängt er an etwas zu ſchwellen, ſodaß er zwiſchen den Fingern zerdrückt werden kann, ſo gießt man das Waſſer ab und läßt



---

aus Saadi, das über Genügſamkeit handelt; ich verſtand eine Stelle nicht, da erklärte der Mirza, um mir die Sache deutlich zu machen, den Sinn folgendermaßen: „Du mußt nicht jeden Tag einen fetten Pillaw eſſen, ſondern dich auch manchmal mit Brot und Käſe begnügen.“

ihn wieder ganz trocken werden. Nun thut man etwas Butter, etwa 1 Loth auf 1 Pfund Reis, in den Topf, löscht sie, nachdem sie gehörig braun geschmort ist, mit ein wenig Wasser, und streut den Reis locker darauf. Alsdann wird der Topf vom Feuer zurückgezogen und mit dem Hut bedeckt; die Fugen *a a* werden mittels eines feuchten Lappens oder mit Thon hermetisch verschlossen. In diesem Zustand stellt man den Topf über glühende Kohlen, deren man auch oben auf den Hut zu legen pflegt, und läßt ihn 1—1½ Stunde stehen, bis der Reis im Dampf gehörig gar geworden.

Die Eigenschaften eines guten Tschillaw sind folgende. Der Reis darf durchaus nicht zusammenkleben, sondern muß in einzelne Körner gesondert, er muß zweitens ganz weiß von Farbe und drittens so elastisch sein, daß er sich nach leichtem Druck wieder erhebt. Trotz der einfachen Bereitung dieser Speise ist es doch schwer, allen Anforderungen, die der Perser daran stellt, zu genügen; ein Feinschmecker behauptete, es gäbe in Teheran nur drei Köche, welche einen Tschillaw zu kochen verstünden!

Von dem Tschillaw unterscheidet sich der Pillaw dadurch, daß im zweiten Act der Bereitung mehr Butter und außerdem Früchte, als: Quitten, Berberis, Aepfel, Mandeln, Rosinen, Datteln, Aprikosen, Bucharapflaumen, oder Gemüse, als: Bohnen, Linsen, Erbsen, geröstete Wicken, Saubohnen, Fenchel-, Dill- und Petersilienkraut, oder aromatische Substanzen, als: Zire-Kümmel, Orangeschalen, Safran u. s. w. zugesetzt werden, von welchen dann die verschiedenen Pillaw-Arten ihren Namen empfangen. Er wird auch mit verschiedenen Fleischsorten zusammengekocht und gilt als ein selbständiges Gericht, während der Tschillaw nur als Beigabe zu andern Ragouts dient.

Berühmt ist der Afghanen-Pillaw, das einzige Andenken, welches den Persern von der Eroberung von Herat

und von der Einmiſchung in die afghaniſchen Angelegenheiten übrigblieb. Es wird nämlich ein ganzes Lamm in der Haut, nachdem ſie ſorgfältig von Wolle gereinigt worden, gebraten, auf eine große chineſiſche Schüſſel gelegt und mit in Fett ſchwimmendem Pillaw bedeckt. Dieſes Gericht kam im Jahre 1857 und 1858 in Mode; auch der Schah machte mehrmals den Verſuch, davon zu genießen, kam aber bald zu dem Ausſpruch, es ſei eine zu billige Koſt, denn, einmal damit geſättigt, könne man acht Tage nichts mehr eſſen.

Der Reis wird auch, beſonders im Frühling, mit Milch gekocht und mit etwas Roſenwaſſer verſetzt. Es iſt dies ein unter dem Volk beliebter Leckerbiſſen (schirbirindsch). Milchreis gilt jedoch für ſchwerverdaulich; zur Zeit der Cholera-Epidemie will man beobachtet haben, daß nach ſeinem Genuß häufig Individuen von der Krankheit ergriffen wurden.

Das Reismehl (ārde birindsch) wird zu verſchiedenen Gallerten, Süßigkeiten und Breien verwendet, worunter die in rhombiſchen Täfelchen geformten, mit geſtoßenem Zucker und Piſtazien beſtreuten Gallerte ſehr geſucht ſind; man nennt ſie jæch dær behischt (Gelée des Himmels). Ein Brei von Reismehl und geſtoßenen Mandeln (hærire bādām) wird Reconvaleſcenten verabreicht.

Die dritte Nationalſpeiſe iſt eine mit mucilaginöſem Reis unter Zuſatz von Gemüſen oder Früchten dickeingekochte Aſch (Suppe); ſie wird meiſt mit verſchiedenen Säuren, als: Limonenſaft, Grüntraubenſaft, Buttermilch u. ſ. w. verſetzt.

Āsch pas, d. i. der Aſch-Kocher*), heißt im Perſiſchen der Koch, weil in der ſchmackhaften Bereitung und Conſiſtenz dieſer Suppe die Kunſt des Meiſters ſich äußert. Gourmands finden ſelten eine Aſch ganz nach ihrem Geſchmack; auf künſt-

*) Von dem Worte puchte (gekocht) und paz (kochen) iſt ſowol das deutſche „backen" als auch das ſlawiſche buchta und pazit abgeleitet.

lich bereitete Aſchs werden beſondere Einladungen gemacht. Der König ließ ſich mehreremal des Jahrs in ſeiner Gegenwart von dem Haushofmeiſter (hādschib-e-dawle) im Schloßhof die Aſch bereiten, und rief von Zeit zu Zeit in Ekſtaſe: „Adscheb āsch est!“ (Sie iſt wunderbar!) Sie wurde dann in großen chineſiſchen Schüſſeln aufgetragen, auf der Oberfläche ſchwammen mit aller Gemächlichkeit drei ungeſchälte Orangen. Auch die Aſch wird nach den verſchiedenen Ingredienzen benannt, die nebſt dem Reis aus Pflaumen, Bohnen, Linſen, Wicken, geſchälter Gerſte, Citronen, ſauerm Traubenſaft, Buttermilch, Oxymel, Eſſig, Dill, Fenchel, Kürbis, Scorzonera, Rothe Rüben u. ſ. w. beſtehen können.

Für die arbeitende Klaſſe dient jedoch das Brot (nān) als Hauptnahrungsmittel. Das Nan wird aus Weizenmehl gebacken. Man unterſcheidet dreierlei Sorten: 1) Nāne sengek. Der weiche, gegorene Teig wird in Galetten ausgezogen und in den Backofen auf erhitzte Kieſelſteine geworfen, wo er in wenigen Momenten ausgebacken iſt. Dieſes Gebäck gilt als Luxusbrot; es wird zumeiſt in den Städten genoſſen und nach Wunſch mit Mohn, Seſam oder Nigellaſamen (siah-dāneh) beſtreut. 2) Nāne læwāsch. Der Teig iſt dem vorigen ähnlich, nur wird er in dicken Fladen ausgewalzt und an die Wände eines krugähnlichen erhitzten Thongefäßes (tenur) angeklebt, bis er herabfällt; er iſt meiſt nicht durchgebacken und ſchwer verdaulich. 3) Nāne dehāti (Bauernbrot). Der ungegorene Teig wird dünn ausgewalzt und auf einem erhitzten Stein oder einer Metallplatte gebacken. Die ganze Bereitung nimmt höchſtens eine halbe Stunde in Anſpruch.

Der Europäer kann ſich nur ſchwer an das perſiſche Brot gewöhnen, ſowie umgekehrt der Perſer das ſeinige dem europäiſchen vorzieht. Darum laſſen die in der Fremde accredi-

tirten Geſandten häufig Brot nach ihrer Landesſitte backen. Friſch iſt die perſiſche Galette erträglich, ſchon nach wenigen Stunden aber wird ſie zäh, bitter und kaum genießbar.

Zur Mitnahme auf Reiſen wird eine Art Zwieback (nāne-e-chuschk) bereitet, von ziemlich gutem Geſchmack. Dem europäiſchen Reiſenden iſt anzurathen, ſich damit zu verſehen, weil er unterwegs oft ſchlechtes, ungenießbares Brot findet.

Das Brot dient dem Perſer noch zu andern Zwecken als zur Nahrung; es erſpart ihm: den Löffel, in eine flüſſige Suppe wird ſo viel Brot gebrockt, bis ſie mit den Fingern gegeſſen werden kann; den Teller, man legt die Portionen darauf vor; die Serviette, man wiſcht ſich während des Eſſens die fettigen Finger daran ab; ſogar das Packpapier, da Braten oder ſonſtige fette Speiſen für die Reiſe darin eingehüllt werden. Somit iſt es begreiflich, warum das europäiſche Brot ihm unbequem oder zweckwidrig erſcheinen muß.

Es fehlt in Perſien nicht an Waſſermühlen (āsiā); doch wird das Getreide nur grob gemahlen, und das Mehl (ārt) nur unvollkommen von den Kleien (sæbuz) befreit. In vielen Haushaltungen bedient man ſich noch der primitiven Handmühlen, aus zwei Steinen beſtehend, von denen der obere eine Handhabe, der untere einen Ausſchnitt zum Abfließen des Mehls beſitzt. Auf dieſem wird auch eine Art grober Grütze (belghur) bereitet, welche beſonders bei den türkiſchen Einwohnern beliebt iſt und ihnen die Stelle des Reiſes vertritt. Windmühlen ſah ich nirgends in Perſien.

Die ärmſten Klaſſen auf dem Lande bereiten ihr Brot aus Gerſten- oder Hirſemehl. Gerſtenbrot (nāne dschiau) gilt als Sinnbild der Genügſamkeit des Derwiſchlebens und kommt in dieſem Sinn oft bei den Dichtern vor.

Außer zu Brot wird jedoch das Mehl zu keinem andern Gericht verwendet.

Von Fleiſchſorten ißt der Perſer faſt ausſchließlich Schaf-, Lamm- und Hühnerfleiſch. Nur dieſe bezeichnet er gewöhnlich mit dem Worte guscht (Fleiſch). Andere Sorten, wie Rind- und Büffelfleiſch, werden, weil ſie infolge der unzulänglichen Viehfütterung zäh und trocken ſind, nur von den ärmſten Klaſſen während der Wintermonate genoſſen. Oft ſagte mir der König, er könne nicht begreifen, wie man anderes Fleiſch eſſen könne, wenn man hinlänglich Lämmer, Schafe und Hühner habe, er beklage das traurige Los der Europäer, welche zum Rindfleiſch greifen müßten. Es möge hier bemerkt ſein, daß die Perſer eigenthümliche Begriffe von den Preiſen der Lebensmittel in Europa haben, welche ihre diplomatiſchen Agenten zu dem Zweck verbreiten, um größere Repräſentationskoſten berechnen zu können. So wird beiſpielsweiſe allgemein angenommen, daß ein Ei 1 Franc koſtet; man fügt dann im Geſpräch wohlgefällig bei: „Der Irān ærzāni est.“ (Im Iraniſchen iſt es billig.)

Von eßbarem Wild findet ſich ſelbſt in der Nähe der Hauptſtadt: 1) das Argali (gusfende kuhi), welches oft in kleinen Heerden auf dem Bergrücken des Elburz zu ſehen iſt. 2) Der weſtaſiatiſche Steinbock Aegiceros Aegagros (buze kuhi) mit mächtigen Hörnern, ziemlich häufig am Demawend und in den Gebirgen von Laridſchan, während die Gemſe (buz) nicht ſelten im nahen Jagdrevier Dſchedſcherud erlegt wird. 3) Die Gazelle (āhu, dscheiramb) hält ſich zahlreich in den ausgedehnten Ebenen auf, denn ſie liebt wie das Schaf ſalziges Futter; ihr Fleiſch iſt nicht beſonders geſchätzt. 4) Der Hirſch (mærāl und gāwe kuhi) und das Reh (schukā), nur in den Wäldern am Kaſpiſchen Meer. 5) Der Haſe (chærgusch). 6) Das Wildſchwein (guraz chuk), ſeltener in den Ebenen, deſto zahlreicher in den

Wäldern am Kaspischen Meer und in den Sümpfen um Schiraz; sein Fleisch wird aus gesetzlichen und Sanitätsgründen nicht genossen. Dagegen besteht das Vorurtheil, die Anwesenheit eines Wildschweins im Stalle befördere das Gedeihen der Pferde, und es wird deshalb in jedem großen Stall ein Schwein gehalten. Die Pferde verrathen mit der Zeit eine eigene Anhänglichkeit an dieses Thier. Die Menge des Wildes ist in manchen Gegenden so groß, daß Wildfleisch billiger als das von zahmen Thieren ausgeschrotet wird.

Von Geflügelwild gibt es die Wachtel (bildertschin), mehrere Arten Rebhühner: die Alinotte (kæbk), ein kleines Rebhuhn mit sehr delicatem Fleisch (teihu), ein anderes mit schwarzer Brust (karagusch), ferner das Sandhuhn (Pterocles exustus). Sehr gesucht ist das Fleisch des Frankolins (durātsch), der Otis Hubarreh, am meisten jedoch des Tetraogallus kaukasicus (kæpki derri). Enten in mehreren Varietäten (urdek, murgābi) kommen viele auf den Markt von Teheran, weniger Gänse (gāz), deren Fleisch nicht geschätzt ist, daher sie auch fast nirgends gezähmt zu finden sind. Truthühner (bukalamu) sind erst in neuerer Zeit eingeführt worden; ihr Fleisch ist zum Halim sehr gesucht, doch sind sie noch sehr selten. Schnepfen und Becassinen werden ebenfalls wenig geschätzt und fast nur von Europäern gekauft. Sehr beliebt hingegen sind die Sperlinge (gundschischk); Suppen davon gelten als besonders stärkend für Reconvalescenten, auch als bewährtes Aphrodsiacum. Fasanen (gargâul) sind sehr zahlreich in den Wäldern am Kaspischen Meer. Wilde Tauben (kæbuter) werden in der Umgebung der Wasserleitungen mittels Schlingen gefangen.

Von Fischen (māhi) werden nur solche Arten verzehrt, welche Schuppen, Floßfedern und ein Knochenskelet besitzen.

Es ist klar, daß im Flachland die Fische selten sind, mit Ausnahme der zahlreichen Forellen (kizilulu) in den Bergwässern und den kleinen Weißfischen, welche sich in allen Kanälen finden, ohne daß man sich ihr Erscheinen an den gegrabenen Wasserleitungen zu erklären weiß. Anders verhält es sich am Kaspischen See und dessen Zuflüssen, deren Fischreichthum beispiellos ist. Die Fischerei ist dort an die Russen verpachtet und bildet eine wichtige Staatseinnahme. Fische sind in den Provinzen Gilan und Mazanderan nebst etwas Reis die ausschließliche Nahrung der Bewohner; sie werden auch, gesalzen und geräuchert, weit ins Land verschickt. Caviar genießt der Perser nicht, weil er von einem unerlaubten Knorpelfisch herrührt.

Von Krebsen ißt man nur eine Art kleiner, gesalzener und getrockneter, Garnelenkrebse aus dem Persischen Meerbusen, vorzüglich bei Trinkgelagen, um die Lust zum Wein zu vermehren; man nennt sie maygu.

Im allgemeinen unterscheidet der Perser erlaubte (hælal) und unerlaubte (hæram) Fleischspeisen, und unter erstern wieder jene, deren Genuß zwar erlaubt, doch unschicklich (mækruh) ist. Zu letzterer Kategorie gehören der Hase und der Maygu-Krebs (mækruh), welche daher nur von minder scrupulösen Leuten gegessen werden. Er hält sich zumeist an die mosaischen oder besser vor-mosaischen Speisegesetze, welche von den Bedürfnissen des Klimas, der Hygiene und einer oberflächlichen zoologischen Kenntniß dictirt wurden. Selbst dem Grundsatz „im Blut ist die Seele oder das Lebensprincip" scheint er zu huldigen, obwol nicht ganz in dem rigorösen Sinn wie die Juden. So ißt er nur von solchen Thieren, dem vor dem Tode die Blutadern aufgeschnitten wurden und wo das Blut noch flüssig herauskam. Die andern faßt er unter dem Namen „erstickt" zusammen und meidet sie. Jagdwild soll streng genommen nur dann

gegeſſen werden, wenn es noch mit einigen Lebenszeichen aufgefunden und ihm die Halsadern geöffnet wurden. Dieſelben Regeln gelten auch für den Genuß der verſchiedenen Geflügel und Fiſche. Wirbelloſe Thiere ſind ganz verboten, mit Ausnahme des Maygu und der Heuſchrecke, welche von den Arabern verzehrt werden. Pferde- und Eſelfleiſch eſſen die Perſer nicht, doch gilt das Fleiſch vom wilden Eſel (gur-e-chær) als Leckerbiſſen. Die Chiwaner und Usbeken eſſen jedoch auch Pferdefleiſch mit beſonderer Vorliebe, trotzdem ſie ausgezeichnetes Schaffleiſch haben. Hochgeſtellte Gäſte und Geſandte werden von ihnen durch Bewirthung mit den verborgenen Theilen des Pferdes*) beſonders geehrt.

Bereitung des Fleiſches. Alles Fleiſch, gleichviel von welcher Thierſorte, wird immer friſch geſchlachtet**) zubereitet, ſelbſt das Wild wird gleich nach ſeiner Erlegung genoſſen. Der ſogenannte Wildgeſchmack oder Hautgout widerſteht dem Perſer; daher der häufig zu hörende Vorwurf, daß Europäer ſtinkendes Fleiſch und Fröſche äßen. Da nur kleine Thiere, meiſt Schafe und Lämmer geſchlachtet werden, ſo iſt der baldige gänzliche Verbrauch des Fleiſches leicht ermöglicht, es bleibt nur ſelten ein Stück für den nächſten Tag übrig. Nur ausnahmsweiſe liegt des Nachmittags noch Fleiſch in den Bazars feil, weil man da ſchon fürchtet, daß es

---

*) Partibus sexualibus. So erzählte mir der als Schriftſteller und Hiſtoriograph in Perſien berühmte Mirza Rezy Kuli Chan, daß er, von Mehmed Schah als Botſchafter nach Chiwa geſchickt, vom Chan (Fürſt von Chiwa) dadurch ausgezeichnet wurde, daß ihm derſelbe mit höchſt eigener Hand dieſe Theile vorlegte, und daß er ſich nur mit großer Mühe entſchuldigen konnte. Aehnliches berichtete auch der engliſche Secretär Taylor Thomſon.

**) In wenigen Städten beſteht, wie in Teheran, eine Schlachtbank (kæsäbchäre) außerhalb der Stadt; in Iſpahan z. B. nicht, doch wirken dort die faulenden Thierreſte weniger ſchädlich, weil ſie bei der ausgedehnten Anwendung des Düngers bald auf die Felder geführt werden.

unverkauft bleibe. Deshalb fühlt man auch nicht das Bedürfniß nach Eiskellern oder kühlen Aufbewahrungsplätzen für das Fleisch.

Die Eingeweide, Herz, Leber, Lunge und Gedärme, werden entweder weggeworfen, wo sie dann den zahlreichen Hunden zur Speise dienen, oder fast umsonst an die ärmsten Klassen abgegeben. Die Milz jedoch wird immer den Hunden überlassen.

1) Das Fleisch wird in Wasser abgekocht und mit Küchererbsen versetzt, die Brühe heißt dann næchud ab oder ābegusch; sie wird mit einem Theil des Fleisches servirt, der größte Theil desselben wird jedoch vor dem vollen Garwerden herausgenommen und dem Pillaw einverleibt. Wird die Brühe mit Reis und mit Früchten oder Gemüsen versetzt, so nennt man sie Asch (s. oben).

2) Das Fleisch wird in dünne Scheiben geschnitten, die mit Schichten Fettschwanz vom Tatarenschafe abwechseln, an den Spieß oder Ladstock gesteckt und über Kohlen gedreht, zuweilen auch mit Butter und Citronensaft bestrichen und mit etwas Pfeffer bestreut, bis es gebraten ist. Hierauf wird es in einen dünnen Fladen Brot eingehüllt zu Tisch gebracht. Diese ist die beliebteste und schnellste Fleischbereitung der Perser; der Braten fehlt daher bei keiner guten Mahlzeit. Frisch genossen ist er in der That äußerst schmackhaft und leicht verdaulich; man nennt ihn sich-kæbāb (Spießbraten). Junge Hühner und große Stücke zarten Lammfleisches werden unzerschnitten auf diese Weise zubereitet.

3) Das Fleisch wird mit gleichen Theilen Zwiebeln zu einem feinen Brei gehackt, hierauf auf einem schwertartigen Spieß geformt, über Kohlen gebacken und mit dem Pulver von Rhus coriaria (sumāk) bestreut. Dieses ist die Lieblingsspeise der mittlern Klassen; sie heißt schisch-kæbāb,

iſt jedoch wegen der vielen Zwiebeln und wegen der Zermalmung der Fleiſchfaſern ſchwer verdaulich.

4) Das Fleiſch wird zu einem Brei zerhackt und, mit Küchererbſen, Reis und andern Vegetabilien verſetzt, in Butter gebraten. Das Gericht heißt kufte, wenn aber in Täfelchen geformt schāmi.

5) Das kleingehackte, mit Vegetabilien und Gewürzen verſetzte Fleiſch wird in die Höhlung von Gurken, Kohl, Auberginen u. ſ. w. gelegt, oder mit Weinlaub oder Malvenblätter umhüllt und mit etwas Citronen- oder Grüntraubenſaft verſetzt. Dieſe bei Türken wie Perſern ſehr geſuchte Speiſe heißt dulme.

6) Das Fleiſch wird in Stücke geſchnitten, mit verſchiedenen Vegetabilien, als: Rüben, Kohl, Carotten, Zwiebeln, Pflaumen, Küchererbſen, in Butter geſchmort, und gibt dann die beliebten Ragouts (churisch); ſie ſind ſehr fett und werden deshalb mit dem magern Tſchillaw zuſammen genoſſen. Die Ragouts von Küchererbſen mit Zwiebeln, gehacktem Fleiſch und getrockneten Citronen von Omân in Arabien (ḳeymeh), desgleichen die mit Roob und Kernen von Granaten und Wälnüſſen (fisindschān) verſetzten erfreuen ſich einer beſondern Beliebtheit.

7) Das Fleiſch, beſonders von Geflügel, wird in einem zugedeckten Topf 24—36 Stunden anhaltend gekocht, bis es ſich ganz zu Brei aufgelöſt hat (leh schud). Vor dem Genuß noch reichlich mit einer Butterſchicht übergoſſen, gilt es als beſonderer Leckerbiſſen und heißt hælim, iſt jedoch äußerſt ſchwer verdaulich, weshalb es nur im Winter gegeſſen wird.

Bei jeder der verſchiedenen Bereitungsarten des Fleiſches iſt ſtets die erſte Anforderung, daß es vollkommen gar und weich ſei und ſich leicht vom Knochen löſe, da der Perſer nie Meſſer und Gabel benutzt, auch nie den Knochen abnagt,

ſondern die Stücke mit den Fingern losſchält. Zur Aufbewahrung geräuchert oder eingeſalzen wird das Fleiſch nicht, nur in Azerbeidſchan bewahren die Einwohner, weil dort während des Winters der Zutrieb von Schlachtvieh ſehr erſchwert iſt, das halbgekochte Fleiſch, mit einer dicken Fettlage umgeben, in Fäſſern auf; ſolches Fleiſch heißt gurmeh.

Alle Speiſen müſſen nach dem Geſchmack des Perſers ſehr fett ſein; gewöhnlich ſchwimmt eine fingerdicke Schicht Fett, aus friſcher Butter (rugan) erzeugt, auf der Oberfläche. Nur arme Klaſſen behelfen ſich mit dem Fettſchwanz des Schafes. Olivenöl wird gar nicht genoſſen.*) In Fett ſchmort man das Fleiſch, die Fiſche, die Gemüſe; mit Fett bereitet man die Eierſpeiſen und die beliebten Pfannkuchen (kuku, nimruh).

Vielfach in Anwendung ſowol als ſelbſtändige Speiſe wie als Zuſatz zu andern Gerichten kommen die verſchiedenen Milchproducte, namentlich ſauere Milch (jâûrt, keschk, karagut). Die fette Sahne wird abgedampft und in tellerförmige Kuchen (keymak) geformt, welche bei den Nomaden ſehr beliebt ſind. Auch die verſchiedenen Käſearten (pænir) bilden einen wichtigen Factor der Nahrung; bei unzureichendem Appetit zieht der Perſer Käſe und Brot jeder andern Speiſe vor. Ich ſah, wie der König in ſolchem Zuſtand alle aufgetragenen Gerichte verſchmähte und ſich lediglich mit Käſe und Brot begnügte, in ſteter Bewunderung ausrufend: „Adscheb pænir est!“ (Welch köſtlicher Käſe!) Hohe Beamte, ſelbſt Miniſter, wenn

*) Wegen der ſchlechten Qualität des inländiſchen, übelriechenden Olivenöls kann der Perſer kaum begreifen, daß der Prophet (Mohammed) eine beſondere Vorliebe für daſſelbe hatte. Angemachter Salat iſt deshalb nicht in Gebrauch; man ißt die Blätter der Pflanze roh, oder taucht ſie in Oxymel.

ſie oft ſtundenlang in den königlichen Gärten auf Audienz harren, genießen zum Frühſtück Käſe und Brot mit etwas Grünzeug, von den Dienern im nächſten Bazar gekauft und ins Schnupftuch eingewickelt überbracht.

Eine beſondere Rolle in der Ernährung ſpielen die Säuren und ſauern Conſerven. Von Jugend auf daran gewöhnt, ſcheint dem Perſer ohne ſie keine Verdauung möglich. Er verzehrt von dieſen Säuren (turschi) unglaubliche Quantitäten, ſowol roh als auf verſchiedene Weiſe gekocht. Dagegen vermeidet er ſie in allen Krankheiten der Reſpirationsorgane, ebenſo bei Wechſelfiebern, aufs ſorgfältigſte, er hält ſie dann ſogar für lebensgefährlich. Es gehören dazu die vielen unreifen Früchte, als: Pflaumen, Aepfel u. ſ. w., die mit etwas Salz genoſſen werden, ſauere Milch und Butter, Citronen-, Orangen-, Cedros-, Trauben- und Granatäpfelſaft, die ſauern Sproſſen von Rheum riwas, Oxalſäure, die ſauern Roobs von Granatäpfeln und Rheum riwas, unreife Tamarinden von Guzerat (tamer gudschrāt); ferner die Eſſigconſerven (turschi), welche durch den vortrefflichen Weineſſig und durch das öftere Wechſeln deſſelben eine beſondere Güte erlangen und daher als Ausfuhrartikel ſehr geſucht ſind. Man verwendet zu denſelben allerlei Früchte und Gemüſe, vorzüglich Kapern, Bergzwiebeln (musir), Gurken, Auberginen (Solanum melanogena), Trauben, Sproſſen von Umbelliferen, ſo das Gulper (Heracleum sianense), das Dſchawſchir (Dyploteria cachridifolia), das Biwaze, eine Umbellifere von Kurdiſtan.*)

*) Dieſes Dolbengewächs, welches ſich häufig im Elwendgebirge, vorzüglich in Kurdiſtan im Bezirk Saudſchbelag findet, iſt als Gemüſe ſehr geſchätzt. Die bohnengroßen Samenkörner verbreiten einen ſehr angenehmen Duft, ähnlich dem Peruvianbalſam. Leider kam der Same, welchen ich nach Wien an den Botaniſchen Garten ſchickte, nicht zur Keimung.

Hierzu sind auch die verschiedenen Scherbets zu rechnen. Unter Scherbet versteht man einen mit Zucker versetzten, zur Sirupconsistenz eingekochten sauern Saft, welcher mit Eiswasser vermischt wird. Er bildet das Lieblingsgetränk der Perser. Man unterscheidet je nach den mannichfaltigen Ingredienzien den Scherbet von Essig oder Oxymel, von Rheum riwas, von Citronen, Granaten, unreifen Trauben, Quitten, Weichselkirschen, unreifen Tamarinden, Berberis u. s. w.

Neben den Säuren werden die Süßigkeiten (schirini) von groß und klein mit Vorliebe genossen; sie sind zu jeder Festlichkeit unerlaßlich, jede Gabe, jedes Geschenk wird von ihnen begleitet. Der Perser bereitet sie mit besonderer Geschicklichkeit, ja die persischen Zuckerbäcker (ḳænnādi) halten sich in ihrem Fach für die ersten Künstler der Welt. Die besten Sorten kommen aus Ispahan und Yezd. Als Ingredienzien verwendet man den raffinirten oder yezder Zucker, zu den mittlern Sorten auch Honig, Melasse und eingedickten Traubensaft. Der Zucker wird mit Reismehl, ranzigem Fett, Stärke, Citronensaft u. s. w. gemischt und in verschiedene Formen gegossen. Dem Europäer munden die Schirini nicht. Die überzuckerten Früchte heißen nuḳl, die Erzeugnisse in Zeltchenform ḳurs. Als vorzüglichstes Schirini gilt das Peschmek; der Zucker wird mit Fett geknetet, und die daraus entstandene elastische Substanz von zwei kräftigen Personen mehrere Stunden lang wie Strähne ausgezogen, bis sie der Flachsfaser ähnlich ist, daher der Name peschmek (Wollfaser). Andere Süßigkeiten, als: das Baghlewa, Mascati u. s. w., sind ebenfalls beliebt und fehlen bei keinem Fest. Selbst der Kandiszucker (næbat) erfreut sich einer besondern Gunst; es werden aus demselben Schüsseln mit stalaktitartigen Säulen aukryställisirt und als Angebinde überreicht. Ein Stück Kandis fehlt selten in der Tasche des

Persers.*) Als schmackhafteste Süßigkeit gelten die Fladen aus der Gez-manna (Gezengebin), welche mit Mandeln, Pistazien, Cardamomum versetzt, im Ofen gebacken, mit Mehl und Kätzchen von Salix sygostemum bestreut und im ganzen Lande verschickt werden. Wenn Zucker, zur Sirupconsistenz gekocht, mit wohlriechenden Substanzen versetzt wird, sodaß eine zähe, schmierige Masse entsteht, so heißt er hælwā. Man verwendet dazu die Blumenblätter von gelben und rothen Rosen, die Blüten von Aepfeln, Quitten, Jasmin u. s. w., wonach das Hälwa verschiedene Namen empfängt.

Unter rub versteht man dickeingekochte Pflanzensäfte von Granatäpfeln, Rheum riwas u. s. w. Der Honig (assal) ist vom Volk sehr geliebt und wird häufig verwendet; es gelten eigene Vorsichtsmaßregeln für dessen Genuß, da er bei unzeitigem Gebrauch durch seine erhitzenden Eigenschaften schwere Krankheiten erzeugen soll. Auch von giftigem Honig habe ich erzählen hören.

Zu den Bestandtheilen eines guten Mahls gehören auch die verschiedenen in Zucker eingemachten Früchte, in deren Bereitung die Perser Meister sind; sie heißen muræbbā. Für die besten gelten die von Quitten, Aepfeln, Orangen, Cedratschalen, Ingwer, Berberis von Chorassan u. s. w.

Eine wichtige Rolle unter den Nahrungsmitteln des Volks fällt den Früchten (miweh) zu, die wegen ihrer Billigkeit auch dem Aermsten zugänglich sind und oft, nebst etwas Brot und Käse, seine einzige Nahrung ausmachen. In den Sommermonaten hält die arbeitende Klasse mit Feigen (andschir), Maulbeeren (tut), gelben Pflaumen (ālu-zerd), Melonen, Trauben ihren ersten Imbiß und verzehrt

*) Der Zucker gilt für „warm" (erhitzend), der Kandis für „kalt" (kühlend), daher die Getränke für Fieberkranke mit letzterm versüßt werden.

davon ſtaunenerregende Quantitäten. Von den verſchiedenen Obſtſorten wird am geeigneten Ort die Rede ſein; hier ſei nur noch erwähnt, daß außer im Monat April die verſchiedenen Früchte faſt nie vom Markt verſchwinden.

Nebſt den Obſtgattungen verſpeiſt der Perſer viele rohe Gemüſe, vorzüglich Gurken (chiār), Lactuca (kāhu) und Scorzonera (schink); zum Braten und zum Käſe: Rettichblätter (turp), Gartenkreſſe (tertissek), Dracunculus (terchun), Zwiebeln (piaz) und Münze (nænā).

Außer den früher genannten Hülſenfrüchten bilden folgende Gemüſe: die Beta (tschugunder), die Daucus carotta (zerdek), die Kürbiſſe verſchiedener Art (kædu), Melanogena (bādindschān), Spinat (isfanātsch), der Kopfkohl (kælæm), die Kohlrübe (kælæme gumri), die Waſſerrübe (schelgram), Peterſilie (dschaferin), Coriander (geschnis), Dill (schæwit) und die wildwachſenden Rheum riwās (riwās), die Couſiniadiſtel (kænger), die Trüffel (dumbalān), eine Art Schwämme (ḳārtsch) und andere eßbare Kräuter und Wurzeln, einen wichtigen Theil der Nahrung. Man faßt ſie unter den gemeinſchaftlichen Namen bāḳulāt und sabri-ālāt zuſammen.

Frauen lieben in den Intervallen der Mahlzeiten, ſich mit verſchiedenen in Salz geröſteten öligen Samen (ādschil) die Zeit zu vertreiben und ihre Zähne zu üben, mit Mandeln, Haſelnüſſen, wälſchen Nüſſen, Kernen von Kürbiſſen, Melonen und Mahalebbirnen (andschudschek), geröſteten Küchererbſen (nechudsche), Hanf- und Weizenkörnern.

Getränke. Für den Bedarf an Waſſer (āb, au) iſt allerdings in den Städten durch Waſſerleitungen, und durch große Ciſternen in den verſchiedenen Stadttheilen, welche meiſt frommen Stiftungen ihr Daſein verdanken, geſorgt; allein da die Leitungen ſchlecht und unbedeckt ſind, wird es bald verunreinigt und kaum genießbar. Daher pflegen wohlhabende Familien eigens zum Zweck des Waſſertrans-

ports ein Lastthier zu halten, welches in zwei Schläuchen (rāwich) aus Juchtenleder das Trinkwasser aus der außerhalb der Stadtmauern befindlichen Mündung der Leitungskanäle herbeischleppt. Für die minder bemittelten Klassen bestehen Wasserverkäufer (sækkā), welche jedoch dem armen Volk unter dem Vorgeben frischen Wassers, oft fauliges verkaufen. Auf gutes Trinkwasser hält der Perser sehr viel; er schreibt ihm, mehr als der Luft, die bessere Verdauung, den bessern Gesundheitszustand in den Bergen zu, während er die meisten Krankheiten von verdorbenem Wasser herleitet. Bekanntlich ließen sich die alten persischen Könige auf ihren fernen Expeditionen das Wasser des Flusses Zab nachführen, wie in neuester Zeit Said Pascha auf seiner Reise nach Europa Nilwasser mit sich führte; Nassereddin Schah ließ sich mehrere Monate das Trinkwasser von jenseit des Elburzgebirgs holen. Trotzdem versäumt man es, das Wasser in den Leitungen vor Schmuz zu bewahren, denn sie sind zumeist offen und laufen mitten in den Straßen; ja selbst am Ursprung (ser-tscheschme) der Leitungen wird schmuzige Wäsche gewaschen!

Nebst dem Wasser dienen die verschiedenen Sorbets (scherbet) und Emulsionen von sauerer Milch (dugh) häufig als Tischgetränk. Nicht selten werden den Scherbets schleimig aufquellende Samen von Plantago (tuchme scherbet), etwas Rosen- oder Moschusweidenwasser (æræke bidmischk) zugesetzt. Nach Beimengung von geriebenen Apfelstückchen oder Stärkesago heißen sie poludeh, ein Getränk, das beim Volk sehr beliebt ist und in den Bazars feilgeboten wird.

Das Eis (jæch) ist dem Perser zu seinen Getränken unentbehrlich; dem ärmsten Stadtbettler fällt es äußerst schwer, ihm zu entsagen; es wird selbst im Winter zu allen Getränken beigemischt. Für seine Anschaffung, Erhaltung und Billigkeit wird viel Sorge getragen. Der Preis wird durch

polizeilichen Tarif festgestellt. Zur Bereitung des Eises bestehen in der Stadt und deren Umgebung Eisgruben (jæch tschāl), parallelogrammartige Vertiefungen von etwa 2—300 Quadratklafter, deren drei Seiten mit einer hohen Lehmmauer eingefriedet sind, während nur die vierte, nach Norden gelegene, offen bleibt, sodaß die Sonnenstrahlen nicht eindringen können. Im Winter füllt man diese Gruben mit Wasser, und sobald sich nachts eine dünne Eiskruste bildet, wird sie immer durch aufgegossenes Wasser frisch berieselt, bis das Eis zur gehörigen Stärke anwächst; es wird dann in Tafeln zerschlagen und im Keller aufbewahrt. Infolge der trockenen Luft erhält es sich den ganzen Sommer und Herbst hindurch, in Ispahan sogar zwei Jahre lang. Ich sah in letzterer Stadt einen Eiskeller, dessen Gewölbe eingestürzt war, und in dem dennoch das Eis, nur mit einer Schichte Stroh und Reisig bedeckt, den ganzen Sommer hindurch nicht aufthaute. Das in der Stadt künstlich bereitete Eis ist unrein, weil die Gruben im Sommer zur Ablagerung von Kehricht und Aas benutzt werden; man reinigt sie zwar im Herbst, doch hindert dies nicht, daß auf dem Grund eine dicke Humuslage zurückbleibt. Das Eis enthält daher organische Substanzen, welche um so schädlicher wirken, da der Perser seine Getränke nicht in Eis abkühlt, sondern Stücke desselben hineinwirft. Viele Fälle von Dysenterie sind gewiß dem Genusse unreinen Eises zuzuschreiben. Weit vorzüglicher ist das Eis, welches jede Nacht frisch von den hohen Schneegebirgen geholt wird, an deren Fuß die meisten größern Städte liegen. Auch Teheran liegt in der Nähe eines solchen Gletschers, dariā jach (Eismeer) genannt. Den Persern ist der beständige Genuß des Eises eine Nothwendigkeit, und ich bemerkte bei ihnen nie, die Reinheit des Eises vorausgesetzt, eine schädliche Wirkung davon. Anders bei den hier lebenden Europäern, welche sich an dasselbe nicht

gewöhnen können, weil es ihnen Gaſtralgie verurſacht. Für ſie ſind in Eis gekühlte Getränke vorzuziehen; wenigſtens dürfen ſie nur ſehr kleine Quantitäten Eis unter das Getränk miſchen, ſonſt entſteht leicht, beſonders wenn der Körper erhitzt iſt, eine krampfhafte Zuſammenziehung der Speiſeröhre. Um das Waſſer längere Zeit kühl zu erhalten, ſetzt man es auch in poröſen Thongefäßen aus Kum dem Luftzug aus.

Gewürze (adwijeh) werden in der perſiſchen Küche nicht viel angewendet, hier und da etwas Pfeffer (fulful), Zimmt (dārtschini) und Cardamomum (hil), am meiſten Safran (zaaferun), welcher dem Reis und ſelbſt dem Luxusbrot beigemiſcht wird. Deſto häufiger iſt der Gebrauch der aromatiſchen Kräuter, Wurzeln und Samen, wie Majoran (marsendschusch), Quendel (häschā), Kümmel (zireh), Fenchel, Münze, Zwiebeln und Knoblauch. Der Conſum von Knoblauch iſt in den Marſchländern am Kaſpiſchen Meer erſtaunlich groß. Rohe Zwiebeln ſind auch bei den beſſern Klaſſen beliebt.

Mahlzeiten hält der Perſer nur wenige. Früh morgens nimmt er als erſten Imbiß (tschäscht) ein Täßchen bittern Kaffee oder eine Taſſe Thee, zuweilen mit einem Stückchen Zwieback und etwas Käſe. Das Volk ißt mit nüchternem Magen Früchte in erſtaunlichen Maſſen. Man hält das Obſt in den Morgenſtunden am zuträglichſten, während man es nach der Mahlzeit genoſſen für ſchädlich erklärt. Gegen 11 Uhr wird das Frühſtück (næhār) eingenommen. Die Hauptmahlzeit bildet das Abendbrot (schām), einige Stunden nach Sonnenuntergang. In reichen Häuſern pflegt man noch nachmittags als Zwiſchenmahlzeit Thee und Früchte zu genießen (asrāneh); im allgemeinen aber hält der Perſer nur zwei Mahlzeiten, die andern können wegen ihrer geringen Qualität und Quantität kaum als ſolche gelten. In

den gewerb- und handeltreibenden Klaſſen wird nur einmal des Tags warm geſpeiſt, ſonſt begnügt man ſich mit früher zubereiteten kalten Speiſen (hæzæri).

Die Kücheneinrichtung (āschpæschāneh) iſt ſehr einfach. Da alle Speiſen bei offenem Feuer bereitet werden, kann jedes Zimmer in kurzer Zeit zur Küche umgewandelt, ja eine ſolche raſch im Felde oder unter dem Zelte improviſirt werden, indem man zwei parallele Dämme aus Lehm aufführt, zwiſchen ihnen Feuer anzündet und die Töpfe daraufſetzt.

Die Kochgeſchirre (æsbāb) ſind alle aus Kupfer, werden jedoch immer gut verzinnt, ſodaß Fälle von Kupfervergiftung äußerſt ſelten vorkommen, obgleich das Geſchirr nach dem Gebrauch nur unvollkommen gereinigt wird und man an den angeſetzten Kruſten die darin bereiteten Pillaws abzählen kann. Weil man es nach kurzem Gebrauch wieder neu verzinnen läßt, hält man jede gründliche Reinigung für überflüſſig. Ueberhaupt darf man nicht Reinlichkeit nach unſern Begriffen erwarten. Der Perſer iſt zufrieden, wenn nur die Speiſen rein auf den Tiſch kommen. Bei Gaſtmählern, wo die Köche ſehr beſchäftigt ſind und die Zahl des geſchlachteten Flügelviehes groß iſt, geräth wol mitunter irrthümlich ein Huhn unausgeweidet in den Pillaw. Nach der Einnahme Herats wurden die in Teheran reſidirenden Afghanen zum Kriegsminiſter geladen. Ein Afghane ergriff zufällig ein unausgeweidetes Huhn, und ſtellte in naiver Einfalt an den Gaſtgeber die Frage, ob es in Teheran Sitte ſei, das Geflügel auf dieſe Art zu bereiten.

Das Birun (Männer-) und das Enderun (Frauengemach) haben jedes eine Küche für ſich; erſterer ſteht ein Koch, letzterer eine Sklavin vor. Die ſchwarzen Köche ſollen einen ausgebildetern Geſchmack haben, und ſo einfach die

Küche ſcheint, ſind doch gute Kochkünſtler rar und werden mit enormen Preiſen bezahlt.

Beſondere Speiſezimmer gibt es in perſiſchen Häuſern nicht; ebenſo wenig bindet man ſich an eine beſtimmte Speiſeſtunde, ſondern wo es dem Herrn beliebt und wann Geſchäfte und Appetit es zulaſſen, befiehlt er die Tafel herzurichten. Alsbald entſteht ein Hin- und Herrennen unter den Dienern; jeder beeifert ſich, ſeiner Verpflichtung nachzukommen. Der eine breitet ein ledernes, nach außen mit blumigem Kattun überzogenes Tuch über den Teppich, welches nie gewaſchen wird, übrigens weder Fett noch Flüſſigkeiten durchläßt. Andere tragen auf großen, runden, kupfernen oder auch ſilbernen Plateaux (madschme), die mit einem kleinen Shawltuch bedeckt werden, um die Speiſen während des Anrichtens und Uebertragens warm zu erhalten, die verſchiedenen Speiſen und Getränke herbei. Flache und tiefe Schüſſeln mit Reis, Suppen, Ragouts, Braten, Scherbets, ſauerer Milch-Emulſion, ſauern und ſüßen Conſerven, Grünzeug und Früchten werden reihenweiſe auf dem Tiſchtuch aufgeſtellt. Die Gefäße, oft von enormer Größe, ſind meiſt aus echt chineſiſchem Porzellan, wofür der Perſer eine beſondere Vorliebe beſitzt und ſehr hohe Preiſe zahlt. Der Reis wird auf flachen Schüſſeln ſervirt, die er in kühn aufſteigender Pyramide überragt; die Ragouts ſind mit einer fingerdicken Fettſchicht bedeckt; die Scherbets kommen in tiefen Schüſſeln, deren jeder ein feingeſchnitzter hölzerner Löffel mit langem, durchbrochenen, künſtlich geformten Griff beigefügt iſt. Dieſe Löffel werden in den Bergdiſtricten Nätäns und Abadeh mit beſonderer Kunſt und vielem Geſchmack gefertigt. Meſſer und Gabeln, desgleichen Trinkgläſer fehlen ganz und ſind allerdings überflüſſig, wo man die Hand für ausreichend erachtet. Sämmtliche Speiſen werden auf einmal aufgetragen, daher ſie, weil das Anrichten wenigſtens eine halbe

Stunde in Anſpruch nimmt, faſt kühl genoſſen werden. So liebt ſie aber der Perſer; heiß (dāgh) will er nur den Thee und Kaffee.

Sind die Vorbereitungen geendet, ſo gibt der Hausherr das Zeichen zum Niederſitzen mit dem Ausruf „Bismillāh!“ (Im Namen Gottes!) Die Anweſenden kauern mit unterſchlagenen Beinen hin und machen ſich an die Arbeit. Natürlich halten die Frauen ſeparirt im Enderun ihr Mahl. Dem angenommenen Gebrauch der Gaſtfreundſchaft gemäß iſt die Tafel frei; jeder nimmt ohne Umſtände daran theil; jemand abzuweiſen, gilt für unerhört, höchſtens daß die Diener unliebſame Perſonen vom Tiſche fernzuhalten ſuchen. Daher finden ſich eine Maſſe Clienten, Derwiſche u. ſ. w. ein, die lediglich des Mahls wegen erſcheinen; man nennt dieſe Art Schmarozer chuschkebend, d. i. die feſt anbinden und nicht loslaſſen. Kommt zufällig auch ein Europäer bei Beginn des Mahls, ſo geräth der Perſer in Verlegenheit, denn ihn abzuweiſen verbietet der Anſtand, ihn zuzulaſſen hat inſofern ſeine Schwierigkeit, weil die von einem Ungläubigen berührten Speiſen für unrein gelten. Trotzdem ergeht auch an ihn die Einladung zum Niederſitzen. Der Erfahrene lehnt ſie ab, indem er ſich damit entſchuldigt, daß er bereits ſein Mahl genommen habe. Wer ſich aber mit niederſetzt, den weiß der kluge Perſer ſo zu bedienen, daß er unter dem Anſchein beſonderer Aufmerkſamkeit ganz iſolirt ſeine Speiſen empfängt. Der Hausherr beſtimmt nämlich beſonders gute Schüſſeln und Getränke für ihn, greift in die Ragouts und legt ihm mit eigener Hand eine reichliche Portion vor. Bald ſieht ſich der Europäer von Speiſen ganz umringt, welche die andern Anweſenden nicht berühren unter dem Vorwand, ſie ſeien ihm ſpeciell vom Wirth verehrt worden. Der mit perſiſcher Sitte Unbekannte fühlt ſich dadurch wirklich geſchmeichelt, während man doch nur auf dieſe Weiſe dem Dilemma

auswich und nach Tiſch über die Einfalt des ſich geehrt Dünkenden ſeine Gloſſen macht.

Die übrigen Tiſchgenoſſen langen ein jeder nach dem, was ihm gerade gut dünkt. Man greift mit den Fingerſpitzen der rechten Hand (die linke bleibt, als minder rein, weil mit ihr die geheimen Theile gewaſchen werden, müßig nach rückwärts gelehnt) in die Schüſſel, holt ſich etwas Ragout und macht aus dieſem und etwas Reis eine Kugel, die man in den Mund ſchiebt. Jeder unterminirt von ſeiner Seite die Reispyramide, bis ſie endlich zuſammenſinkt. Während des Eſſens herrſcht vollkommene Stille, alle ſind nur von dem augenblicklichen Bedürfniß in Anſpruch genommen; denn die Eßzeit iſt kurz zugemeſſen, ſie dauert höchſtens 15 Minuten. Da es keine Servietten gibt, wiſcht man zeitweilig die fettigen Hände an dem vor jedem Gaſt liegenden Brotfladen ab. Gegen Ende des Mahls ſchöpft man einen oder zwei Löffel Scherbet aus der gemeinſchaftlichen Schüſſel; während des Eſſens wird nicht getrunken. Iſt der Hausherr geſättigt, ſo ſpäht er umher, ob etwa die andern noch bei Appetit ſeien; dann nimmt er kleine Biſſen (lukme), was als Zeichen gilt, daß man ſich mit dem Eſſen zu beeilen habe. Endlich ſinken alle Arme; der Herr ruft: „Al hamdu lilah", d. i. Gott Lob, und winkt den Dienern, das Waſchbecken (āftābeh legen) hereinzubringen. Alle bleiben unterdeſſen, die rechte Hand eingezogen, unbeweglich ſitzen, bis die Reihe des Waſſers an ſie kommt. Nach dem Range der Gäſte werden auch die Angeſehenen früher bedient. Man holt ein Schnupftuch aus der Taſche und wiſcht ſich die Hand ab, worauf die Diener abtragen und auf Befehl die unerlaßlichen Narghiles anbieten. Die Reſte des Mahls ſammt den Brotſervietten werden gierig von den Dienern verzehrt. Es iſt in allen guten Häuſern Sitte, eine ſolche

Menge Speiſen zu bereiten, daß nicht allein die Tiſchgäſte und ihre zahlreiche Dienerſchaft hinlänglich geſättigt werden, ſondern auch noch Reſte für Bettler und Abfälle für die Bazarhunde übrigbleiben.

Da alle Speiſen auf einmal hingeſetzt werden, ſo haben in der Regel während des Mahls die Aufwärter keine Pflicht der Bedienung; nur bei großen Gaſtereien bleibt in der Mitte des aufgedeckten Tuches ein freier Raum, welchen zwei Diener durchſchreiten, um raſch die gewünſchten Schüſſeln zu reichen. Das Praktiſche dieſes Arrangements läßt ſich ſchon geometriſch beweiſen, da bekanntlich der Durchmeſſer zur Peripherie ſich verhält wie 1 : 3,14, alſo eine bedeutende Zeiterſparniß dadurch erzielt wird.

Nichts erſcheint dem Perſer trauriger, als allein ſein Mahl zu nehmen; er, und beſonders die Frauen, ſelbſt der niedern Stände, lieben es daher ſehr, von Zeit zu Zeit Einladungen (mehmāni) zu Gaſtmählern ergehen zu laſſen. Man hat dafür gewiſſe Tage und gewiſſe Gebräuche. Kommt z. B. ein Gaſt am Mittwoch, ſo ſteigt die Frau bei ſeinem Anblick aufs Dach, wirft einige Töpfe herunter, und ruft wiederholt in Ekſtaſe: „Ein Gaſt iſt gekommen, ein Gaſt, was ſoll ich ihm zu eſſen, was zu trinken geben?“ Wegen der Maſſe der vorzuſetzenden Speiſen verurſachen die Gaſtereien ſehr bedeutende Koſten; denn je mehr man einen Gaſt ehrt, eine deſto größere Menge von Speiſen muß auf dem Teppich erſcheinen, ſodaß oft wenigen Perſonen eine für hundert Perſonen hinreichende Quantität vorgeſetzt wird. Die Gäſte erſcheinen gewöhnlich mit zahlreicher Dienerſchaft, die ſammt den Pferden ebenfalls geſpeiſt und bewirthet werden muß. Bei ſolchen Gelegenheiten wird Reis in großen Keſſeln gekocht und eine Unzahl Schafe, Lämmer und Hühner geſchlachtet. Da es Sitte iſt, daß die Geladenen ſchon mehrere Stunden vor dem Mahle ſich einfinden, reicht man in

der Zwischenzeit abwechselnd Thee, Kaffee, Süßigkeiten und Sichkäbab, alles in Ueberfluß. Eine solche Fête nimmt fast die Dauer eines vollen Tags in Anspruch.

Die Einladungen zu Trinkgelagen erfolgen nur im geheimen und unter vertrauten Genossen; sie finden ausschließlich im Enderun statt, wo nur eine kleine Anzahl bewährter Diener als Zeugen zugelassen wird. Die Gäste pflegen dabei dem Weine so lange zuzusprechen, bis sie bewußtlos hinsinken. Tänzerinnen und Spielleute müssen durch ihre obscönen Bewegungen und Gesänge die Anwesenden ergötzen; und noch andere Scenen spielen in der Trunkenheit, die zu beschreiben ich mich nicht berufen fühle. Häufig wird auch zu Karten und Würfeln gegriffen, und bedeutende Summen werden aufs Spiel gesetzt.

Unter der Regierung des Mehmed Schah ergingen häufig Einladungen an die europäischen Repräsentanten von seiten des Königs. Unter der jetzigen geschah es nur ein einziges mal, zur Feier der Ernennung des Kronprinzen Kasim Chan. Auf Tischen, nach europäischer Art gedeckt, ward eine Fülle von Speisen servirt, auch köstliche Scherbets und Buttermilch, nur der Wein fehlte. Nach der Tafel wurden vor den Gästen einige Farcen aufgeführt, welche die Zweideutigkeit der von den Mulas gegebenen Gesetzinterpretationen satirisch geiselten, zuletzt aber obscöne Situationen zur Darstellung brachten, welche europäischem Geschmack nicht behagen können.

Ich selbst hatte die Ehre, bei diesem Mahle unter den Prinzen und Staatsbeamten zu sitzen. Der Haushofmeister bediente mich mit Bergen von Speisen, und trug mir mit voller Hand immer neue Quantitäten zu. Als die Tafel aufgehoben wurde, bemerkte ich ihm, auf die Menge der Speisen, die ich übrigließ, deutend: „Heute dürften die

Hunde nicht hungerig bleiben." Die von Europäern liegen gelaſſenen Reſte werden nämlich von den Dienern verſchmäht und den Hunden überlaſſen.

Die Lebensweiſe des Schah iſt folgende: Früh gegen 8 Uhr verläßt er den Harem und nimmt eine Schale Thee mit etwas Zwieback, welche ihm vom Oberkaffeemeiſter (kahwetschi bäschi) gereicht wird. Zwiſchen 9 und halb 12 Uhr, je nach Appetit und Laune, ertönt ſein Ruf: „Næhär biär!" (Bringt das Frühſtück!), und hierauf die ſtereotype Antwort: „Beli kurban schæwæm!" (Ja, ich will dein Opfer ſein!) Der Kämmerer, an den der Befehl gerichtet iſt, ertheilt ihn dem Oberwaſſer-, dieſer dem Oberteppichmeiſter, dieſer endlich einem acht- bis neunjährigen Pagen; nicht ſelten vergißt das Kind die Commiſſion, bis der König ungeduldig den Befehl wiederholt und nun endlich bedient wird. Der Küche ſtehen der Oberkoch (tæbbäch bachi) und der Oberhofmeiſter, „das Auge des Reichs", vor. Etwa funfzehn Diener tragen auf dem Kopfe, unter Vortritt des „Auge des Reichs", die großen ſilbernen, mit Shawltüchern umwundenen Plateaux herbei. Wären die Speiſen nicht ſchon fett genug, dieſe Shawls könnten ihnen von ihrem Fett etwas abgeben. Zugedeckt ſind die Schüſſeln von chineſiſchem Porzellan mit koniſchen, aus Gold fein emaillirten und mit koſtbaren Edelſteinen beſetzten Stürzen, die eine beſondere koſtbare Zierde bilden.

Auch der König hat kein beſtimmtes Speiſezimmer, ſondern läßt in dem anrichten, wo ihn gerade der Appetit überraſcht. Hier wird das mit Kattun überzogene Ledertuch entfaltet; die Plateaux werden nur bis zur Schwelle von den Hofdienern, von da durch Kämmerlinge aufgetragen. Statt der Serviette ſoll dem König jeden Tag ein neues, ungeſäumtes weißes Kattuntuch hingelegt werden; dies wird aber aus Fahrläſſigkeit faſt jeden zweiten Tag vergeſſen, ſo-

daß der König ſelbſt erſt daran erinnern muß, und iſt dann der Schlüſſel zum Magazin nicht zu finden, ſo zieht ein Kämmerling ſein weißes Schnupftuch aus der Taſche, es als Serviette überreichend.

Mit der Maſſe der Speiſen, welche dem König täglich vorgeſetzt werden, könnten an hundert Perſonen ſich ſättigen; doch ſpeiſt er nach der jetzt beſtehenden Sitte ganz allein. In einiger Entfernung ſtehen die Leibärzte. Ein Höfling lieſt Erzählungen aus der Chronik oder die Rechnungen über die Staatseinnahmen und Ausgaben vor, die dann der König nach dem Frühſtück mit ſeinem sahihh est (vidi, eigentlich: richtig) unterzeichnet. Er greift nach der Landesſitte ebenfalls mit den Fingern in den Tſchillaw und weiß, ohne hinzuſehen, durch das Gefühl, den guten vom ſchlechten zu unterſcheiden; daher ich ihn oft ſagen hörte, er begreife nicht, wie man mit Werkzeugen eſſen könne, da doch der Geſchmack bei den Fingern anfange.

Hat der Schah auch gar keinen Appetit, ſo hebt er doch, von Zeit zu Zeit ganz kleine Biſſen in den Mund ſchiebend, die Tafel nicht vor einer halben Stunde auf, denn die perſiſche Etikette fordert, daß der Schah immer bei Appetit ſei. Endlich langt er nach den ſüßen Conſerven, Früchten und Käſe, welche das Mahl beſchließen. Einmal wurde ihm ein Roob von Granatäpfeln in einem Kryſtallglaſe ſervirt. Er nahm ein Stück davon, und als er die Finger ableckte, blieb ihm ein Glasſplitter im Gaumen ſtecken. Böſe Abſicht vermuthend, befahl er, ſofort den Scherbetmeiſter zu tödten; doch gelang es unſerer gemeinſchaftlichen Fürſprache, den armen Teufel zu retten, der mit einer Tracht Prügel auf die Fußſohlen davonkam.

Der König trinkt nur Eiswaſſer oder in Eis gekühlte ſauere Milch und Scherbets; letztere werden ihm auf chineſiſchen Schüſſeln, das Waſſer wird in emaillirten Goldvaſen

(tung) oder in Thonkrügen servirt. Nach der Mahlzeit reicht ihm ein Kammerdiener ein goldenes Waschbecken zum Reinigen der Hand und Ausspülen des Mundes, ein anderer präsentirt das Narghile und ein Täßchen Mokka. Nachmittags (asräne) werden ihm Früchte, Eis, Melonen, frische Gurken, Lactuca u. s. w., was eben Neues auf den Markt kommt oder aus den Provinzen eingeschickt wird, vorgesetzt. Abends speist er in seinem Enderun. Daß stets eine so große Masse von Speisen die königliche Tafel bedecken muß, hat mehrfache Gründe. Erstens verlangt es so der orientalische Pomp; sodann bildet das Uebrigbleibende die Mahlzeit für sämmtliche Hofleute; drittens aber dient es zum Schutz der persönlichen Sicherheit des Schah, denn da er nach jeder der vielen Schüsseln greifen kann, so ist eine Vergiftung durch schädliche Zuthaten kaum ausführbar, zumal auch hundert andere von den aufgetragenen Speisen genießen. Trotzdem erhält der König täglich von seiner Mutter ein versiegeltes, vom ersten Eunuchen begleitetes Plateau mit Speisen und Getränken. Das Siegel wird vor dem Oeffnen sorgsam untersucht und verificirt.

Bisweilen wird der König von einem Minister oder andern hohen Staatsbeamten zur Tafel geladen. Da ein solches Gastmahl mit Hinzurechnung der unerlaßlichen Geschenke an Shawls und Geld wenigstens 2000 Dukaten kostet, so veranstaltet man es nur in der Absicht, entweder sich in Gunst zu erhalten oder ein neues einträgliches Amt zu erkaufen, sich und seiner Familie eine reiche Geldquelle zu eröffnen. Die Anzahl der vollen Schüsseln, womit bei diesen Gelegenheiten der Boden eines großen Saals buchstäblich von einem Ende zum andern bedeckt wird, ist enorm und zur Sättigung von wenigstens fünfhundert Personen hinreichend. Der König genießt jedoch nur von Speisen, welche er sich aus seiner eigenen Küche hinbringen läßt; die

fremden berührt er nicht, sie fallen nach der Mahlzeit (der König sitzt an dieser reichbesetzten Tafel allein) den Kammerherren und dem Troß der Dienerschaft und Begleitung zu.

Schon in frühern Zeiten, unter der Mogulendynastie, wurden Verordnungen über Volksverpflegung in den Städten, über Beaufsichtigung der Nahrungsmittel, Früchte, Gasthäuser und Kneipen, der Bäcker, Fleischhauer u. s. w. erlassen und anfangs mit Strenge durchgeführt. Allein deren Handhabung wurde immer bald wieder vernachlässigt, sodaß was von oben für die Volksverpflegung geschieht, mehr zur Ausbeutung des Volks als zum Nutzen und Frommen desselben dient.

Bei dem Mangel an Communicationswegen, welcher bewirkt, daß oft eine ganze Stadt nur von einem einzigen Bezirk aus versorgt werden kann, tritt in minder gesegneten Jahren leicht Hungersnoth ein, wenn dieser Bezirk sich in den Händen eines die Zufuhr hindernden Aufkäufers (murtakeb) befindet. Zwar wird alle vierzehn Tage ein Tarif der Nahrungsmittelpreise (taasir-e-idschnas) ausgegeben; was hilft aber der Tarif, sobald es an Vorrath fehlt, der Preis also ein imaginärer ist? In guten Jahren sind dagegen die Nahrungsmittel in solchem Ueberfluß vorhanden, daß sie unmäßig verbraucht werden; dann verschleudert man sie, ohne an die Zukunft zu denken.

Oeffentliche Gast-, Kaffee- und Weinhäuser gibt es in den persischen Städten nicht. Nebstdem aber, daß, wie schon erwähnt, die Eingeweide des Schlachtviehs von der wohlhabenden Klasse der ärmern fast umsonst überlassen werden, ist auch durch die Auskocher in den Bazaren für billige Beköstigung des Volks gesorgt. Diese verkaufen die beim Volk so beliebten abgekochten Schafsfüße und Köpfe (kele pätsche), Leber, Lungen und Därme (beriäne) um einen sehr niedri-

gen Preis. Trotzdem daß ihre Auslagen unendlich gering sind und ihnen Pferdemist als Brennmaterial dient, gewinnen sie an der Speisung von etwa 3—400 Personen doch nur so viel, daß sie selbst dabei sich sättigen können. Zum Frühstück werden Linsen, in großen Kesseln gekocht, und rothe und gelbe Rüben, in heißer Badeasche gebacken, für sehr geringen Preis verkauft.

Eine andere sehr billige Kochweise ist besonders unter den Soldaten, aber auch bei manchen armen Familien in Gebrauch. Es werden nämlich kleine Krüge mit Gemüse, Erbsen, etwas Fleisch und Wasser gefüllt, gut zugedeckt, dann in Reihen aufgestellt und mit Pferdemist umgeben, den man anzündet. Durch das langsame und stete Feuer kochen die Substanzen vollkommen gar. Man nennt dieses Product Jächni; es bildet sammt etwas Brot die Hauptnahrung vieler Familien, besonders von türkischer Abkunft. Diese Kochweisen, der geringe Profit, womit die Auskocher sich begnügen, der Umstand, daß alles nach dem Gewicht und nicht nach Augenmaß und Willkür verkauft wird, alles das begünstigt sehr die Billigkeit der öffentlichen Beköstigung. In guten und ergiebigen Jahren ist daher niemand um seinen Unterhalt im mindesten bekümmert. Früchte und andere Lebensmittel sind erstaunlich billig, die Großen lassen so viel kochen, daß jeder ohne große Mühe Reste genug findet, um sich zu sättigen; selbst den Hunden wird hinlänglicher Fraß in die Winkel geworfen. Doch in Jahren der Theuerung stirbt viel Volk an Hunger; die Aufkäufer schließen ihre Magazine oder verkaufen nur zu sehr hohen Preisen, selbst der König benutzt die Gelegenheit zum Gewinn. Da bricht endlich an mehrern Punkten Meuterei aus, hungernde Weiber werfen sich mit ihren abgemagerten Kindern vor das Pferd des Schah und stoßen Verwünschungen aus. Der

Schah beginnt für ſich zu fürchten; es fallen einige Köpfe als Sühnopfer; man öffnet die Speicher. Allein ſchon im nächſten Jahre der Fülle iſt wieder alles vergeſſen, denn jeder lebt nur für den Tag und denkt nicht an das Morgen.

IV.

Kleidung, Schmuck und Waffen.

Syſtem der Bekleidung in Bezug auf die Geſundheit. Die Kopfbedeckung. Das Hemd. Das Taſchentuch. Das Wams. Der Rock. Der Gürtel. Der Leibrock. Der Ueberwurf. Die Beinkleider. Fußbekleidung. Handſchuhe. Hoftracht der Magiſtratsperſonen. Hauskleidung des Schah. Allgemeine Regeln für die Bekleidung. Pelze. Der Shawlſtoff. Kleidung verſchiedener Stämme. Schmuckſachen (Uhr, Roſenkranz, Petſchafte, Ringe, Edelſteine und Perlen). Waffen. Kleidung und Schmuck der Frauen.

Der Perſer beobachtet das Entgegengeſetzte der in Europa geltenden Geſundheitsregel „Halte den Kopf kalt, die Füße warm, den Bauch mäßig erwärmt"; denn er hält den Kopf ſehr warm, die Füße kalt, den Rücken warm, Bruſt und Bauch faſt kühl. So viele Argumente der Erfahrung und der Theorie, namentlich den größern oder geringern Blutzufluß zu den verſchiedenen Körpertheilen, die Europäer auch für die Zweckmäßigkeit ihrer Regel haben mögen, ſie wird doch dadurch widerlegt, daß ganze Völkerſchaften dem umgekehrten Syſtem huldigen und trotzdem einer guten Geſundheit und einer langen Lebensdauer ſich erfreuen. Es iſt klar, daß wenn ein Körpertheil von früher Jugend an kalt oder warm gehalten wird, er das Entgegengeſetzte nicht ungeſtraft verträgt. So z. B. zieht ſich der

Orientale durch Entblößung seines Kopfs bei nur mäßiger Transspiration leicht einen Katarrh der Luftwege, besonders schwere Augenentzündungen zu, während er ohne Nachtheil mit nackten Füßen auf dem kalten Ziegelboden oder im Schnee einhergehen kann. Er zieht nachts die Decke über seinen in eine dicke Nachtmütze gehüllten Kopf, streckt hingegen die Füße entblößt aus dem Bett heraus. Während er selbst im Sommer eine dichte Pelzmütze bis tief über die Ohren zieht, bekleidet er seine Füße auch im Winter nur mit leichten, nicht über die Knöchel reichenden Strümpfen und weit ausgeschnittenen Pantoffeln. Als der Sultan Muhamed, Vater des jetztregierenden Sultans der Türkei, seine Soldaten der Uniformirung halber zwang, den Turban mit dem Fes zu vertauschen, erkrankten viele an Augenentzündung, die oft mit völliger Blindheit endigte.

Obwol im allgemeinen die Kleidermoden der Orientalen sehr geringem Wechsel unterworfen sind und fast als stereotyp gelten können, bleiben sie doch nicht ganz von Veränderungen in Schnitt und Farbe verschont; besonders in den letzten zwei Decennien übte die häufigere Berührung mit Europäern ihren Einfluß darauf aus. Eine Sucht nach Uniformirung macht sich seitdem nicht nur beim Militär, sondern auch bei Civilpersonen bemerkbar, und so fand mancher europäische Schnitt unter dem Namen ræchte nizāmi (Dienstuniform) in Persien Eingang. Ebenso wechselte die Qualität und Gattung der Stoffe; viele im Inland erzeugten konnten nicht mehr mit den importirten in Schönheit und Preis concurriren, sie wurden daher schlechter oder verschwanden gänzlich vom Markte.

Der Perser hält viel auf schöne Kleider; er trägt sich gern elegant und rein, auch im vorgerückten Lebensalter; selbst in den dienenden und untern Klassen findet man, die Kleidung mancher Derwische ausgenommen, selten jene

Vernachläſſigung, wie ſie in andern muſelmaniſchen Ländern heimiſch iſt. Demgemäß dreht ſich auch die Converſation der jungen Leute meiſt um Kleidung und Pferde, für welche beide Artikel die bedeutendſten Summen verausgabt werden.

Für den wichtigſten Theil der Kleidung gilt die Kopfbedeckung, indem ſich durch ſie ganze Stämme, die Bewohner verſchiedener Städte ſowie einzelner Stände voneinander unterſcheiden. In früherer Zeit war der Turban (amämeh, dilbænd) die allgemeine Tracht; ſeine Faltung, Größe, Form, Farbe, der überragende oder eingeſchlagene Zipfel machte die Bewohner der verſchiedenen Länder und Bezirke kenntlich. Jetzt tragen ihn nur noch einige Volksſtämme, die Kurden, Afghanen, Beludſchen, und von gewiſſen Ständen, den Seiiden, Prieſtern, Schullehrern, Aerzten, Droguiſten u. ſ. w., ward er als Abzeichen beibehalten. Statt ſeiner iſt ſeit der Herrſchaft der Kadſcharen die ſpitze, ſchwarze tatariſche Lammfellmütze (kullāh) üblich geworden. Sie beſteht aus einem etwa 15 Zoll hohen, geſtutzten Hohlkegel, deſſen oberes Ende eingeſtülpt wird; die eingeſtülpte Seite wird nach vorn oder etwas ſeitlich getragen. Von innen wird ſie durch eine Papierſchablone ſteif erhalten und mit blumigem rothen Kattun gefüttert. Die Mützen der Reichen und Vornehmen ſind aus feinſten Buchara-Lammfellen, und zwar aus den auserleſenen Streifen des Rückens, welche nur Fingerbreite haben, künſtlich zuſammengeſetzt, und koſten in erſter Qualität zwiſchen 10—14 Dukaten; für weniger Bemittelte fertigt man deren aus den ſchönen Fellen der einheimiſchen Lämmer, beſonders von Schiraz und Kum, zum Preiſe von 2—5 Dukaten. Unter der Kullah wird ein Schweißkäppchen (arækṭschin) getragen, welches die Frauen, namentlich in Iſpahan, ſehr kunſtreich mit verſchiedenen Muſtern auszunähen verſtehen. Man kann ſich für ein Reitervolk, das doch die Perſer ſind, keine unbequemere

Kopfbedeckung denken, wie dieſe hohe Lammfellmütze, welche durch jeden Windſtoß vom Kopf getrieben, vom Regen weich wird und einknickt; allein ſie iſt Mode und erſcheint darum anſtändig und ſchön, ja es gilt für eine eigene Kunſt, in der nur wenige Meiſter ſind, die Kullah elegant zu tragen. Den europäiſchen runden Hut findet der Perſer ſchon deshalb lächerlich, weil er dem Topf, worin er ſeinen Tſchillaw bereitet, ähnlich ſieht. Da der Kullah ſich ſchnell abnutzt und daher drei- bis viermal des Jahrs neu angeſchafft werden muß, gehen beträchtliche Summen für den Ankauf von Bucharafellen ins Ausland. Dies beſtimmte den gegenwärtigen König mehrmals zu dem Befehl, daß die Längenachſe der Kullahs verringert und nur inländiſche Felle dazu verwendet werden ſollten; in der officiellen Zeitung erſchienen Verordnungen darüber, und Polizeileute wurden aufgeſtellt, welche an den Kullahs der Vorübergehenden das überſchreitende Längenmaß unbarmherzig abſchnitten. Allein bald mußte der Schah der gebieteriſchen Macht der Mode wieder nachgeben; ein wohlorganiſirter Widerſtand von ſeiten des Großveziers und der Staatsſecretäre vereitelte ſeine Befehle, die als Beſchränkung der perſönlichen Freiheit angeſehen wurden; man wollte ſich lieber Confiscationen gefallen laſſen, und ſo gelang es dem Selbſtherrſcher nicht, den Unterthanen nach ſeinem Willen den Kopf zurechtzuſetzen. Erſt in der neueſten Zeit, als mehrere Expeditionen gegen Turkomanen, Afghanen und Engländer unternommen wurden, ward die kurze Kullah (kullāh nizāmi) wenigſtens als Norm für das Militär vorgeſchrieben. Einen Gaſt barköpfig oder in der Hausmütze zu empfangen, gilt durchaus für unanſtändig; daher iſt das erſte, was der Perſer bei Anmeldung von Gäſten thut, daß er die Kullah aufſetzt und in die gehörige Poſitur bringt. Ich war bereits ſieben Jahre im Lande, als der Schah mich eines Tags mehrere

Stunden im Vorzimmer warten ließ. Müde und gelangweilt ſchlief ich auf dem Teppich ein. Dies wurde dem König hinterbracht; er näherte ſich leiſe und rief plötzlich mit lauter Stimme: „Hekim berchiz!“ (Stehe auf!) Halb ſchlafend raffte ich mich auf, ſtotterte einige Worte der Entſchuldigung und nahm zum Gruße auf europäiſche Weiſe die Kullah ab. Allgemeines Gelächter des ganzen Hofes ſtrafte mich für dieſen groben Verſtoß gegen die Sitte des Landes.

Die Kullah muß ſo getragen werden, daß ſie den größten Theil der Ohrmuſchel verbirgt: ein Gebrauch, welcher zur Zeit als das Ohrenabſchneiden ſehr im Schwunge war, aufgekommen ſein mag. Man erinnere ſich nur an die Geſchichte des Pſeudo-Smerdis und die Kunſtgriffe, die dazu gehörten, um den Abgang der Ohrmuſcheln zu conſtatiren. Dadurch daß die Muſcheln von früheſter Jugend auf an die Schläfe gedrückt ſind, werden ſie flach und anliegend, doch konnte ich nicht bemerken, daß dies den Gehörſinn im mindeſten beeinträchtige. Für den in Perſien bedienſteten Europäer iſt es nicht ſtricte nothwendig — wie in der Türkei den Fes — die Kullah aufzuſetzen, obwol der Schah es gern ſieht; im Gegentheil verſchafft eine europäiſche Kopfbedeckung in den Augen des Volks mehr Anſehen; man wird als Frengi (Franzoſe) oder ſogar als Inglis (Engländer) reſpectirt. Allerdings muß bei der Intenſivität der Sonnenſtrahlen der Kopf durch eine dichte Bedeckung gegen Sonnenſtich geſchützt ſein, wozu eine gewöhnliche eng anliegende Tuchmütze oder ein dünner Filzhut nicht ausreicht; allein man kann dieſen Schutz durch einen Filz- oder Strohhut, welcher, wie es die hindoſtaniſchen Engländer machen, mit mehrern Lagen Batiſt oder Muſſelin überzogen iſt, am beſten erreichen. Ueberdies ſchützt die Kullah keineswegs die Augen gegen die Sonnenſtrahlen; auf Reiſen bindet man deswegen einen beweglichen Lederſchirm (aftābgerdun) um

die Kullah, der nach der verschiedenen Richtung der einfallenden Strahlen gewendet wird. Europäer, welche sich ohne gehörige Kopfbedeckung auf Reisen begeben, setzen sich nicht nur der Gefahr des Sonnenstichs und Augenentzündungen aus, sondern sie leiden auch an der Unannehmlichkeit, daß sich die Gesichtshaut besonders der Nase entzündet, schmerzhaft wird und sich abschält. Um auf Reisen zur Winterszeit die Augen gegen den blendenden Reflex der Schneeflächen zu schützen, bedient man sich auch mit Drahtgittern versehener Brillen. Alle Schullehrer und Priester verschmähen die weltliche Kullah, sie tragen einen mächtigen Turban aus weißem, die Prophetenabkömmlinge aus blauem Musselin, die reichern binden einen Kaschmirshawl von entsprechender Farbe um den Kopf. Die Kurden umhüllen den Fes mit einem seidenen, roth- und gelbgestreiften Tuch, die Afghanen und Beludschen mit einem tiefblauen, gestreiften Kattunstoff. Die Bürger von Ispahan tragen eine Art phrygischer Mütze aus Perskattun, die Nomaden eine ähnliche aus dickem Filz, die Juden aus grauem Tuch mit Lammfell verbrämt, die Derwische aus rothem Tuch mit schwarzeingestickten Koransprüchen.

Der Hals wird immer frei getragen, und da dies von frühester Jugend an geschieht, so kommen Halsentzündungen, Bräune und dergleichen Leiden höchst selten vor. Ein ähnliches Verhalten wäre auch für europäische Kinder sehr zu empfehlen. Nur die Türken wickeln ein dünnes, schwarzseidenes Tuch strickartig um den nackten Hals. Leider beginnt auch in Persien der Gebrauch von Halstüchern Mode zu werden, und er wird sicher auch die genannten Uebel nach sich ziehen.

Das Hemd (pirāhen) besteht aus einer Art von dünnem Kammertuch (tschilwari); es ist an der Seite gegen rechts geschlitzt, wo es mittels eines Knopfes zusammengehalten

wird, um den Hals kreisförmig ausgeſchweift, am Schlitz und an der Ausſchweifung mit ſchwarzen Bändchen eingefaßt, und reicht vom Schlüſſelbein bis an den Nabel. Der wohlhabendere Perſer beſitzt zwei ſolcher Hemden, welche abwechſelnd gewaſchen und erneuert werden; der Reiche läßt ſeine Hemden nicht waſchen, ſondern vertheilt die einmal getragenen an die Diener und ſchafft wieder neue an; der Proletarier behilft ſich mit einem Hemd, das er nach Umſtänden im nächſten Bache oder in der Waſſerleitung wäſcht; bei hellem Sonnenſchein trocknet es in einer Viertelſtunde. Die Hemden der arbeitenden Klaſſen ſind von demſelben Schnitt, aber indigoblau gefärbt und aus einem gröbern Baumwollſtoff, den man Kerbas nennt. Am Kaſpiſchen Meer werden Hemden aus Rohſeide getragen. In neueſter Zeit wurde bei Hofe auch die Mode der gefalteten und geplätteten europäiſchen Hemden (pirāhen nizāmi) eingeführt.

Das zweite Stück der Wäſche, das Taſchentuch (desmāl), ſpielt beim Perſer eine bedeutende Rolle. Er braucht es ſelten als Schnupftuch, denn erſtens iſt die Secretion der Naſe bei ihm auffallend gering*), und zweitens leiſtet dem gemeinen Perſer die Hand dieſe Dienſte, ſondern hauptſächlich, um die verſchiedenſten Gegenſtände: Acten, Briefe, Fleiſch, Gemüſe, Grünzeug u. ſ. w. darin einzuſchlagen, und ſodann zum Abtrocknen der Körpertheile nach der geſetzlichen Ablution. Den Europäer mag es oft ekeln, wenn ihm gekochte

*) Man ſieht höchſt ſelten einen anſtändigen Perſer ſich ſchnauben, niemals in Gegenwart eines Großen. Merkwürdig iſt eine hierauf bezügliche Stelle in Xenophon Cyrop., VIII, 8: „Es gab bei ihnen ein Geſetz, welches zu ſpeien und ſich zu ſchnauben verbot. Offenbar beabſichtigte der Geſetzgeber damit nicht, daß die Flüſſigkeit im Körper zurückbleiben, ſondern daß ſie als Schweiß der Arbeit entfernt werden ſollte. Die Nachkommen behielten die Gewohnheit, nicht zu ſpeien und ſich nicht zu ſchnauben, bei; aber die Liebe zur Arbeit ging ihnen verloren."

Speiſen in dieſer Umhüllung gereicht werden; der Perſer aber, ſelbſt der vornehmſte, nimmt hieran, wie im vorigen Abſchnitt erwähnt, keinen Anſtoß. Das Taſchentuch wird nicht geſäumt, es iſt dies wider die Sitte; doch ſind in die leinenen Tücher von Maſanderan, deren ſich die Reichen bedienen, an den Rändern Silberſtreifen eingewirkt. Den Frauen dient das Taſchentuch zu mancherlei ſymboliſchen Zeichen und Andeutungen, ſowie zur Bildung verſchiedener Figuren beim Tanz.

Zunächſt über dem Hemd folgt das Wams (archeluk), meiſtens aus Pers, einem Stoff, der mittels der Hand mit den berühmten feinen und zarten Blumenarabesken (ḳælāmkār) bedruckt wird; der geſchätzteſte kommt aus Benares, geringerer wird in Iſpahan, Burudſchird und Schiraz gefertigt, und auch engliſche Fabriken ahmen mit Maſchinen die Muſter zum Export für den Orient nach. Bei ſehr vornehmen Perſonen iſt das Wams von Kaſchmirſhawl.

Darüber trägt man den Rock (ḳæbā); er iſt faſt immer einfarbig: grün, gelb, blau, violett, roth u. ſ. w., in Streifenmuſter geplättet*), aus inländiſchem Nanking- (gædek) oder aus Seidenſtoff von Yezd und Kaſchan (tāfte), unter denen beſonders die moirirten (chārā, dārā) beliebt ſind; doch ſieht man auch Käbas von Brocatſtoffen mit eingewebten Gold- und Silberblumen aus Kaſchan und Lyon (zerbāf), wie ſie zu Kirchengewändern fabricirt werden. Der Käba reicht bis über das Knie; die Schöße ſind ſo weit, daß ſie vorn überſchlagen und die geheimen Theile bedecken. Jedes Kleid, welches dieſe Eigenſchaft nicht beſitzt, gilt für unanſtändig;

*) Das Plätten geſchieht auf erwärmten Krügen, auf welche der Stoff gelegt wird. Durch Andrücken eines koniſch zulaufenden Eiſens werden die kleinen Fältchen gebildet. Dieſe Beſchäftigung iſt äußerſt anſtrengend und erzeugt häufig Zittern in den Händen, das man deshalb bei perſiſchen Schneidern oft bemerkt.

deshalb ist dem Perser der europäische Frack ein Greuel, er kann nicht begreifen, warum man bei so billigen Tuchpreisen mit dem Stoffe spart; ebenso unschicklich erscheint es ihm, den Rock offen zu tragen.

Mittels eines Gürtels (kæmerbænd) wird der Käba zusammengehalten. Der Gürtel besteht aus einem langen mehrmals um den Leib gewundenen Streifen, dessen Ende eingestülpt wird. Die Reichern umgürten sich mit einem Kaschmirshawl; die dem König zunächststehenden Beamten und die Militärs tragen einen vorn mit einer Schnalle versehenen Ledergurt. Diese Schnalle wird mit Diamanten und andern Edelsteinen besetzt, nicht selten im Werthe von 1—2000 Dukaten. Hohen Würdenträgern pflegt der König beim Antritt ihres Amts eine Gürtelschnalle zum Geschenk zu machen, wie er mich mit einer solchen im Werthe von 300 Dukaten beehrte. Ueberhaupt legten die Orientalen von jeher dem Gürtel eine besondere Wichtigkeit bei. Schon in den ältesten Zeiten verband man mystisch-religiöse Begriffe damit, wie aus mehrern Stellen der Zendavesta hervorgeht; die rabbinische Schule deutet seinen Zweck mit den Worten: „damit das Herz die Scham nicht schaue". Jedenfalls ist er seit dem grauen Alterthum die allgemeine Tracht im Orient und die Hauptursache der graden und freien Haltung sowie der graziösen Bewegungen der Orientalen. Auch daß bei ihnen so selten Verkrümmungen der Wirbelsäule vorkommen, glaube ich zum Theil der Gürteltracht zuschreiben zu müssen. Der persische Gürtel ist nämlich nicht, wie der bei manchen europäischen Nationen, z. B. den Ungarn gebräuchliche, schmal und fest geschnallt, wodurch die Bewegung und Ausdehnung der Baucheingeweide gehindert und selbst die Leber eingeklemmt wird, sondern im Gegentheil schmiegsam, breit und nur schwach angezogen, sodaß er mehr zur Stütze als zum Hemmniß der Baucheingeweide dient und namentlich auch, ähnlich

dem Hautſkelet, einen erheblichen Stützpunkt für die Wirbelſäule gewährt. Er könnte deshalb als hygieniſches Hülfsmittel bei Kindern und jungen Leuten, deren Haltung Beſorgniß einflößt, ſicher von großem Nutzen ſein. In dem Gürtel ſtecken gewöhnlich Gegenſtände, aus denen man leicht den Stand des Trägers errathen kann. Der Schriftkundige trägt darin ſein Tintenfaß und eine Rolle Papier, ihm gebührt daher der Titel Mirza, der Diener und der Luti ſein breites Tſcherkeſſenmeſſer, der Bader ſein Klyſtierrohr u. ſ. w.

Bei mäßig kühlem Wetter wird noch ein Leibrock (kuledscheh), meiſt aus Shawl, Tuch oder Kamelhaarflanell (berek), mit kurzen, nur bis zum Ellbogen reichenden Aermeln angethan, der nicht ſelten auch mit Pelzwerk ausgeſchlagen iſt (pustin).

Will der Perſer ſeinem Vorgeſetzten die Aufwartung machen, ſo wirft er noch über alle Kleider einen weiten Mantelrock (dschubbeh) von Shawl, Tuch oder Tibetſtoff (aghri) um, der ihn vom Hals bis zu den Ferſen einhüllt und deſſen Aermel ſo lang ſind, daß er auch die Hände darin verbergen kann. Nur ſo darf er ſich anſtändigerweiſe einem Würdenträger oder ſeinem Dienſtherrn vorſtellen, und geht ihm ſelbſt ein ſolches Oberkleid ab, ſo ſucht er eins für einige Stunden zu entleihen.

Die Beinkleider (schālwār), aus Halbſeidenſtoff von blauer oder Purpurfarbe, ſind weit und ſchlotternd, damit ſie die kniend ſitzende Stellung nicht hindern. Sie werden um die Hüfte befeſtigt und haben vorn keinen Schlitz, weil der Perſer nach dem Geſetz gehalten iſt, jede Entleerung in hockender Stellung vorzunehmen. Unterbeinkleider ſind nicht im Gebrauch, daher beim Gange ſelbſt im Winter die Unterſchenkel entblößt erſcheinen.

Die Füße sind mit kurzen, nur bis an die Knöchel reichenden Strümpfen (dschurab) bekleidet, welche sehr zierlich shawlartig gewebt oder gestrickt werden.

Als äußere Fußbekleidung dienen Pantoffel oder weit ausgeschnittene Schuhe (kæfsch), die so eingerichtet sind, daß sie vor dem Eintritt ins Zimmer schnell abgestreift werden können. Die Sitte des Schuhausziehens wird damit begründet, daß möglicherweise das Thier, welches das Leder zu den Schuhen lieferte, unrein gewesen und dann durch die Berührung der Teppich verunreinigt würde. Der wahre Grund ist aber vielleicht der, daß man die Teppiche nicht durch Betreten mit Schuhen verderben lassen will. Uebrigens scheint das Schuhabstreifen eine uralte Vorschrift beim Betreten des Heiligthums gewesen zu sein; so wird Moses beim brennenden Dornbusch ans Ausziehen der Schuhe gemahnt. Den in Persien residirenden europäischen Ministern ist es jetzt erlaubt, in Schuhen sich zur Audienz zu begeben, doch verlangte diese Erlaubniß einen eigenen Artikel im russisch-persischen Friedenstractat zu Turkomantschai. Priester und Staatssecretäre tragen Pantoffeln aus grünem Chagrinleder mit weit zurückgebogener, schnabelartiger Spitze und sehr hohem, schmalem konischen Absatz; ihr Gang erscheint dadurch wie auf Stelzen und verlangt viel Uebung.

Für unanständig gilt es auch, sich mit Handschuhen (destkesch) vorzustellen. Der Perser trägt Handschuhe nur auf Reisen, doch nie lederne, sondern aus Garn oder Seide; seidene tragen besonders die Frauen, wenn sie, von Dienern begleitet, ausreiten.

Magistratspersonen, welche zur Audienz beim Schah gelangen, wechseln in der Vorhalle ihre Kleider. Sie setzen eine hohe mit Shawl umwickelte Tiara auf und ziehen über Beinkleid und Strümpfe eine Oberhose aus scharlachrothem Tuch; ein Leibrock und Ueberwurf von gleichem Stoff

ergänzen die vorschriftsmäßige Tracht (schālkulāh), welche sie nach beendeter Audienz wieder ablegen.

Der Schah kleidet sich halb europäisch, halb persisch, und zwar ist seine gewöhnliche Tracht sehr verschieden von der Festkleidung, welche später bei der Beschreibung des Salams näher detaillirt werden soll. Für gewöhnlich trägt er wie jeder Perser die Kullah, etwas schief aufgesetzt, ein Hemd nach europäischem Schnitt, Kravatte, ein Unterkleid (archeluk) von Shawl, darüber einen Rock mit Stehkragen aus französischem Seidenbrocat, mit einer Reihe von Brillantknöpfen versehen und durch einen breiten goldenen Gürtel zusammengehalten, dessen Schnalle, nach den Tagen wechselnd, mit Brillanten, Rubinen, Smaragden, blassen Rubinen u. s. w. von ansehnlicher Größe beschlagen ist, und in welchem ein tscherkessischer Dolch steckt, die Scheide von rothem, in einzelnen Feldern und an der Spitze mit Edelsteinen verzierten Sammt, der Griff ganz von Diamanten strotzend. Als Ueberwurf dient ein mit feinstem Kaschmirshawl bezogener und mit Fehrücken ausgeschlagener Pelz mit kurzen, nur bis an die Elnbogen reichenden Aermeln; der Ueberwurf wird mehrmals des Tags gewechselt, um die Kleidung stets der Tageszeit anzupassen. Die Beinkleider, aus Tuch mit breiter Goldborte, sind ebenfalls nach europäischem Schnitt gefertigt, unten aber mit Bändern um die Strümpfe befestigt. Schuhe, mit rothem Tuch gefüttert, werden nur beim Verlassen des Zimmers angezogen. Jeden Tag wird dem Schah ein neues, ungewaschenes Hemd und ein neues Schnupftuch hingelegt, welches letztere ein Kämmerling in Verwahrung nimmt, um es bei Tisch als Serviette zu reichen. Die abgelegten Kleidungsstücke verfallen den Hofdomestiken. Nach Verlauf weniger Tage werden auch die Kullah und die Schuhe gewechselt, und nicht selten geschieht es, daß die benutzten Gegenstände als abgelegt verschwinden, ehe noch

die neuen aus dem Magazin (chazineh) geholt worden sind, was zu komischen Verlegenheiten Anlaß gibt. Außer dem kostbaren Gürtel trägt der Schah an gewöhnlichen Tagen von Schmucksachen nur eine Uhr mit einfacher Goldkette und einen Türkisenring von schöner Azurfarbe.

Sämmtliche Kleidungsstücke des Persers müssen weit und bequem sein. Die Aermel sind so eingerichtet, daß sie behufs der Ablution vor dem Gebet leicht zurückgestreift werden können; sie laufen gegen das Handgelenk etwas spitz zu und endigen in manschettenartigen Aufschlägen von feinem Shawl. Unter der Achsel und in der Armbeuge ist das Wams aufgeschlitzt, sowol um die Bewegung der Gelenke zu erleichtern, als um der Transspiration freien Austritt zu gestatten, auch um der schnellen Abnutzung vorzubeugen.

An den Rändern werden fast alle Kleider mit Shawlstreifen eingefaßt, außerdem viele mit kostbaren Shawlbändchen (häschieh) verbrämt.

Taschen befinden sich in keinem andern Kleide als im Wams; hier aber reichen sie oft von der Hüfte bis zum halben Unterschenkel hinab. Die Secretäre, selbst die Minister tragen häufig alle ihre Actenstücke in diesen Taschen. Der ehemalige Staatsminister Sader Azam pflegte das ganze Staatsarchiv darin zu beherbergen. Als ich ihn einst besuchte, erhielt er plötzlich den Befehl, vor dem Schah zu erscheinen; er suchte in aller Eile ein Actenstück und leerte zu dem Zweck den ganzen Inhalt seiner monströsen Taschen auf den Teppich aus. Ich staunte über die Reichhaltigkeit dieses tragbaren Staatsmuseums.

Das Gewand des frommen Persers besteht nie ganz aus Seide, weil er in einem solchen nicht sein Gebet verrichten darf. Darum werden in die Gewebe für Männerkleidung einige Baumwollfäden gemischt. Es stammt dieser Gebrauch von den ursprünglichen sumptuarischen Gesetzen

her, welche zur Zeit, als die muſelmaniſchen Gemeinden ſehr arm waren, gegeben wurden und die Hintanhaltung des Luxus in Gold- und Silbergeſchirren, Seidenkleidern u. ſ. w. bezweckten. Der erfinderiſche Perſer wußte das Geſetz zu umgehen, indem er wenige Baumwollfäden in die Seidenſtoffe einweben ließ und die ſilbernen Löffel durchbohrte, wodurch dieſelben aufhörten Löffel zu ſein und doch zum Umrühren tauglich blieben.

Die untern Klaſſen lieben Kleiderſtoffe von ſchreienden Farben, wie hochroth, gelb, grün u. ſ. w., und mit großblumigen Muſtern. Beſonders am Neujahrstage, wo faſt jeder neue Kleider anlegt, macht es einen komiſchen Eindruck auf den Europäer, wenn er die hoffnungsvolle Jugend pfirſichblutroth, citronen- und orangegelb, ſchneeweiß, veilchenblau u. ſ. w. gekleidet einherſchreiten ſieht.

Bei guten Stoffen bleibt das Fabrikzeichen im Kleide eingenäht; man ſucht es ſogar da anzubringen, wo es am meiſten in die Augen fällt.*) So wird die Shawletikette vorn in der Gegend der Taſche angebracht; ſelbſt die Tuchenden, beſonders die mit aufgeklebten vergoldeten Buchſtaben, werden in den Mittelklaſſen zur Ausſchmückung der Kleider benutzt.

Der Perſer, auch der ärmſte, kokettirt gern mit ſeiner Kleidung; er ſchont ſie ſehr, hält ſie rein und ſauber und verwendet bedeutende Summen darauf. Ein einziger Shawlanzug koſtet bisweilen an 200 Dukaten; eine anſtändige Kopfbedeckung kommt das Jahr über wegen der drei- bis viermaligen Erneuerung auf nahe an 60 Dukaten zu ſtehen.

*) Ein General, Sohn des Kriegsminiſters, ließ ſich eine Uniform aus feinem lyoneſer Moiré machen. Der kunſtfertige Schneider nähte ihm die Etikette auf den Rücken, und ich hatte Gelegenheit, dieſes Kleid im großen Salon des Schah zu bewundern.

Der Perſer kleidet ſich warm und wechſelt bei jedem Temperaturwechſel, der Tages- und Jahreszeit gemäß oft dreimal des Tags, die Kleidung. Er unternimmt keinen Ausflug, ſelbſt im Sommer, ohne mit Kleidungsſtücken zum öftern Wechſeln verſehen zu ſein. Bedenkt man den raſchen Umſchlag der Temperatur, und daß der Unterſchied im Laufe des Tags oft an 15° R. beträgt, indem nach der Elevation auf einen heißen Tag gegen Abend plötzliche Abkühlung und empfindliche Kälte zu folgen pflegt, ſo wird man die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieſer Vorſicht begreifen. Europäer, welche den klimatiſchen Verhältniſſen des Landes hierin nicht Rechnung tragen, bezahlen ihren Mangel an Vorſicht nicht ſelten mit Geſundheit und Leben; ich kann nicht genug darauf aufmerkſam machen, daß Erkältung und Unterdrückung der Hautthätigkeit dort nicht Rheumatismus und Katarrhe, ſondern ſchwere Wechſelfieber und Dyſenterien mit allen ihren böſen Folgen nach ſich ziehen.

Wie jeder Orientale liebt auch der Perſer das Verbrämen oder Füttern der Kleider mit Pelzwerk, ja es ſcheint ihm ſowol zur Erwärmung als auch zum Entfalten eines gewiſſen Pompes unentbehrlich. Sein Land ſelbſt bietet zwar manches gute und brauchbare Pelzwerk, wie Fuchs, Bär, Otter, Hyäne, Marder u. ſ. w., allein alle dieſe Thiere gelten für unrein, ihre Felle werden daher nach Rußland exportirt, während zum Gebrauch im Inlande die ſchwarzen Bucharafelle, das ſogenannte Feh (seimur) und Nerze (chæz) als erlaubt eingeführt werden. Nur die niedern und armen Klaſſen tragen Pelzwerk von Schaffellen, unter denen die aus Kabul (pustine kābuli) wegen ihrer Schmiegſamkeit und Reſiſtenz gegen die Näſſe am geſuchteſten ſind und ſich der beſondern Gunſt der Mullas erfreuen.

Die langen und weiten Gewänder verleihen dem Orientalen, zuſammen mit ſeiner ihm eigenthümlichen Ruhe und

Würde, ein feierliches Anſehen; ſie laſſen ihn groß und ſchlank erſcheinen; doch ſind ſie bei körperlichen Verrichtungen ſehr hinderlich und werden daher bei der Arbeit mit kürzern vertauſcht.

Unter allen zur Bekleidung dienenden Stoffen hält der Perſer die Shawlfabrikate (schäl) am höchſten; ſie circuliren ſogar in Geſchäftstransactionen faſt wie Geld. Die geſchätzteſten kommen mittels Karavanen von Kaſchmir; minder vorzügliche Qualitäten werden in Kirman und Meſchhed gefertigt. Ihre Haupteigenſchaften ſind Weiche, Schmiegſamkeit und unverwüſtliche Dauer in Farbe und Conſiſtenz. Sie werden nicht nur zu Gewändern für Männer wie für Frauen, ſondern auch zu Turban und Leibgurt-, zum Einfaſſen der Kleider, zu Borduren, zum Bedecken der Teppiche in den Prunkgemächern des Harems, zu Thürvorhängen u. ſ. w. verwendet. Da die Stoffe mit den Jahren faſt gar nicht an Werth verlieren, iſt in jedem guten Hauſe ein Theil des mobilen Vermögens in Shawls angelegt, und nur mit großem Widerſtreben entäußert man ſich dieſes Beſitzes, den man in Zeiten der Noth lieber verſetzt, um ihn ſpäter wieder einzulöſen. So vererben Shawls oft auf mehrere Generationen. Will der Schah oder ein Großer des Reichs jemand für geleiſtete Dienſte beſonders ehren, ſo überſendet er ihm einen Shawl oder ein Shawlkleid — einen Rock oder Ueberwurf, wie es heißt vom geſegneten Leibe des Königs (æz tæne mæbārek) oder aus der geſegneten Garderobe (chæzineh mæbārekeh). Dieſer Act der Inveſtitur, welcher bei Verleihung eines hohen Amts oder bei Empfang eines königlichen Firmans ſtattfindet, heißt Chalat. Der Glückliche hat dann die Pflicht, angethan mit dem neuen Kleide, oder umgürtet mit dem Shawl, ſich bei Hofe zu präſentiren; von da begibt er ſich, hoch zu Roß, beneidet und geprieſen und in Begleitung zahlreicher Dienerſchaft, ſtolz

nach Hauſe, wo er die Glückwünſche ſeiner Gäſte und Clienten entgegennimmt, und ſie dafür mit Scherbets und Süßigkeiten bewirthet. Die Poeten insbeſondere vernachläſſigen nie dieſe Gelegenheit, um ihrer Phantaſie freien Spielraum zu laſſen und einige Broſamen vom Tiſch der Gnade zu erhaſchen. Nach beendigter Ceremonie ſteht es dem Beſitzer frei, das empfangene Geſchenk zu verkaufen oder wieder zu verſchenken, was von dem Geber niemals übel gedeutet wird. Der Schah fragte mich oft ſelbſt, wie viel ich für ein von ihm empfangenes Pferd oder einen geſchenkten Shawl gelöſt habe, und machte gewöhnlich die Bemerkung, daß ich die Gegenſtände zu billig verkauft habe. Dem Europäer erſcheinen dieſe bunten, mit eingewirkten Palmen und Arabesken überladenen Gewänder vielleicht nur wie koſtbare Schlafröcke, der Perſer aber ſieht ſie mit ganz andern Augen an. Mag das Shawlkleid noch ſo alt und abgenutzt ſein, der Träger iſt ſtolz auf deſſen Beſitz und ſieht mit Verachtung auf den Träger eines neuen Seidenkleides herab. Es gehört zu den Zeichen der guten Erziehung, daß man den Werth eines Pferdes, eines Teppichs und eines Shawl ziemlich genau zu taxiren wiſſe. Selbſt in ganz kleine Stücke zerſchnitten, verliert der Stoff nur wenig an Werth; er wird dann nach dem Gewicht in miskale (Quentchen) verkauft und zu Beſätzen und Einfaſſungen verwendet; man fertigt Beutelchen, Hauskappen u. ſ. w. daraus oder fügt die Stücke ſo künſtlich zuſammen, daß kaum eine Naht wahrzunehmen iſt, womit eigene Kunſtflicker (rāfuger) ſich beſchäftigen. Faſt alle Beſtechungen werden mittels Shawls ausgeübt; je koſtbarer der Stoff, deſto ſeltener widerſteht ihm eine männliche oder weibliche perſiſche Tugend. Alte Shawls werden gewaſchen und retouchirt, und erlangen dadurch wieder eine Friſche, daß ſie der Nichtkundige für neu hält. Ueberhaupt hegt der Perſer kein Vor-

urtheil gegen die Benutzung schon getragener Kleidungsstücke, und es erscheint durchaus nicht auffallend, wenn ein Mann von Rang ein gebrauchtes Kleid für sich ankauft.

Die Kleider nach persischem Schnitt werden von einheimischen Schneidern, die nach europäischen Mustern von durchreisenden oder in den Städten etablirten Europäern gefertigt. Jeder Perser, von welchem Stand er auch sein mag, weiß genau, wie viel Stoff zu diesem oder jenem Kleide gehört; der Schneider kommt ins Haus, wo ihm das Ausmaß zu jedem Stück vorgerechnet und zugetheilt wird.

Die im Lande wohnenden Turkomanen behielten noch die Tracht der Steppenbewohner bei. Die Männer tragen eine cylindrische, dick mit Wolle ausgepolsterte Lammfellmütze und ein langes Gewand von schwarzgestreiftem, rothem oder bläulichem Seidenstoff. Die Frauen dieser Rasse gehen unverschleiert und sind mit einem langen, rothen Hemd bekleidet, das in der Mitte des Leibes durch den Gütel zusammengehalten wird; ein Zipfel ihres gelbseidenen Kopftuchs reicht bis an die Hüfte herab. Die Kurden sind durch ihren Turban, durch einen Burnus (abbā), welcher zebraartig gestreift ist, durch ihre Stiefel aus rothem Saffianleder kennbar. Die Nomaden kleiden sich im Winter in Wollfilze oder grobe Schafpelze; auch ihre runde oder konische Mütze besteht aus dickem Filz. Die Stämme am Kaspischen Meer tragen wegen des morastigen Bodens und der vielen Gebüsche enge und kurze Kleider, zu denen sie wasserdichte Stoffe, aus einem Gemisch von Rohseide und Schafwolle gefertigt, verwenden. Die Mullas werfen über ihre Kleider den weiten arabischen Mantel (abbā), aus Kamelhaar wasserdicht gewebt und von schwarzer Farbe; der Stoff wird am besten in Kerbetah bei Bagdad, auch in Kaschan und Kirman fabricirt.

Von Schmucksachen trägt der Perser gewöhnlich eine

ſchöne Savonette-Uhr, einen Ring mit Türkiſen und einen einfachern aus einem kleinen Karneol mit amuletartig eingegrabenen Hieroglyphen.. Außerdem führt er einen Roſenkranz, ein Petſchaft, ein Tintenfaß und ein Federmeſſer bei ſich.

Eine gute Uhr (saat) wird von ihm ſehr in Ehren gehalten; er verwahrt ſie ſorgfältig in einem Shawlbeutelchen, im Monat Ramazan iſt ſie ſein einziger Troſt, denn ſie zeigt die Stunde und die Minute, die ihn von Hunger, Durſt und der Enthaltung vom Narghile erlöſt. Er zeigt ſeine Uhr gern dem Europäer und fragt ihn um deren Werth und Preis, in der Vorausſetzung, dieſer müſſe ſich ſo gut darauf verſtehen, wie er ſelbſt auf ſein Pferd und ſeinen Shawl. Einer Uhr engliſchen Fabrikats gibt er den Vorzug, und zwar ausſchließlich der Savonette-Uhr (saate schikāri), weil ein zerbrochenes Glas im Lande ſchwer zu erſetzen iſt.

Der Roſenkranz (tesbih) dient ihm theils zum Spielen, indem er an müßigen Tagen oft ſtundenlang die Körner durch ſeine Finger gleiten läßt, theils als Orakel in zweifelhaften Fällen (istechāret). Die Körner werden aus wohlriechendem Holz, aus Anthracit, aus der Erde vom heiligen Grab in Kerbelah u. ſ. w. geformt, und ſind bei den höhern Ständen oft mit großen Zahlperlen untermiſcht.

Das Petſchaft (muhr) iſt jedem Perſer unentbehrlich, weil nur die Beidrückung des Siegels einem Briefe oder einer Urkunde Rechtskraft verleiht; das Siegel vertritt die Stelle der Namensunterſchrift. In einen Karneol wird der Name des Eigners oder ein Attribut der Gottheit kunſtfertig gravirt und mit feinen, flachen Arabesken und Gewinden umgeben, ſodaß eine Nachahmung äußerſt ſchwierig iſt. Die Faſſung des ovalen oder viereckigen Steins beſteht aus Silber oder Gold; nach oben wird ein kleiner Edelſtein eingelaſſen, damit man das Siegel nicht verkehrt aufdrücke.

An den Stein wird dann ein kurzes, senkrechtes Stäbchen angelöthet, welches durch ein Charnier mit einem Ring zusammenhängt. Hochgestellte Personen haben gewöhnlich mehrere Petschafte: für Urkunden, Privatbriefe u. s. w., welche sämmtlich an einer Quaste aus Gold- oder Silberfäden aufgereiht sind; diese Quaste tragen sie, in einem feinen Beutelchen sorgfältig verwahrt, fast immer in der Tasche bei sich.

Den Türkisenring (anguschte firuze) betrachtet der Perser als Glück bringenden Talisman, denn firuz bedeutet zugleich Türkis und Glück; sowie sich sein Glück, seine Laune oder das Wetter trübt, hält er den Ring schräg vor das Auge, und der Azurnimbus, den er darum erblickt, spiegelt ihm das reine Himmelblau vor und erinnert ihn an heitere Tage. Dies ist auch der Grund, warum er soviel auf seinen Türkis hält und sich nur sehr schwer durch Verkauf oder Schenkung von demselben trennt, warum er für einen Stein, der seinen Beifall findet, oft den enormen Preis von 150 Dukaten zahlt, ein Preis, welcher in Europa nie dafür erzielt werden könnte. Die beliebteste Form des Steins ist die eines weiblichen Busens, doch wird auf die Größe so hoher Werth gelegt, daß man sich scheut, der Form wegen beim Schliff ein Stückchen zu opfern. Die schönen tiefhimmelblauen sind am meisten geschätzt, man nennt sie Abdul-Rezai; auch der weißlichblaue (schirbām), wenn er nur von der alten Mine (kuhne maden) und nicht fleckig (bæræz, leprös) ist, wird nicht verschmäht. Eine Abneigung herrscht nur gegen die ins Grünliche spielenden Arten (madene nau, neue Mine), weil sie die Farbe wechseln und hygroskopisch sind. Uebrigens verstehen es die Händler, letzterm durch langes Aufbewahren in Speichel eine schöne blaue Färbung zu geben, welche sich freilich nach einigen Tagen wieder verliert, sodaß der Unkundige, besonders der

Europäer, leicht betrogen wird. Nach den religiösen Luxusgesetzen darf der Stein nicht in Gold gefaßt sein, er wird in einem dünnen Silberreif getragen.

Ueberhaupt besitzt der Orientale eine große Vorliebe für Edelsteine (dschewāher), besonders für die farbigen, wie Rubine und Smaragde, und zwar nicht blos des Geldwerths halber, sondern er betrachtet sie mit eigenem Wohlgefallen und wird von ihrem Anblick angenehm berührt. Er kauft Steine, welche er nie trägt, auch niemand zeigt; es genügt ihm, sie von Zeit zu Zeit zu betrachten und zu bewundern, mit einem Wort, er ist Liebhaber, er schätzt den Stein um seiner selbstwillen. Nichts ist dem Perser so verhaßt als ein falscher Stein; mit Kennerauge weiß er ihn sogleich herauszufinden. Eine wenn möglich noch größere Verehrung zollt er der Perle (murwārid, lulu). Ueber ihr Entstehen und Wachsthum hat er viele poetische Erzählungen und Vergleiche in Bereitschaft; er sieht weniger auf ihre Farbe und Form als auf ihre Echtheit. Bei großen Festen erscheinen die Prinzen und Minister mit Dschubbes, welche eine breite Bordure von angenähten Perlen haben und auch oben am Schlusse durch zwei Quasten Perlen zusammengehalten werden. Diese Kleider sind oft Investiturgeschenke des Königs. Den genannten Edelsteinen sowie der Perle wird eine herzstärkende Kraft zugeschrieben, daher sie auch sämmtlich in der persischen Medicin häufig Anwendung finden.

In den kleinen, unansehnlichen Karneolring, welchen der Perser trägt, sind entweder die Namen der Propheten oder ein Attribut der Gottheit, oder einige unverständliche, abergläubische Zeichen und Striche eingravirt. Vor dem Gebet legt man die Ringe, überhaupt jeden Schmuck ab, sowol um gehörig die Ablution vornehmen zu können, als auch um in Demuth vor dem Höchsten zu erscheinen.

Ebenfalls sehr geschätzt sind in Persien die Waffen aller Art. Mit Ausnahme der Schreiber und Gewerbtreibenden trägt fast jedermann, vom König bis zum Diener abwärts, das breite Tscherkessenmesser (kæmeh) im Gürtel, dessen Griff und Scheide zierlich mit Silber und Email ausgelegt zu sein pflegen. Die besten Klingen werden vom Kaukasus importirt. Der Perser ist zu friedfertig, als daß er, wie der Tscherkesse, diese furchtbare Waffe häufig zum Angriff oder im Streit benutzen sollte, sie dient ihm mehr zu Prunk und Zierde und als Werkzeug in häuslichen Geschäften. Als man dem Großvezier den Emir bei einer mittels des Kameh erfolgten Verwundung vorstellte, er möge das Tragen desselben verbieten, erwiderte er: „Ich sehe es gern, daß die Männer Waffen tragen; aber wehe dem, der ohne Grund das Kameh zieht.“ In früherer Zeit war auch der gebogene Dolch aus damascener Stahl (chændscher) sehr im Gebrauch. Man trug ihn auf der rechten Seite und bediente sich seiner vorzugsweise zum Bauchaufschlitzen; er kam jedoch aus der Mode, und nur selten sieht man noch einen Luti damit bewaffnet.

Von andern Waffen finden sich in den Häusern der Großen Säbel aus damascener Stahl (schemschir), denen oft, je nach ihrem Alter und dem Meister, von welchem sie stammen, ein fabelhafter Werth, von 200—500 Dukaten, zugeschrieben wird; ferner einige Flinten mit gezogenem damascenirtem Rohr, meist von vortrefflicher Arbeit, aber zu theuer und zu schwer, daher die in Europa gefertigten Gewehre mehr und mehr Aufnahme finden.

Die im Harem übliche Kleidung der Frauen ist sehr verschieden von der, welche auf der Straße getragen wird, weil letztere dazu bestimmt ist, alle Körpertheile den Augen der Vorübergehenden zu entziehen und sozusagen alle Frauen im Aeußern zu nivelliren. Zu Hause trägt die Frau den

Kopf mit einem leichten Shawlkäppchen bedeckt, aus welchem nach hinten die Zöpfe hervorwallen. Das Hemd beſteht aus dünnem Flor, roſa oder blau, auch mit kleinen Goldblümchen durchwebt, und iſt an der Ausſchweifung wie an den Rändern mit Goldtreſſen beſetzt; es läßt den Buſen vollſtändig durchſcheinen, während es, nur bis an den Nabel reichend, den Bauch ganz frei und unbedeckt läßt. Ein kurzes Leibchen aus Shawl, Seide oder Brocat, eng anliegend und vorn weit ausgeſchnitten, reicht bis zu den Weichen. Ein Wams (kuledscheh), im Schnitt dem der Männer gleichend, ergänzt die Kleidung des Oberkörpers. Statt der Röcke trägt die Perſerin mehrfache Unterhoſen (zirdschāmeh) und darüber eine ſehr faltenreiche Pluderhoſe (dschāmeh) aus feinem Seidenſtoff, welche ſämmtlich bis gegen das untere Drittheil des Unterſchenkels reichen. Durch die Menge der übereinander getragenen Unterhoſen und die faltenreiche Oberhoſe erhält der Anzug das Anſehen eines Reifrocks. Die maßloſe Verſchwendung an Stoff und der Luxus, der insbeſondere mit dieſem Kleidungsſtück getrieben wird, bilden die Klage aller Ehemänner, daher die Regierung ſich mehrmals bemüßigt fand, geſetzliche Schranken hierin anzubefehlen, was jedoch, wie begreiflich, ſtets fruchtlos blieb; denn die Macht des jetzigen Schah iſt nicht ſo groß wie ſeinerzeit die des Schah Ahasverus, welcher durch Reichspatente verkünden ließ, daß jeder Mann Herr im Hauſe ſei und daß die Frauen gehorchen müßten (Buch Eſther, 1). Der Luxus geht ſogar ſo weit, daß einige hochgeſtellte Damen, trotz der Unbequemlichkeit, Beinkleider aus koſtbarſtem Shawl tragen. Es iſt überhaupt eine allgemeine Klage der Perſer, daß die Frauen durch ihre maßloſe Putzſucht den Mann ruiniren, ſodaß, wo mehrere im Hauſe leben, die Ausgaben auf rechtmäßige Weiſe kaum zu erſchwingen ſind. Bedenkt man jedoch, daß eben die Kleider und der angeſchaffte Flitter im

Fall der Trennung meiſt die einzige Habe ſind, welche dieſe unglücklichen Weſen mitnehmen dürfen, ſo wird man nachſichtiger über ſie zu urtheilen geneigt ſein. In Zeiten der Noth wird ein Stück nach dem andern verpfändet, bis endlich der Vorrath erſchöpft iſt. Geht jedoch eine Frau auf der Straße, oder reitet ſie in Begleitung der Diener aus, ſo trägt ſie eine weite indigoblaue Hülle (tschāder), welche den ganzen Körper von Kopf bis Fuß dominoartig vermummt. Vor dem Geſicht hängt ein langes, ſchmales, weißes Tuch (rubænd), das in der Gegend der Augen einen gitterförmigen, ovalen Ausſchnitt zum Sehen hat. Dieſer dichte Schleier iſt beſonders im heißen Sommer ſehr beläſtigend, daher die Frauen ihn von Zeit zu Zeit ein wenig zu lüften gezwungen ſind. Der Anſtand erheiſcht, daß man bei Begegnung einer Frau die Augen abwende. Ueber die Unterkleider wird beim Ausgehen noch eine grünliche oder bläuliche Seidenhoſe angezogen, welche die Füße von den Zehen bis zur Hüfte bekleidet, alſo einer Hoſe mit angenähten Strümpfen gleicht (tschæchtschur). Die Pantoffel ſind eigenthümlich gebaut; ſie ſind ſo klein, daß eigentlich nur die Fußſpitze darin Platz findet und die Sohle kaum bis zur halben Ferſe reicht. Die Frauen können daher nur mit der Fußſpitze auftreten, was ſie jedoch nicht merklich im Gehen hindert. Im ganzen iſt alſo das Straßencoſtüm der Perſerinnen ebenſo ungraziös — denn es hüllt den Körper ſackartig ein und läßt keine Formen und keine Haltung erkennen, kein Alter unterſcheiden — wie läſtig, denn es erſchwert die Reſpiration; allein es leiſtet zwei im Orient für ſehr weſentlich erachtete Dienſte, indem es erſtens das Antlitz der Frau jedem profanen Blick entzieht, zweitens der Trägerin ſelbſt die Möglichkeit verſchafft, unerkannt geheime Ausflüge zu unternehmen und Orte zu beſuchen, welche ihr ſonſt nicht zu beſuchen geſtattet wäre. So begegnet man

im Bazar Frauen in ſchlechter, abgenutzter Hülle, die beim Sprechen durch die Eleganz ihrer Ausdrucksweiſe verrathen, daß ſie den höhern Ständen angehören. Der europäiſche Arzt wird nicht ſelten in ſeinem Hauſe von einer Frau, dem Anſcheine nach aus dem Volke, wegen einer geheimen Krankheit conſultirt; er fühlt ihr den Puls und entdeckt ein koſtbares Armband. Häufig kam es mir in den ſpätern Jahren meines Aufenthalts vor, daß ich, zum erſten mal in ein Haus gerufen, von einer der Damen gefragt wurde, ob ich ſie nicht kenne, ſie habe mich ja ſchon beſucht und ſich von mir behandeln laſſen.

Natürlich lieben die perſiſchen Frauen auch Schmuckſachen aller Art, als Ohrringe, Spangen zur Befeſtigung des Schleiers, Arm- und Fußbänder (päbend und destbend). Letztere, gewöhnlich von Perlen, verleihen ihnen, bei dem graziöſen Gang und der feinen Bildung der Extremitäten, vorzüglich um das Fuß- und Handgelenk, beſondern Reiz. Damen vornehmen Standes pflegen einen Diamantſtrauß von hohem Werth zu tragen. Die Sitte, einen Ring durch den Naſenknorpel zu ziehen, iſt nur bei einigen tatariſchen und afghaniſchen Stämmen üblich.

V.

Ruhe und Bewegung. Jagd. Gymnastik.

Sitzen und Stehen. Schlafen und Wachen. Kneten. Schlafstelle. Wo soll der Europäer schlafen? Gehen und Laufen. Reiten. Reisen. Reiterspiele. Jagd (die Falkenjagd, königliche Jagden, Jagdabenteuer, Verschenken des Wildes, Kamelkampf, die jagdbaren wilden Thiere). Gymnastik (Heilgymnastik, Turnanstalten, die verschiedenen Uebungen, Saadi's Erzählung, Schwimmen, Fechten, Schießen). Schlußbetrachtung.

A. Ruhe und Bewegung.

Beim Perser gilt das physikalische Gesetz der Trägheit und Bewegung. Sich selbst überlassen, huldigt er gern der erstern; doch einmal durch Umstände in Bewegung gesetzt, leistet er Erstaunliches, ja er würde bis ins Unendliche sich fortbewegen, wenn ihn nicht Reibungen in den frühern Zustand der Ruhe und Trägheit zurückversetzten. Dies gilt sowol für die körperliche wie für die geistige Thätigkeit und Ruhe, wie wir im Verlauf des Kapitels ersehen werden.

Zum Sitzen (nischesten) bedient sich der Orientale bekanntlich nicht der Sessel. Der Perser hat nicht einmal Divans, sondern sitzt auf dicken Filzen und untergebreiteten Teppichen, und zwar nicht auf türkische Weise mit gekreuzten Beinen, sondern er ahmt dem Kamel nach, er beugt die

Unterſchenkel im Knie, ſchlägt ſie nach rückwärts, ſtreckt den Fuß im Sprunggelenk, ſodaß er mit dem Unterſchenkel faſt einen Winkel von 180 Grad macht, und ſetzt ſich ſo, daß die Sitzknorren auf die Ferſenbeine zu liegen kommen und hiermit der Schwerpunkt des Körpers faſt ganz auf letztern ruht. Man nennt dieſe Poſitur tschehār zānu nischesten, d. i. auf vier Knien (Gelenken) ſitzen. In der Regel wird der Rücken nicht geſtützt, er bleibt frei; nur wer ſich's zu Hauſe bequem machen will, lehnt ſich an ein cylinderförmiges Polſter (bālisch) als Stützpunkt. Das Niederſetzen erfordert eine gewiſſe Eleganz; man darf ſich dabei nicht mit den Händen ſtützen und muß ſeine Kleider ſo ordnen, daß ſie die Knie und Füße vollkommen decken, beſonders aber von letztern nichts geſehen wird. Der Ankömmling nimmt je nach ſeinem Rang entweder unaufgefordert ſofort neben dem Herrn des Hauſes Platz, oder ſetzt ſich abſichtlich in weiter Entfernung von demſelben, um ſeine Submiſſion anzuzeigen, bis er erſt nach vielen Betheuerungen und Aufforderungen näher rückt. Eine ähnliche Etikette beobachtet auch der Hausherr ſelbſt; er erhebt ſich, gemäß dem Range des Eintretenden, ganz oder nur zum Theil, oder er macht nur Miene es zu thun; dazwiſchen liegen ſo viele Nuancen, daß man ſie erſt nach längerm Aufenthalt im Lande zu würdigen verſteht. Daſſelbe Ceremoniell gilt auch beim Aufſtehen. Der Perſer erhebt ſich nicht gern vor dem Europäer, obwol er in dieſem Punkte nicht die gleiche Strenge wie der Türke beobachtet; doch weiß er durch allerhand kleinliche Vernachläſſigung des Ceremoniells ſeine Superiorität anzudeuten. Der mit der perſiſchen Etikette unbekannte Europäer glaubt ſich oft durch die Aufnahme beſonders geehrt, während die kundigen Zeugen den Mangel des Herkömmlichen gleich bemerken und nicht unterlaſſen, ſeine Leichtgläubigkeit zu belächeln.

Erſt nachdem er ſich niedergelaſſen, grüßt der Ankömmling durch Blicke oder durch Beugung des Oberkörpers die verſammelte Geſellſchaft ſowie jeden einzelnen in der Reihenfolge des Ranges, den er in ſeinen Augen einnimmt. In dieſer hockenden Stellung verharrt man oft ſtundenlang; ſich zu bewegen, verbietet der Anſtand, beſonders wenn man in Geſellſchaft von Leuten höhern Ranges ſich befindet. Dem Europäer wird ſie ſehr läſtig, ſchon wegen der engen Beinkleider nach europäiſchem Schnitt. Er hat bei längerer Dauer ein Gefühl wie von Ameiſenkriechen, und endlich tritt vollkommenes Einſchlafen der Extremitäten ein, ſo zwar daß er beim Aufſtehen nur mit Mühe ſich auf den Beinen erhalten kann, oder gar wieder zuſammenſinkt; doch gewöhnt er ſich mit der Zeit auch an die Sitzweiſe der Perſer und ahmt ſie vollkommen und ohne Beſchwerde nach, wie es bei mir der Fall war. Wenn nicht öfters, wie man vermuthen ſollte, Entzündungen des Kniegelenks oder des Schleimbeutels der Knieſcheibe entſtehen, ſo erklärt ſich dies dadurch, daß der Schwerpunkt des Körpers nicht wie bei gewöhnlichem Knien auf der Knieſcheibe, ſondern auf dem Ferſenbein ruht. Beſuchenden Europäern werden nicht ſelten Stühle angeboten, deren in guten Häuſern zwei bis drei Stück vorräthig zu ſein pflegen. Der Perſer findet das Sitzen auf Stühlen unbequem, er weiß nicht, was er mit den Unterſchenkeln anfangen ſoll; nach einiger Zeit vergißt er ſich und ſitzt wieder nach perſiſcher Weiſe, was ihm dann beim Erheben und Aufſtehen vom Seſſel große Schwierigkeiten bereitet.

Nichts iſt dem Perſer ſo unbequem als Stehen (istāden), daher er ſich nur im Nothfall dazu bequemt. In Gegenwart des Schah müſſen alle ohne Ausnahme ſtehen; nur hier und da ladet er bei längern Geſchäften, z. B. behufs der Einſichtsnahme in ein Schriftſtück u. ſ. w., zum

Sitzen ein. Auch mir wurde immer die Erlaubniß zum Sitzen gegeben, wenn ich dem Schah Unterricht ertheilte oder ihm eine europäiſche Zeitung in perſiſcher Sprache vorlas. Kinder, gleichviel welchen Alters, müſſen in Gegenwart ihrer Aeltern oder des Chefs des Hauſes ſtehen, wenn ihnen nicht ſpeciell zu ſitzen erlaubt wird, was jedoch nur ſelten geſchieht. Daſſelbe gilt von den Dienern. Iſt der Perſer zum Stehen gezwungen, ſo ſucht er die Hände entweder in den Aermeln zu verbergen oder er kreuzt ſie über der Bruſt, ſodaß die Finger nicht ſichtbar werden. Muß er an einem Ort, wo keine Teppiche ausgebreitet ſind, längere Zeit verweilen, ſo wählt er die Stellung, welche bei der Evacuatio alvi ſtattfindet; bei geſtütztem Rücken kann er darin, ohne zu ermüden, erſtaunlich lange Zeit aushalten.

Der Schah ſitzt abwechſelnd auf perſiſche oder türkiſche Weiſe. Auch ſind in ſeinen Sälen mehrere mit Türkiſen oder Moſaik ausgelegte Seſſel, Divans und Ruhebetten aufgeſtellt; doch bedient er ſich ihrer faſt nie zum Sitzen, wegen der Unbehaglichkeit, welche ihm die Stellung der Unterſchenkel verurſachen würde. Zwingt er ſich dennoch dazu, ſo hält er die Fußſpitzen nach einwärts gegeneinander gekehrt. Obgleich dies einen unſchönen Anblick gewährt, pflegen ihn perſiſche Maler in dieſer Stellung abzubilden.

Schlafen und Wachen (chāb u bidāri) hat der Perſer merkwürdig in ſeiner Gewalt. Wenn ihm Beſchäftigung mangelt, wenn er ſeines Amts verluſtig geworden, kann er faſt Tag und Nacht ſchlafen, während er bei gegebener Arbeit wieder durch Monate und Jahre die Schlafzeit auf wenige Stunden herabſetzt. Im Ramazan wechſelt er plötzlich einen ganzen Monat lang die Lebensweiſe; er ſchläft dann den Tag über, während er nachts Nahrung zu ſich nimmt und ſeinen Geſchäften obliegt. Nach Ablauf dieſes Monats kehrt er wieder zur gewöhnlichen Tagesordnung

zurück, ohne daß auffallende Störungen seiner Gesundheit eintreten. Auf Reisen wacht er nachts und schläft am Tage, welche Lebensweise bei den kurzen Stationen oft zwei Monate andauert. Zu Hause hingegen macht er alle Geschäfte bei Tage ab und schläft dann die ganze Nacht. Er geht zeitig zu Bett und steht bereits vor Sonnenaufgang auf, weil die Erfüllung religiöser Pflichten ihn dazu nöthigt. Nachmittags hält er gern eine Siesta.

Eine eigene Vorliebe besitzt der Perser, wenn er nicht einschlafen kann oder sich ermattet fühlt, oder auch blos der Annehmlichkeit halber, sich kneten zu lassen (dælk, muschtemāl). Bei dem geringsten Unwohlsein sitzen zwei Personen an seinem Bett, welche ihm abwechselnd die ganze Nacht hindurch sanft die Glieder reiben. Der König läßt sogar oft bei Tage durch die Kämmerlinge stundenlang diese Manipulation an sich ausführen, und an einem Minister, der krank zu Bette lag, sah ich die Besuchenden sich mit Kneten einander ablösen. Es scheint dadurch ein angenehm wollüstiges Gefühl erzeugt zu werden, das zum Schlafe einladet. Ich kannte auch Europäer, und zwar von sehr gebildetem Stande, welche nach längerm Aufenthalt im Lande diese Gewohnheit annahmen, unter andern einen ausgezeichneten Arzt, der in den letzten vier Tagen seines Lebens nur durch das Kneten einige Erleichterung seiner Schmerzen und einige Ruhe finden konnte.

Besondere Schlafzimmer kennt man in Persien nicht, ebenso wenig Betten. Jeder bereitet sich, wo es ihm gefällt, auf dem Zimmerboden sein Lager. Dasselbe besteht: aus einer nur 4 Fuß langen, mit Baumwolle oder, bei den ärmern Klassen, mit Schafwolle gefüllten Matratze (duschek), oben mit einem Einsatz, dem sogenannten Spiegel, von kaschaner Sammt; aus einer sehr langen und breiten Decke (læhāf) von Kattun oder Calicot, mit Baumwolle durchsteppt und

ebenfalls oben mit einem Spiegel von Indienne, Seide oder Shawl verſehen; und aus dem cylinderförmigen, an beiden Seiten mit ſtarken Quaſten verzierten Polſter (bālisch, auch mutakko). Der Gebrauch von Leintüchern ſcheint dem Perſer überflüſſig, weil er in ſeinem Leibrock ſchläft, alſo die Rauhigkeit des Sammts nicht empfindet. Unmittelbar nach genommener Abendmahlzeit legt er ſich ſchlafen; er iſt der Meinung, daß die von den genoſſenen Speiſen erzeugten Dämpfe (buchāre-gæzā) den Schlaf unterſtützen. Die Oberkleider werden abgelegt und eine dicke Nachtmütze (schebkulah) über die Ohren gezogen. So liegt er ausgeſtreckt auf der Matratze, welche nur bis zum Halſe reicht, ſodaß Hals und Kopf bloß auf dem Kiſſen ruhen. Die Füße ragen gewöhnlich über der kurzen Unterlage hervor, ſelbſt im Winter, während auch im Sommer und im Hochſommer bei der Sieſta die Decke ſorgfältig über den Kopf gezogen wird. Im Sommer jedoch iſt es in den Städten faſt unmöglich in den Zimmern zu ſchlafen, denn erſtens wird die Luft ſo drückend (chæffeh), daß man kaum athmen kann, und zweitens laſſen im geſperrten Raum die beläſtigenden Mücken keinen Schlaf zu.

Man unterſcheidet zweierlei Arten von Mücken, die großen (peschsche) und die kleinen, kaum ſichtbaren, erdfarbigen (chāki). Der Stich der letztern iſt um ſo empfindlicher, als der Schmerz nicht auf eine Urticaria-Quaddel beſchränkt bleibt, ſondern ſich über große, weite Körperſtellen verbreitet. Gegen die erſtern kann man ſich allenfalls durch ein dünnes Florgewebe (peschedān) ſchützen; letztere ſind aber ſo klein, daß ſie durch das feinſte Gewebe dringen, andererſeits vermögen ſie nicht gegen die ſchwächſte Luftſtrömung zu ſteuern, daher ſie wol im Zimmer, doch ſehr wenig im Freien beläſtigen. Aus dieſen Gründen ſchläft der Perſer während des Sommers auf dem platten

Dach, wo faſt immer ein lebhafter Luftzug herrſcht. Eine eigenthümliche, auch in Indien beobachtete Erſcheinung iſt es, daß der Ankömmling im erſten Sommer ſeines Aufenthalts mehr von den Inſekten geplagt wird; ſie verleiden ihm Schlaf und Ruhe, jeder Stich verurſacht ihm ſchmerzhaftes Jucken, er wird ſo irritabel, daß er ſich unaufhörlich und ſelbſt an ſolchen Stellen kratzt, wo ihn kein Stachel eines Inſekts erreichte; die Unruhe, der Mangel an Schlaf und das anhaltende Kratzen bewirken, daß er des Morgens ganz verſtört und am ganzen Leibe zerfleiſcht ſich vom Lager erhebt. Bleibt er indeſſen längere Zeit im Lande, ſo iſt ihm zwar, wie dem Perſer auch, der Stich empfindlich, allein der Schmerz beſchränkt ſich auf die verwundete Stelle und verſchwindet bald wieder. Ich ſelbſt und die mit mir Angekommenen litten im erſten Sommer furchtbar; wir wurden ſo zugerichtet, daß wir des Morgens kaum kenntlich waren; ein Säugling bekam häufige Fieberanfälle davon. Später aber wurden wir nicht mehr als die Eingeborenen beläſtigt. Das Factum ſteht feſt, man ſucht es auf zweierlei Art zu erklären. Gewöhnlich nimmt man an, der Europäer beſitze eine eigenthümliche Perſpiration, welche die Inſekten anlocke und zu häufigern Stichen einlade, bis im Laufe der Jahre ſeine Natur nach und nach jener der Eingeborenen ähnlich werde. Dieſe Erklärung iſt es auch, zu welcher ſich die Anglo-Indier hinneigen; ſie ſcheint mir jedoch nicht ſtichhaltig, denn der Perſer und der Acclimatiſirte werden ebenſo häufig geſtochen, nur bleibt bei ihnen der Schmerz auf die Stichſtelle beſchränkt. Auch iſt es nicht der Stich, welcher ſo ſehr ſchmerzt, ſondern die Fortpflanzung der Urticaria auf große Partien, wie dieſelbe nach dem Geſetz der Continuität auch bei andern Urticaria-Ausſchlägen in Europa ſtattfindet. So erinnere ich mich, daß ſich, als ich im Jahre 1859 eine Nacht in Kaſchan zubrachte, des Morgens mein

Gesicht und alle unbedeckt gewesenen Körpertheile ganz mit Blutsuffusionen bedeckt fanden, ohne daß ich dadurch im Schlafe gestört worden war. Darum halte ich die andere Erklärung für wahrscheinlicher, daß nämlich im ersten Jahr eine Art Impfung mit dem Insektengift stattfindet, welche nach hinlänglicher Sättigung des Körpers eine Immunität gegen die Fortpflanzung der Urticaria erzeugt. Mit letzterer Hypothese erkläre ich mir auch folgende Thatsache. Als ich im Sommer 1859 von Schiraz zurückkehrte, kam ich auf Einladung des Ilchani vom Stamme Kaschkäi in eine Station westlich von Persepolis, wo unsere Pferde von einer Bremse dermaßen zugerichtet wurden, daß alle zarten Theile unter dem Bauche bluteten; ich mußte schleunigst mit ihnen die Station verlassen, denn es war mir schon früher erzählt worden, daß nicht selten Thiere an dem verursachten Blutverlust sterben. Und doch weiden zahlreiche einheimische Heerden an dieser Stelle und verweilen wochenlang daselbst, ohne zu erkranken. — Da in Ermangelung von Bettstellen das Bettzeug, nur in eine weite Seidendecke (tschāder-scheb) gehüllt, auch Tags über in einem Winkel des Zimmers liegen bleibt; da es nie gewechselt, gelüftet oder gewaschen wird, und da der Perser in den Kleidern schläft: darf es übrigens nicht befremden, daß sich viele Insekten darin einnisten, besonders Kleiderläuse, welche fast in keinem Hause fehlen.

Es entsteht nun die wichtige, man kann sagen die Lebensfrage für den im Orient reisenden oder domicilirenden Europäer, ob er der persischen Sitte gemäß erstens im Freien, und zweitens auf dem platten Boden schlafen soll. Sehr erfahrene Reisende widerrathen ersteres entschieden, indem sie Erkrankung an Fiebern und Dysenterien als unausbleibliche Folge davon angeben. So sagt Heinrich Barth in seinem großen Reisewerke, II, 583: „Leider ließ ich mich durch die frische Kühlung in meiner «Saure»

im Gegenſatz zu der ſchwülen Luft in der innern Hütte wiederum verleiten, die ganze Nacht zu bleiben, wo ich war, obzwar ein Gewitter losbrach und die Luft ſehr feucht machte. Der fieberhafte Reiſende läßt ſich nur zu leicht zu ſolchem Verfahren verleiten, aber ich bin überzeugt, daß es verderblich iſt. Die Kühlung draußen iſt verführeriſch und führt den Reiſenden ins Verderben.“ Allerdings iſt nicht zu leugnen, daß der plötzliche Temperaturwechſel, der nach Mitternacht und vor Sonnenaufgang eintritt, ferner der Waſſerniederſchlag und der Thau häufig zu den genannten Leiden Veranlaſſung werden. Die Bewohner am Kaſpiſchen Meere ſind hierdurch gezwungen, nachts in den Häuſern zu ſchlafen. Allein in den trockenen, alles Niederſchlags baren Hochebenen bleibt nur die Alternative, entweder die Nächte ſchlaflos zuzubringen und ſich in ſteter Unruhe, von Luftmangel beängſtigt, von den Stichen kleiner und großer Mücken zerfleiſcht, auf dem Pfühl zu wälzen, oder, der Landesſitte folgend, die Nacht auf dem Dache zuzubringen. Meines Erachtens iſt die Weiſe der Perſer jedenfalls vorzuziehen, denn Schlafloſigkeit und ihre Folgen ſchwächen den Organismus und prädisponiren ihn zu Fiebern. Natürlich muß dabei auch inſofern der Landesſitte Rechnung getragen werden, daß man trotz der Hitze im Anfang der Nacht ſich gehörig zudeckt, weil ſonſt die um Mitternacht eintretende Abkühlung leicht Fröſteln erzeugt und Dysenterie herbeiführen kann.

Was hingegen das Liegen auf dem platten Fußboden betrifft, ſo halte ich eine gewiſſe Erhöhung des Lagers für zweckdienlicher und bequemer, abgeſehen davon, daß ſie einigen Schutz gegen Inſekten, Skorpionen und Solpugen gewährt. Wenn möglich, führe der Europäer ein leichtes, zuſammenlegbares Feldbett mit ſich. Barth, II, 596, äußert ſich darüber: „Zehn bis zwanzig Fuß erhöhte, frei auf Pfählen

ruhende luftige Hütten werden sicherlich für europäische Reisende in diesen Gegenden von unendlich wohlthätiger Wirkung sein.“ Bedenkt man überdies, daß in den meisten Höfen Becken mit stagnirendem Wasser und Gärtchen mit niederer Buschvegetation sich befinden, welche vorzüglich die Mücken herbeiziehen und Fieber begünstigen, so wird die Zweckmäßigkeit des Schlafens auf den Dächern mit erhöhter Unterlage um so mehr einleuchten. Mehrere Fuß Elevation sind schon ein bedeutendes Moment zur Hintanhaltung der genannten Uebel. Als Beweis mag die allgemein constatirte Erfahrung gelten, daß bei herrschenden Wechselfieberepidemien Personen, welche in obern Gemächern (bālāchāne) wohnen, seltener erkranken als die Bewohner der Erdgeschosse. Aus diesem Grunde werden etwa 3—5 Fuß über das Hofniveau sich erhebende Erdgeschosse mit darunter befindlichem Keller vorgezogen. Auch greift die Sitte immer mehr um sich, in großen Lagerplätzen ein Feldbett als Schlafstelle mit sich zu führen. Ich kann nicht genug die Beobachtung dieser scheinbaren Kleinigkeiten empfehlen, denn schon oft ist leider das Leben europäischer Reisender durch ihre Vernachlässigung verwirkt worden.

Für Säuglinge hat man eine Art Wiege (gewāre), einen kleinen Kasten, der vermittels Zapfen an den seitlichen Postamenten geschwungen wird. Häufiger jedoch ist eine kleine Matte in Gebrauch, die, mit Stricken an zwei Bäume oder Pfähle gebunden, einmal in Bewegung gesetzt, lange Zeit fortschwingt und unterdeß die Verrichtung häuslicher Geschäfte gestattet.

Der Umstand, daß der Perser fast zu jeder Tagesstunde schlafen kann, wird oft als Vorwand benutzt, um Besucher abzuweisen. Der Diener antwortet dann auf die Frage nach seinem Herrn: „Chāb-est!“ (Er schläft!), gegen welchen Bescheid nichts übrigbleibt als unverrichteter Sache abzuziehen,

oder dem Diener ſein Anliegen vorzutragen und ihm, was namentlich der Arzt immer thun muß, zu befehlen, daß er den Schlaf des Herrn unterbreche.

Zu Fuß geht der Perſer nur, wenn er muß, bei beſondern Veranlaſſungen und wegen Mangel an einem Pferde. Einen Spaziergang der Bewegung halber zu unternehmen, iſt nicht gebräuchlich. Nur Frauen und Leute der untern Klaſſen machen Promenaden in die nahegelegenen Gärten oder in die Bazars der Stadt, meiſt aus Neugierde und um ein Spectakel (tæmäschä) zu ſehen. Der Gang des Perſers iſt graziös, ſeine Haltung ſchön und gerade. Es gibt Boten (piädeh ḳäsed), welche weite Wege mit der halben Schnelligkeit eines Poſtkuriers durchlaufen; ebenſo ſind Knechte und andere Leute des Volks, wenn es ſein muß, oft ganze Tage im raſchen Schritt auf den Beinen, ohne zu ermüden. Man merkt ihnen, wie es bei den Türken wol der Fall iſt, durchaus nicht ihre Sitzart an. Die Läufer des Königs (schätire-shäh), welche ihn auf ſeinen raſchen Ritten ſtationsweiſe begleiten, erregen mit ihrer Schnelligkeit Bewunderung und Mitleid. Sie werden durch den Gürtel und eine feſte Bandage um die Unterſchenkel in ihrem Lauf unterſtützt.

Die gewöhnliche Locomotion wird zu Pferde, zu Eſel, Maulthier oder Kamel gemacht. Der Perſer iſt ein geborener Reiter; zu Pferde fühlt er ſich frei, kennt er keine Ermüdung. Ebenſo wenig wie ſein Pferd abgerichtet wird, ebenſo wenig lernt der Perſer das Reiten; es verſteht ſich bei ihm von ſelbſt, wie das Gehen; das Kind wird ſchon mit drei Jahren auf Reiſen von der Mutter auf dem Sattel gehalten. Er ſitzt ſehr kurz im Bügel, ſo zwar daß die Knie in mehr als rechtwinkeliger Beugung ſind. Fällt er, was nicht ſelten geſchieht, vom Pferde, ſo macht er nicht das mindeſte Aufheben davon, ſondern beſteigt, unter Fort-

ſetzung der angefangenen Converſation, gleichmüthig wieder ſein Roß. Er reitet gewöhnlich einen guten Schritt (kadem) oder den Paßgang (jurge), ſelten Galop; der Trab iſt ihm faſt unbekannt. Durchſchnittlich macht man auf Reiſen eine Station von 5—5½ Meilen, im Nothfall auch 9—12 Meilen des Tags auf demſelben, 18—20 Meilen auf gewechſelten Pferden. Frauen ſitzen auf dieſelbe Weiſe zu Pferde wie die Männer, und ich ſah Frauen bei vorgeſchrittener Schwangerſchaft reiten, ohne daß es einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Zuſtand gehabt hätte. Es ſcheint hiernach ein Vorurtheil, daß die einſeitige Reitmethode für Frauen nothwendig ſei; ſie iſt auch nur für kleinere Luxusritte anwendbar, bei größern Reiſen aber für Frau wie Pferd gleich unpraktiſch, weil weder das nothwendige Gleichgewicht noch die richtige Vertheilung der Laſt mit ihr erreicht werden kann. Dem Perſer gilt es als Regel, daß die zeitweilige Ueberbürdung eines Thieres dieſem durchaus nicht ſchade, wenn es nur auf beiden Seiten gleichmäßig beladen iſt, daß jedoch ſchon eine geringe Belaſtung, wenn ungleich vertheilt, es zu Grunde richte.

Für eine weite Reiſe bereitet der Perſer ſich und ſeine Thiere vor, indem er mehrere Tage vorher kleinere Uebungsritte mit ihnen unternimmt, um ſich und ſeine Thiere, mit Beobachtung der nothwendigen Uebergänge, aus dem Zuſtand der Roheit — wie er ſich ausdrückt — herauszubringen. In derſelben Abſicht legt er am erſten Reiſetag nur eine kleine Strecke zurück und beginnt ſtets den Weg, welche Eile er auch haben mag, im langſamen Schritt; erſt allmählich, wenn Reiter und Roß warm geworden, treibt er es zu raſcherm Laufe an. Es iſt eigenthümlich, daß die Pferde aus Gewohnheit und Inſtinct dieſelben Regeln befolgen; aus dem Stall geführt, geht das edelſte Araberroß den erſten Theil des Weges ganz langſam, ſodaß der Unkundige

verſucht iſt, es für faul zu halten; doch allmählich beſchleunigt es den Schritt immer mehr, zumeiſt gegen das Endziel, wenn es den Weg ſchon einmal zurücklegte und die Station kennt. Er macht mit ſeinem Pferde keine Reiterkünſte, ſondern überläßt es faſt immer ſich ſelbſt und dem gewöhnlichen Schritt. Ein Pferd, das ſich bäumt und viel Muth, beſonders zu Anfang des Wegs, zeigt, verſchmäht er für die Reiſe, weil er behauptet, daß es ſich bald erſchöpft, die Mühen der Reiſe nicht aushält und auch die Kräfte des Reiters zu ſehr in Anſpruch nimmt. Als erſtes Erforderniß eines edeln Pferdes betrachtet er Ruhe und Folgſamkeit.

Wenn er oder ſein Roß bei der Bewegung leicht in Schweiß gerathen, gilt ihm dies als Zeichen, daß beide noch nicht genugſam für eine anhaltende Reiſe vorbereitet ſind. Ungern hält er unterwegs an; er reitet am liebſten in einem Zug bis zu dem vorgeſteckten Ziele. Wird ſein Thier bei erhitztem Leibe durſtig, ſo läßt er es zwar, an einer Quelle angelangt, trinken, ſetzt es aber darauf in anhaltende Bewegung, damit es, wie er ſich ausdrückt, „das Waſſer ausſchwitze“ und ihm der Trunk nicht ſchade. Für ſich ſelöſt nimmt er einen gefüllten Waſſerkrug mit, um nicht genöthigt zu ſein, unterwegs mit den verſchiedenen Brackwäſſern ſeinen Durſt zu ſtillen. Vor ſtarken Strapazen, beſonders bei Kurierritten, genießt er nur leichte Koſt. Er kleidet ſich nie zu leicht und hält für jeden Temperaturwechſel paſſende Kleider in Bereitſchaft. Sein Sattel muß oben wie unten gehörig ausgepolſtert ſein; er ſpottet über die ſogenannten engliſchen Sättel. Es darf dies keineswegs als Weichlichkeit angeſehen werden, ſondern es entſpricht der Zweckmäßigkeit und dem natürlichen Bedürfniß. Er reitet nicht abſichtlich ſeiner Begleitung vor, noch bleibt er zurück, weil er ſich nicht einzeln den mannichfachen Fährlichkeiten der Reiſe ausſetzen will, auch die Pferde in Geſellſchaft beſſer Schritt

halten und weniger Anſpornung erheiſchen. Auf der Station angekommen, führt er in immer langſamer werdendem Schritt ſein Thier längere Zeit herum, bis der Schweiß völlig abgetrocknet iſt. Auch löſt er ihm nicht ſogleich Sattel und Decken, ſondern erſt nach Verlauf einiger Stunden, weil ſonſt leicht Anſchürfung und Satteldruck oder Gelenkentzündungen entſtehen. Ebenſo legt er ſelbſt nicht früher die Reiſekleider ab, als bis er ſich vollſtändig abgekühlt hat. Er reitet meiſt nachts, faſt niemals mittags, um während des Tags ſich und ſein Thier pflegen zu können und die übeln Folgen der Sonnenhitze zu meiden. In dieſem Punkt ſündigt ſehr häufig der Europäer, der ſeine Nachtruhe nicht opfern mag. Da die Hitze in freier Luft nicht ſo drückend erſcheint, als man nach dem Thermometerſtande vorausſetzen ſollte, ſchreibt er die Vorſicht der Landesbewohner ihrer Indolenz zu und will zeigen, daß er, obwol unter einem kalten Himmelsſtrich geboren, doch mehr als jene auszuhalten vermöge. Fieber, Ruhr und Sonnenſtich ſind nicht ſelten die Folge ſeines Dünkels. Ueberhaupt kann man häufig das Phänomen beobachten, daß nordiſche Ankömmlinge in den erſten Jahren die Hitze weniger empfinden als die Eingeborenen und als ſie ſelbſt in der ſpätern Zeit ihres Aufenthalts, wo ihnen dieſelbe unerträglich wird, bis ein vieljähriges Verweilen ſie hierin mit den Eingeborenen gleichſtellt. Die Urſache ſcheint in der mitgebrachten Energie und Reſiſtenz zu liegen, welche ſich endlich erſchöpfen und größerer Abſpannung Platz machen.

Bei dem Mangel an Herbergen und gebahnten Straßen wäre es zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit der Perſer ſich nach den oft dreißig bis vierzig Tagreiſen entfernten Provinzen und Wallfahrtsorten auf den Weg begibt, wüßte man nicht, daß er den Werth der Zeit zu wenig ſchätzt und daß er zu ſehr an das Nomadenleben gewöhnt iſt, um vor den

Beſchwerden dieſer Art des Fortkommens zurückzuſchrecken. Die Zwecke ſeiner Reiſen ſind Geſchäfte am Hofe, Handelsangelegenheiten, Wallfahrten u. ſ. w. Selbſt Derwiſche reiten, um anſtändiger ihren Bettel zu holen.*)

Beſonders anſtrengend für den nicht daran Gewöhnten ſind die Kurierritte (tschāpāri), wobei mit unterlegten Pferden an 18—24 deutſche Meilen des Tags gemacht werden. Da die Poſtpferde faſt immer ſchlecht ſind, ſo iſt man gezwungen, ſie fortwährend durch Schenkelbewegung und Hiebe mit einer langen Peitſche anzutreiben. Den erſten Tag iſt der ganze Leib wie gebrochen; läßt man ſich aber dadurch verleiten, einen Tag zu raſten, ſo verläuft der dritte Tag deſto ärger, und dann iſt kaum mehr an ein Fortkommen zu denken. Man muß daher trotz der Müdigkeit ſich weiter tragen laſſen, bis endlich der Körper ſich an die Anſtrengung gewöhnt. Der Perſer beobachtet auch hierbei die Regel, den erſten Tag nur einen mäßigen Ritt zu machen, und erſt in den folgenden Tagen die Reiſe zu beſchleunigen. Ich ſelbſt ritt einmal in einem Zuge von Teheran nach Kaswin, etwa 22 Meilen; dort angekommen, mußte ich aber vom Pferde gehoben werden und, trotz des guten Willens weiter zu reiſen, einen Raſttag und ſpäter langſamere Ritte machen. Nothwendig iſt bei ſolchen Parforcetouren, daß man vorher wenig und nur leichte Nahrung, wie Eier, Milch, Thee und Butter zu ſich nehme und dieſe Diät mehrere Tage fortſetze. Der Kurierritt geht ſo raſch, daß man von dem nördlichen Ende Perſiens, von Chui, bis Buſhir nur zehn bis elf Tage braucht. Allein wie ſtrapaziös auch dieſe Art zu reiſen iſt, theilt ſie doch andererſeits nicht die Fährlichkeiten und Plackereien einer Karavanenreiſe, namentlich iſt man

*) Auch in Italien fand ich berittene Bettler, in Venedig ſogar Bettler mit eigener Gondel.

weniger Krankheiten und Fiebern ausgesetzt; sie kann daher dem Europäer, welcher keine andern Zwecke als die des möglichst schnellen Ankommens an seinem Reiseziele hat, sehr empfohlen werden.

Auch fast alle seine Wege in der Stadt macht der Perser zu Pferde ab, und allerdings würde bei dem bodenlosen Koth im Winter und der drückenden Hitze im Sommer das Gehen sehr beschwerlich sein. Der Anstand verlangt, daß er äußerst langsam und begleitet von einem zahlreichen zu Fuße folgenden Dienertroß durch die Straßen reite. Sobald er aber die Stadt verläßt und etwa in ein nahes Dorf sich begibt, sind auch die Diener beritten, und der Zug setzt sich in raschere Bewegung.

Kehrt der junge Perser heiter aus einem lustigen Kreise zurück, so liebt er es, wenn er einen muntern Gaul unter sich fühlt, das altparthische Manöver auszuführen. Im rasenden Galop dahinsausend, erhebt er sich plötzlich im Bügel, wendet sich rückwärts, drückt sein Gewehr gegen einen fingirten Feind ab, und sprengt im raschesten Laufe weiter; oder er macht schnelle Spiraltouren, wirft während derselben seinen Stock vor sich hin und fängt ihn beim Zurückprallen von der Erde wieder auf (dscherid); oder er senkt sich im raschen Ritt gegen den Bauch des Pferdes; oder endlich er galopirt auf einen tiefen Graben oder Abgrund zu und hält, am Rande angekommen, mit jähem Ruck plötzlich das Pferd an, sodaß es straff auf die Hinterfüße zurückprallt. Diese kühnen Uebungen, da sie oft von unberufenen Knechten mit ihrer Obhut anvertrauten Thieren ausgeführt werden, sind die Veranlassung, daß fast alle Pferde an Erschlaffung der Gelenke und am Spat leiden.

Außer diesen Exercitien zu Pferde sind die wichtigsten körperlichen Uebungen die Jagd (schikār) und die Gymnastik (werzesch).

B. Jagd.

Die Jagd ist im ganzen Lande jedermann gestattet, mit Ausnahme einiger königlichen Reviere in der Nähe der Hauptstadt, wo Jagdwächter aufgestellt sind, die nur gegen Bestechung dort Jäger zulassen. Allein bei den ausgedehnten, von hohen Bergen umschlossenen Ebenen, der dünnen Bevölkerung des Landes und der geringen Bewaffnung ist trotz aller Jagdfreiheit das Wild ziemlich häufig, besonders in einiger Entfernung von der Hauptstadt. Dazu trägt noch bei, daß gute Schießwaffen wegen der theuern Preise dem Volke wenig zugänglich sind, daß Wildfleisch, weil alles Fleisch frisch genossen wird, nicht besonders geschätzt ist und ihm das der Hausthiere unbedingt vorgezogen wird — so findet z. B. das Fleisch der vom Schah in dem königligen Park erlegten Hirsche, das jedem, der davon holen will, verabreicht wird, kaum in den besten Stücken Abnehmer —; ferner, daß man die Felle der jagdbaren Thiere, mit Ausnahme jener des wilden Esels und des Argalischafes, nicht zu gerben versteht, daher sie fast als werthlos weggeworfen werden. Die unermeßlichen Ebenen machen auch das Verfolgen des Wildes nur mit ausgezeichneten Pferden und arabischen Hunden (tāzi) möglich, denn das meiste Hochwild stellt Wachen aus, die bei Annäherung von Menschen warnen. Endlich verursacht die Jagd bedeutende Kosten, sodaß nur reiche Leute diesem Vergnügen nachgehen können. Manche Gegenden sind daher vom Wild sehr beläftigt, indem es die Cultur des Bodens und der Gärten beeinträchtigt. So leidet z. B. in dem Kesselthal Seid Ismail, auf dem Wege nach Schiraz, der Weinstock durch die vielen Bären und Füchse, und es müssen eigene Wächter zum Verscheuchen des Wildes gehalten werden.

Als Jagdgewehr bedient sich der Perser selten der ein-

heimiſchen, vortrefflichen Flinten mit damascener Läufen (tufenk-e-dschāheri), weil ſie zu ſchwer und koſtſpielig, außerdem auf Feuerſtein eingerichtet ſind, ſondern der europäiſchen, die man engliſche (tufenk-e-inglis) nennt.

Zur gewöhnlichen Jagd braucht man einige berittene Bediente, die das Wild zutreiben, und arabiſche Hunde (tāzi), welche es verfolgen. Letztere laufen ſo vorzüglich, daß ihnen ſelten ein Haſe entwiſcht, es ſei denn, was allerdings in den Ebenen häufig geſchieht, daß er ſich in die Löcher der Waſſerleitungen flüchtet. Sie ſind auch die einzige Hundevarietät, welche der Perſer pflegt und im Winter mit einer Decke zum Schutz gegen die Kälte verſieht, während er alle andern als unrein zu berühren ſcheut.

Bei größern Jagden bedient man ſich auch der Falken (bāz, gutsch), vorzüglich zum Jagen von Geflügel, ſeltener von Gazellen. Die Falkenjagd beſteht, ähnlich wie bei uns im Mittelalter, noch in ziemlicher Ausdehnung; es gibt ganze Abhandlungen (bāz-nāmeh) über Pflege und Dreſſur der Falken. Ihre Zucht iſt jedoch ſehr koſtſpielig, denn der Falke verlangt ſorgſame Pflege, einen eigenen berittenen Diener, der ſtets ſeiner Richtung folgt und ihn vom Verzehren des gefangenen Wildes abhält, da man es nicht verſteht, ihn ſo abzurichten, daß er die Beute verſchont und dem Herrn überläßt; außerdem verirrt er ſich leicht, und es koſtet dann große Mühe, ihn wieder einzufangen, oder er wird von einem der großen Bergadler (karagusch) verſpeiſt. Es bietet ein eigenthümliches Schauſpiel, wenn der Falke, deſſen Anblick das ſanfte Rebhuhn dermaßen in Schrecken ſetzt, daß es ſich wehrlos den Krallen des Todfeindes überliefert, nun ſelbſt ſeinen Meiſter findet; der kühne Aar ſchwebt majeſtätiſch in der Höhe und ſchießt plötzlich auf ſein Opfer herab, das, vor Angſt kaum mehr die Flügel regend, ſeine ſichere Beute wird. Alles das, beſonders aber der

Kostenpunkt, da Unterhaltung und Bedienung eines Falken jährlich wenigstens 100 Dukaten kosten, ist Ursache, daß die Falkenjagd immer mehr in Abnahme kommt. Doch gehört es noch zum guten Ton, daß man sich einen Falken hält, der im Hof auf einem silbernen Postamente sitzt, und einen Jäger dazu, welcher ihn stets mit frischem Geflügelwild zu versorgen hat. Die besten Falkenzüchter sind aus dem Stamme der Zergeri, welche ihre Abkunft von den zurückgebliebenen Macedoniern ableiten.

Der jetztregierende Schah ist ein passionirter Jagdliebhaber; er unternimmt häufig Ausflüge in die Ebene von Teheran und Rages, wo er, unfern von den Ruinen letzterer Stadt, auf einem Hügel (däschän tæppe) ein kleines Jagdschloß besitzt. Doch hat hier infolge der öftern Besuche die Menge des Wildes sehr abgenommen; die Ausbeute beschränkt sich zumeist auf einige Hasen, rothe Rebhühner (linotte), hier und da auf eine Gazelle; einmal wurde eine Hyäne und eine wilde Katze, mehrmals Füchse und Schakale erlegt. Entferntere Jagdreviere befinden sich im schönen Bezirk Kent, im grasreichen Laarthal und am nördlichen Abhang des Elburz in Laro-Scheristanek.

Die wichtigste Hofjagd findet einmal im Jahre gegen Ende des Monats December im Thal des Dschedscherudflusses statt, wo ebenfalls ein kleines Jagdschloß (schikärgäh, auch næchtschir) steht. Am bestimmten Tag werden früh einige Kanonenschüsse als Signal abgefeuert, worauf die Auswanderung der halben Einwohnerschaft beginnt; denn nicht allein die jagdlustige Welt, sondern auch alle Minister und Staatssecretäre, alle Beamten, hohen Militärs, Prinzen und Chane ziehen mit ins Jagdlager des Königs. Dort sind längs des Flusses Zelte für sie errichtet, welche weit die Ebene bedecken und von der Ferne den Anblick einer Stadt aus Leinwand gewähren. Wegen der vorgerückten Jahreszeit

haben die Großen, die Prinzen und Chane, außer den Leinwandzelten noch kleine, kuppelartige, dichtſchließende und mit Filz bedeckte Zelte (alutschek), die mittels Kohlenbecken (mængal) und des Kurſi geheizt werden. Die niedere Klaſſe, die Diener und die Soldaten, begnügen ſich, friſchgefällte Tamariskenſträucher vor den Zelten zu verbrennen. Der Rauch des Tamarix ſoll übrigens nach perſiſchem Glauben den Augen wohlthätig ſein.

In der nächſt der Burg zu Teheran gelegenen Gaſſe verſammeln ſich die königlichen Diener und der Hofſtaat, um dem Schah das Geleit zu geben. Der König erſcheint und beſteigt ein prächtig gezäumtes arabiſches Roß. Zu ſeiner Seite ſchreiten die Läufer in ihrer Phantaſietracht, der Polizeimeiſter, die Staatsſecretäre mit der Tiara und dem Scharlachgewand. Hofdiener, mit langen Ruthen verſehen, rufen „Beru beri beru!" (Weicht aus!) und treiben das müßig zuſchauende Volk in die ſeitlichen Straßen, während einige von ihnen die platten Dächer beſteigen, um auf etwa böswillige Individuen zu fahnden. Hinterdrein reitet der Troß von Kämmerlingen, Kammerdienern und allen, welche für den Mundvorrath der Majeſtät zu ſorgen haben. So bewegt ſich der Zug bis zum Stadtthor. Der Schah ſchaut furchtſam um ſich her, denn ſeit dem Attentat von 1852 ſieht er jeden Fremdling mit argwöhniſchen Blicken an und erlaubt niemand, den er nicht perſönlich kennt, ſich ihm auf Schußweite zu nahen.

Vor dem Thor erwartet ihn ein Galawagen, dem 500 mit Flinten bewaffnete Diener zu Pferde (gulām-e-schahi) unter Anführung des serke-schiktschi baschi (Oberſter der Leibwache) und des jessâûl baschi vorausreiten, an ihrer Spitze die königliche Standarte tragend, eine lange, mit rothem Tuch überzogene und oben mit einer goldenen Hand gekrönte Stange. Einige Stunden früher rückten bereits

ein Regiment Infanterie und eine Compagnie Artillerie zur Bewachung des königlichen Lagers aus, weil in frühern Zeiten das Lager mehrmals nachts von einem feindlichen Stamm überfallen wurde. Der König fährt rasch, und die Berittenen begleiten den Wagen in leichtem Galop; nur zwei Läufer, einen kleinen, vergoldeten Stab in der Hand haltend, machen den Weg zu Fuß mit. Nach etwa zwei Stunden langt der Zug beim Jagdschloß an; der König wird von dem Chef der Läufer (schatir bäschi) aus dem Wagen gehoben und begibt sich in die Zimmer, deren Teppiche er mit Süßigkeiten, die zu seinem Empfang hingesetzt wurden, bedeckt findet.

Der Aufenthalt am Jagdplatze dauert durchschnittlich bis sieben Tage, während welcher diejenigen, die nicht mit einem kostspieligen Filzzelte versehen sind, in offenen Zelten, oft bei Schnee und Unwetter, campiren müssen, ebenso bleiben die Reit- und Lastthiere unter freiem Himmel; genug, man lebt im Bivuak und empfindet alle Unannehmlichkeiten desselben. Jeden Morgen wird das Zeichen mit der Kanone gegeben. Die Begleitung des Königs, die Leibgarde und alle Bedienstete, sammeln sich und erwarten ihn zu Pferde. Ihnen folgt der Troß der Leibdiener und Leibjäger (tufenktschi) mit den Falken und einer zahlreichen Hundemeute. Dann schließen sich die Prinzen und Chane an, gewöhnlich auch einige Poeten, welche beim Frühstück ihre neuen Geistesproducte vortragen. Der Schah, fest im Sattel sitzend, sprengt mit seinem ausgezeichneten arabischen Rosse in vollem Laufe bergauf bergab, sodaß die Begleitung ihm sehr schwer zu folgen vermag. In Bezug hierauf sagte der Großvezier Sader Azam, als er eingeladen wurde, den Schah zu begleiten: „Seine Majestät möge eine Ziege zu Ihrem ersten Minister machen.“ Am bestimmten Jagdplatz haben bereits vorher zahlreich ausgestellte Treiber und

Soldaten die dominirenden Hügel beſetzt; ſie treiben nun dem König das Wild zu, damit er es mit geſegneter Hand erlege. Rennt ein Argali oder eine wilde Ziege vorüber, ſo wird von mehrern Schützen aus ſeiner Umgebung zugleich darauf geſchoſſen. Natürlich iſt es immer die Kugel des Schah, welche das Wild erlegte.

Ich war Zeuge einer Scene, die von den ſonderbaren Schmeicheleien, womit man den Schah bei ſolchen Gelegenheiten überhäuft, einen Begriff geben mag. Im Jahre 1856 befanden wir uns am äußerſten Ende des beſchriebenen Jagdreviers. Auf einem iſolirten Hügel war ein kleines, prächtig decorirtes Zelt aufgeſchlagen, worin der König das Frühſtück einnahm; vor dem Hügel gähnte ein mehrere Klafter breiter Abgrund, auf deſſen Boden ein Bach dahinrauſchte; jenſeit des Baches ſtieg eine Felswand jäh und ſchroff empor. Plötzlich erſcholl der Ruf, ein Argali habe ſich ins Lager verirrt. Das arme Thier war von einem Wolf gehetzt worden, der bei Anſicht des Lagers umkehrte, und flüchtete in ſeiner Angſt auf den Punkt zu, wo es das mindeſte Gedränge wahrnahm, auf den Hügel mit dem königlichen Zelte. Raſch ergriff der Schah eine Flinte, ich und einige Leibjäger folgten ihm. Er war kaum zwanzig Schritt von dem Wild entfernt, dem nur die Wahl blieb, entweder in verzweifeltem Kampf ſich gegen ſeinen Angreifer zu wenden oder in den Abgrund hinabzuſtürzen. Der Moment war kritiſch, und der König in augenſcheinlicher Gefahr. Allein in dieſem entſcheidenden Augenblick zog das Thier die Füße wie in einen Knäuel zuſammen und ſprang mit mächtigem Satz auf einen hervorragenden Punkt des gegenüberliegenden Felſens zu. Noch ehe es ſein Ziel erreichen konnte, fielen mehrere Schüſſe; das Thier rollte tödlich getroffen in den Abgrund; es war ein prächtiger Widder mit ſechzehn Jahresringen. In dem allgemeinen Jubel be-

hauptete die Umgebung des Königs, ein ſolcher Sprung liege im Bereich der Unmöglichkeit, lediglich die Kugel des Schah habe durch die vis a tergo den Widder hinabgeſchlendert!! — Der König gab Befehl, den Wolf nicht zu verfolgen, weil er ihm ein ſo koſtbares Wild zugetrieben.

Auf Geflügel ſchießt der König in der Regel allein; obwol etwas kurzſichtig, iſt er doch, wie faſt alle Perſer, ein guter Schütze. Jedes Rebhuhn, worauf er zielte, wird ihm, wenn er es auch nicht getroffen, von der Begleitung gebracht, denn es ziemt ſich nicht, daß der Schah einen Fehlſchuß gethan. Zu dieſem Zweck führt das Gefolge friſchgeſchoſſene Rebhühner in den Jagdtaſchen, welche in erlaubter Täuſchung als von königlicher Hand erlegt producirt werden. Einmal verſah ſich jedoch ein Jäger und brachte ein Rebhuhn als friſchgeſchoſſen, deſſen Federn ſich bereits löſten und das an den Seiten ſchon grünlich angelaufen war.

Das erlegte Wild wird täglich ſofort durch Expreſſen an die verſchiedenen Würdenträger im Lager und in der Stadt, auch an die europäiſchen Geſandtſchaften geſchickt, begleitet von einem Schreiben des Haushofmeiſters, worin ſämmtliche Stücke als von königlicher Hand erlegt bezeichnet werden. Dieſe Zuſendung gilt als ein Zeichen beſonderer Gunſt und für hohe Ehre, die Unterlaſſung für einen Beweis der königlichen Ungnade. Der Ueberbringer erhält für die Spende zwiſchen 5—20 Dukaten. Dem europäiſchen Leibarzt fallen alle Haſen zu, welches Geſchenk ihm einen hübſchen Theil ſeines Gehalts koſtet. Uebrigens reicht bei dem durch dieſe Sitte veranlaßten großen Bedarf das an einem Tage erbeutete Wild nicht aus, ſondern es werden aus der ganzen Umgegend Maſſen in das königliche Lager gebracht, weshalb man um dieſe Zeit kein Stück Wildpret in den ſtädtiſchen Bazars zum Verkaufe vorräthig findet.

Iſt die Ausbeute eines Tags ſchlecht geweſen, und der

Schah deshalb mismuthig, so wird eine Jagd improvisirt. Man gibt vor, auf einem steilen Hügel einen Leoparden gesehen zu haben. Von allen Seiten werden Jäger ausgeschickt; der König bewaffnet sich von Kopf bis Fuß; er strotzt von Dolchen und Revolvern. In seiner unmittelbaren Nähe halten Leibjäger mit Spitzkugeln geladene Flinten bereit; man sucht ganze Stunden, der Schah prüft jeden Fels; endlich heißt es, der Leopard sei in einem entfernten Revier gesehen worden, und es sei ihm gelungen, durchzubrechen. Tausend Flüche, wie peder suchte pelenk (Leopard, dessen Vater Giaur), folgen dem Phantasiethier nach. Doch der Zweck ist erreicht: der König wurde in Emotion und Spannung versetzt.

Oder es wird eine eingefangene oder zahme Gazelle auf den Jagdplatz getrieben und als vorgebliches Wild gejagt. Ich sah einmal, wie ein solches zahmes wildes Thier, das sich sehr ungelegen voll Anhänglichkeit an seinen Herrn schmiegte, nur durch heftige Streiche von demselben getrennt werden konnte.

Abends vertreibt sich der König die Zeit mit Schach- oder Kartenspiel; die Prinzen und Granden werden dazu geladen und ihnen zugleich die Summen vorgeschrieben, welche sie mitzubringen haben. Natürlich begünstigt das Glück immer den König; den Gewinn vertheilt er unter die Dienerschaft.

Gegen Ende der Jagd, gewöhnlich am fünften Tage, pflegt man zwei brünstige männliche Kamele zum Kampf vorzuführen. Diese sonst so sanften Thiere werden wüthend (mæst) gemacht, der Schaum quillt ihnen aus dem Munde, die kleinen Augen funkeln, und sie erspähen, ein häßliches Gebrüll ausstoßend, den Augenblick, wo sie sich mit dem langen Halse umwinden können. Dann suchen sie sich gegen-

ſeitig niederzudrücken, und laſſen nicht eher vom Kampf ab, als bis ſie durch Gewalt auseinandergebracht werden.

Nach beendigter Jagd kehrt der König mit demſelben Pomp zurück, mit dem er ausgezogen; die Aſtrologen beſtimmen die Stunde und das Stadtthor, durch welches er paſſiren muß; die Stadtbehörden gehen ihm eine halbe Meile entgegen, und er empfängt die üblichen Geſchenke und Süßigkeiten.

Als jagdbare wilde Thiere kommen zur Zeit in Perſien vor:

die Hyäne (kæfter), ziemlich häufig in der Nähe der Hauptſtadt und wenig gefürchtet, weil ſie niemals Menſchen angreift;

der Wolf (gurk), das gefährlichſte Raubthier, ſelbſt den Löwen und Tiger nicht ausgenommen, häufig in allen Gegenden des Landes;

der Schakal (schægāl), wol das verbreitetſte Thier in ganz Perſien, das ſogar in den Städten, wie in Teheran, Iſpahan u. ſ. w., nachts ſein widerliches Geheul vernehmen läßt;

der Fuchs (rubāh) und der Marder (dalleh), ebenfalls häufig und den Hühnerſtällen ſehr gefährlich;

der Tiger (baber), nicht ſelten in den Wäldern Maſanderans, ſoll jedoch die Kinder, welche daſelbſt das Vieh hüten, beinahe nie angreifen;

der Gepard (jus pelenk), früher zu Jagden abgerichtet, ebenfalls in den Wäldern Maſanderans;

der Luchs desgleichen;

der Löwe (schir) ohne Mähne, in Arabiſtan und in dem Gebiete am Perſiſchen Meerbuſen;

der Leopard (pelenk), ebendaſelbſt häufig, einzeln auch an andern Orten auf Hügeln im Tafellande;

der Bär (chirs), auf den Bergen des Elburz, Elwend u. ſ. w., ziemlich klein, ſchmuzigbraun, wird häufig

eingefangen und von den Schirazern zur Volksergötzung im Lande herumgeführt. Endlich werden

die Fischotter (sekmāhi) und der Biber (dschundebidester) hier und da erlegt und verwerthet.

C. Gymnastik.

In den persischen Städten wird viel Gymnastik getrieben, sowol des Vergnügens halber als zu Heilzwecken, und es gibt eigene öffentliche wie Privatanstalten dafür. Erstere bestehen in einer mäßig großen Arena, worin ein octogoner, etwa 7 Fuß vertiefter Raum sich befindet, dessen Boden elastisch ist, indem man ihn 2 Fuß hoch mit dürrem Reisig bedeckt und einen Filzteppich darüber spannt. Rings um die Vertiefung sind Bänke angebracht zum An- und Auskleiden, und eine katheder artige Erhöhung für den Trommelschläger, der den Takt angibt. Der Eintritt ist für ein kleines Entgeld gestattet; den Unterricht ertheilt ein alter, erfahrener Ringer (pahlewān). Hier werden die Pahlewans (Vorturner, Turnlehrer) ausgebildet; sie erhalten nach erlangter Fertigkeit leicht eine Bedienstung in großen Häusern, wo sie jungen Männern, die eine gewisse Geschmeidigkeit und Kraft der Glieder sich aneignen wollen, Privatunterricht ertheilen. Am häufigsten werden sie jedoch von Personen besucht, denen Leibesübungen (mæschk) als Mittel gegen allgemeine Schwäche nach erschöpfenden Krankheiten, gegen schwere Verdauung, Constipation, und besonders gegen Milzanschoppungen infolge von Wechselfieber und Hämorrhoidalleiden verordnet sind. Und in der That sah ich von diesen Uebungen oft die schönsten Erfolge, wie sie durch den Gebrauch von Medicamenten nicht erzielt werden konnten. Auf ärztlichen Rath steigen ernste Leute von vorgerücktem Alter, oft weit über funfzig Jahre, mit Turban und grauem Bart — falls er nicht gefärbt ist — in die

Arena, um ſich dort mit einigen Schalken zu balgen und herumzutummeln. Da ſich indeß viel liederliches und luſtiges Volk in dieſen öffentlichen Anſtalten einfindet, ſo werden ſie von jungen Leuten aus guten Häuſern nicht beſucht; man zieht es vor, im eigenen Hauſe ein Zimmer zum Turnen einzurichten und daſelbſt unter Anleitung eines Lehrers die Uebungen vorzunehmen. Auch der Schah, welchem ich das Turnen wegen häufiger Indigeſtion verordnete, übte ſich jeden Morgen nach dem Bade, und hat in allen ſeinen Landhäuſern beſondere Turnzimmer.

In der Arena angelangt, entledigt ſich der Turner ſeiner Kleidung und zieht nur eine ſteife, lederne Hoſe (tunnekeh) an, welche die zarten Theile beim Ringen vor Verletzungen ſchützt. Sobald er gehörig abgekühlt iſt, begibt er ſich in den vertieften Raum. Der Trommelſchläger ſchlägt auf der Keſſelpauke (tämbek) oder dem Tamburin den Takt, der Pahlewan beginnt den Reigen, die andern ahmen ſeine Bewegungen nach, deren Schnelligkeit immer zunimmt, bis eine kleine Pauſe eintritt und nach derſelben zu einer andern Uebung geſchritten wird.

Die perſiſchen Turngeräthe ſind ſehr einfach. Von den Uebungen ſah ich die folgenden am häufigſten:

Hüpf- und Stampfbewegung (pāzæden). Alle Mitturnenden beugen den Arm im Elnbogen, ſodaß die Vorderarme parallel mit der Achſe des Körpers ſtehen, und hüpfen ſo, je zwei und zwei gegenüber, anfangs in langſamem, ſpäter in ſchnellerm Takt, bis die Anzahl der Bewegungen zwei- bis dreihundert erreicht hat. Oder man ſtellt ſich gegen die Mauer des Octogons und ſtampft mit einem, im Knie und Hüftgelenk gebeugten Fuß eine Zeit lang die Mauer, dann mit dem andern Fuße abwechſelnd.

Die Bewegung mit Keulen (mil). Man ſchwingt zwei hölzerne Keulen, jede im Gewicht von 10—20 Pfund,

in wirbelnden Bewegungen über dem Kopf; Geübtere werfen bald die eine bald die andere in die Höhe und fangen sie geschickt wieder auf. Diese Bewegung stärkt besonders die Arm- und Brustmuskeln, welche daher bei den renommirten Pahlewans von besonderer Mächtigkeit sind.

Bewegung mit Tafeln (seng). Man legt sich auf den Rücken, zieht die Schenkel etwas an, ergreift zwei schwere Holztafeln, jede von etwa 50—70 Pfund Gewicht, in deren Mitte ein Loch mit einem Querholz sich befindet, und bewegt dieselben über der Brust nach innen und außen hin und her. Diese schwierige, anstrengende Uebung nimmt nebst den Brust- und Bauchmuskeln auch jene des Rückens sehr in Anspruch.

Schwimmbewegung (schinā). Man legt sich dergestalt auf den Boden, daß man ihn nur mit den Zehen und Handtellern berührt, der übrige Körper aber freischwebt; dann beginnt man eine Bewegung, wo abwechselnd die Zehen oder die Hände den Stützpunkt abgeben und beim Vorwärtsschieben (sogenanntem Katzenbuckel) die Stirn immer ganz dicht über den Boden streift. Ich sah von Pahlewans diese anstrengende Uebung an achthundertmal hintereinander machen. Es sind die Rückenmuskeln und insbesondere die in der Lendengegend, welche vorzüglich dabei in Thätigkeit kommen.

Der Bogen (kebāde). Ein eiserner, an 40 Pfund schwerer Bogen, dessen Sehne eine eiserne Kette vertritt, wird abwechselnd gespannt und gelöst.

Das Ringen (kuschti), meist nur durch Ringer von Profession ausgeführt. Es kommt hierbei nicht blos auf Kraftentfaltung an, sondern auch auf richtige Anwendung der Kunstgriffe, mittels welcher der Gegner, ohne daß er es sich versieht, zu Boden geschleudert wird. Nur durch stete Uebung kann man sich die erforderliche Gewandtheit aneignen

und erhalten; der beſte Ringer, wenn er einige Zeit die Uebung ausſetzte, wagt nicht eher einen neuen Kampf, als bis er ſich wieder mehrere Tage verſucht und vorbereitet hat. Bekannt im ganzen Orient iſt die von Saadi ſo vortrefflich erzählte Geſchichte: „Ein Turnlehrer des Schah hatte einen beſonders fähigen Schüler; er lehrte ihm 365 verſchiedene Kniffe, wie der Gegner angefaßt und zu Boden geſchleudert werden könne. Als der berühmte Pahlewan alt geworden, prahlte ſein indeſſen kräftig herangewachſener Schüler, der Ruhm ſeines Lehrers ſei eitel, er wolle ihn mit Leichtigkeit im Kampf bezwingen. Dem Schah kam die Rede zu Ohren, und er befahl, beide ſollten miteinander in die Arena ſteigen. Der alte Meiſter, obgleich ihm ſein Gegner an Kraft weit überlegen war, ſtreckte denſelben mittels eines dreihundertſechsundſechzigſten Kunſtgriffs zu Boden, und auf deſſen Klage, daß er ihn nicht in allen Kunſtgriffen unterrichtet, erwiderte jener: «Allerdings war ich nicht ſo albern, mir gar nichts für meine alten Tage vorzubehalten. Womit ich dich heute bezwang, das war der vorbehaltene Schalttag.» Der Schah lobte die Vorſicht des Alten und gab ihm den Siegespreis, das Chalaat.“ Die Lehre, welche der Dichter daraus zieht, iſt die, daß man ſeinen Kindern gegenüber nicht den letzten Griff aus der Hand geben ſolle.

Sind die Uebungen geendigt, ſo legt ſich der Turner, ehe er die Kleider wieder anzieht, auf eine Bank und läßt ſich ſo lange kneten, bis der Schweiß abgetrocknet iſt.

Andere Leibesübungen werden nicht ſo ſyſtematiſch betrieben. Zum Schwimmen bietet ſich wegen Mangel an Flüſſen und Bächen wenig Gelegenheit; doch gibt es viele Naturſchwimmer, faſt alle Pahlewans verſtehen ſich darauf.

Das Bogenſpannen (tir-e-kæman) wird noch hier und da geübt; der Schah ſpannt vortrefflich den Bogen und

ſchnellt den Pfeil mit beſonderer Fertigkeit ab. In der Praxis wurde jedoch der Bogen überall durch Feuergewehre verdrängt. Auffallend iſt die große Anzahl alter Pfeilſpitzen, welche man bei den Ruinen aller großen Städte einſammeln kann; ſie deutet auf dort ſtattgefundene anhaltende Kämpfe.

Das Fechten ſieht der Perſer nicht als eine eigene Kunſt an. Er meint, daß es dazu nichts als einer gewiſſen Kraft und eines guten Säbels bedürfe, und da er beides zu beſitzen glaubt, ſo hält er ſich für den beſten Fechter (schemschiri), höchſtens räumt er den Afghanen einen Vorzug hierin ein. Eine eigenthümliche Art, die Güte eines Säbels zu prüfen, beſteht darin, daß man ein Schaf mit einem Hieb in die Lende in zwei Hälften zu ſpalten ſucht. Es erfordert dies nicht blos außerordentliche Kraft des Arms, ſondern auch große Gewandtheit, da der Hieb ſich in den Weichtheilen des Bauchs abſtumpft. Einſt befand ich mich bei einer kleinen Jagd in der Begleitung des Schah. Er war bei guter Laune, und als man ihm einen neuen Säbel von Schiraz brachte, ließ er fünf Schafe holen, um den Probehieb zu thun. An dreien mislang der Verſuch. Da wendete er ſich zu mir und ſagte: „Hækim, bezæn!“ (Hekim, haue ein!), indem er mir den Schemſchir reichte. Ich entſchuldigte mich mit meiner zu geringen Kraft; der Schah beharrte; endlich geſtand ich offen, daß ich kein Blut vergieße, worauf er ſcherzend antwortete: „Du vergießeſt ja genug Blut (auf meine Operationen deutend) und tödteſt ſogar Menſchen.“ Ich entgegnete jedoch: „Dies thue ich ſtets nur in Abſicht der Hülfe und Lebensrettung“, und ſchlug hiermit ſein Anſinnen rund ab.

Schießübungen (tir ændāzi) werden häufig auf den Landſitzen oder Spaziergängen angeſtellt. Zum Ziel nimmt man gewöhnlich eine in gewiſſer Entfernung hingeſetzte Tatarenmütze, die mit der Kugel umgeworfen werden ſoll. Oder

es wird mit aufgelegter Flinte nach einem Ei geschossen. Oder man wirft eine Münze in die Höhe und sucht sie im Fallen mit der Kugel zu treffen; in diesem Manöver wird oft Sehenswerthes geleistet.

Alles vorstehend Erzählte beweist, daß beim Perser die eigenthümlichsten Verhältnisse zwischen Ruhe und Bewegung obwalten. Nachdem er sich durch Umstände zu mehrjähriger Ruhe verurtheilt sah, während welcher Zeit er, um nicht Verdacht zu erregen, kaum einmal sein Haus zu verlassen wagte, an vierzehn Stunden des Tags schlief, und die andere Zeit im Harem müßig zubrachte, treibt ihn der Wechsel der Verhältnisse ins entgegengesetzte Extrem: er schläft nur fünf bis sechs Stunden, ist rastlos thätig in seinem Geschäft, unterzieht sich den anstrengendsten Strapazen, ist mit einem Wort unermüdlich, bis er, durch abermaligen Wechsel genöthigt, wieder in den alten Zustand zurückfällt. Aber was auch kommen mag, er nimmt alles mit Gleichmuth auf, denn „Allah ist groß und seine Verfügungen sind unergründlich."

VI.

Das Familien- und Geſchlechtsleben.

Ernährung und Pflege der Kinder. Beſchneidung. Vornamen. Unterricht im Anſtand. Frühes Heirathen. Ehen unter Verwandten. Die Menſtruation. Die Brüſte. Leichtigkeit des Heirathens. Die Akdi und die Sighe. Polygamie und Monogamie. Der Trauungsact. Das Hochzeitsfeſt. Die Jungfrauſchaft. Scheidungsgründe. Häufigkeit der Empfängniß. Sterblichkeit der Kinder. Abortus. Verhalten während der Schwangerſchaft. Die Entbindung. Körperbeſchaffenheit und Charakter der Perſerinnen. Aberglaube. Der Harem (der Arzt, Beſchäftigung nnd Behandlung der Frauen). Das patriarchaliſche Syſtem. Der Harem des Schah (Prinz Muzzafer eddin und ſein Bruder Kaſem Chan. Trauriges Los der königlichen Frauen). Aberrationen des Geſchlechtslebens.

Tscheschme chumār. *Hafis.*

Ἀλγήδονα ὀφθαλμῶν. *Plutarch.*

Wenn bei allen Völkern der Erde das Geſchlechtsleben eine mächtige Rolle ſpielt, ſo iſt dies um ſo mehr bei den Muſelmanen der Fall, welche daſſelbe als Vorſpiel und als Quelle der himmliſchen, im künftigen Daſein nie endenden Genüſſe betrachten.

Begreiflicherweiſe hält es im Orient äußerſt ſchwer, eine genaue Kenntniß und Einſicht in die hier einſchlagenden Verhältniſſe zu erlangen, und nur der Arzt iſt nach mehrjährigem Aufenthalt und anhaltender Beobachtung einiges

davon zu erforſchen im Stande. Ebendeshalb dürfte die Mittheilung der Erfahrungen, welche ich in Perſien über dieſen Gegenſtand geſammelt, von beſonderm Intereſſe ſein.

Das Kind (bætscheh) erhält in den erſten zwei Tagen keine andere Nahrung als etwas Butter; vom dritten Tag an wird es zwei volle Jahre hindurch von der Mutter, in Ausnahmefällen von der Amme geſäugt. In ganz ſeltenen Fällen, wenn die Mutter erkrankt und ſich in der Eile keine Bruſt zum Säugen findet, wird es einige Tage lang mit Kuh- oder Ziegenmilch genährt; von der eigentlichen künſtlichen Ernährung der Kinder aber hat man glücklicherweiſe in Perſien keinen Begriff; ich wurde mehrmals von dortigen Müttern über die Möglichkeit einer ſolchen befragt. Mein Zögling Mirza Abdul-Wahab, welcher ſich ſeit mehrern Jahren in Paris aufhält, ſchreibt mir über dieſes Thema: „On rapporte cependant, comme exemple dans la science, des enfants allaités par la chèvre qui ont survécu.“ Iſt das Kind ſchwächlich, oder ſind die Aeltern ſehr beſorgt und ängſtlich wegen ſeines Gedeihens, ſo geſchieht es ſogar, daß es erſt zu Ende des dritten Jahrs entwöhnt wird. Nicht ſelten hatte ich Gelegenheit, Kinder an der Mutterbruſt zu ſehen, welche zu gleicher Zeit ein tüchtiges Stück Melone in der Hand hielten und abwechſelnd Milch oder Melone genoſſen. Als Ammen (dājeh)*) liebt man Nomadenweiber vom Lande. Der Pflegling bewahrt oft bis ins reife Alter eine liebevolle Pietät gegen die Amme, die ihn geſäugt, nimmt ſie in ihren alten Tagen in ſein Haus auf und betrachtet ſie faſt als eine zweite Mutter. Ehen zwiſchen zwei Perſonen, welche von derſelben Amme geſäugt

*) Dājeh von duschiden (melken), ſlaviſch dojit; von dieſer Wurzel ſtammt dächter (Tochter) und dājeh (Amme).

wurden (hæmshireh, Milchgenoſſen), ſind geſetzlich verboten.

An Händen und Füßen ziemlich feſt gewickelt, wird das Kind in eine Wiege (gewähreh), zumeiſt jedoch in eine Hängematte gelegt, weil die Schwingungen der letztern anhaltender ſind und der Mutter längere Entfernung geſtatten. Zur Beförderung des Schlafs wird ihm häufig schærbete chāsch chāsch (Syrupus diacodii) gereicht; im zweiten Jahr erhält es nebenbei Reiskoſt, in ärmern Familien auch verſchiedene Früchte. Geht die Mutter oder die Amme aus, ſo trägt ſie das Kind auf dem Arme; reitet ſie aus, ſo hält ſie es vor ſich auf dem Sattel. Die Kinder gedeihen bei dieſer Lebensweiſe vortrefflich: ſie ſind fett, von guter Geſichtsfarbe und von auffallender Schönheit, denn ſie befinden ſich die meiſte Zeit in freier Luft im Hofe oder auf dem Dache des Hauſes; trotzdem werden gegen Ende des zweiten Jahrs, beſonders zur Zeit des Entwöhnens, viele von der Cholera ablactatorum (hayze) ergriffen, welcher die Befallenen nach acutem, meiſt jedoch chroniſchem Verlauf rettungslos unterliegen. Wenigſtens ein Drittheil ſämmtlicher Kinder in den Städten wird, beſonders während der Herbſtmonate, von dieſer Krankheit hinweggerafft; weder die zahlreichen Amulete, welche man ihnen gegen den böſen Blick anhängt, noch die ſchwarze Augenſchminke (surmeh), womit man zu demſelben Zweck ihre Lidränder beſtreicht, vermögen ſie vor dem furchtbaren Uebel zu ſchützen. Andere ſterben am Keuchhuſten oder an Steinleiden, wenn ein Steinchen in der Harnröhre ſtecken bleibt, oder an acuten Ausſchlägen. Auffallen muß es dabei, daß die Sterblichkeit der Knaben größer iſt als die der Mädchen. Dieſe Erſcheinung iſt ſo offenkundig, daß ſie in der allgemeinen Klage der Mütter, es ſei ſo ſchwer einen Knaben groß zu ziehen, ihren Ausdruck findet.

Die Zeit bis zum ſiebenten Jahre bringt das Kind in Geſellſchaft der Mutter, der Mägde und Sklavinnen im Harem zu, und zwar meiſt mit Spielen unter freiem Himmel. Das Gemiſch der ſich tummelnden Kinder, verſchieden an Alter, Geſchlecht und Hautfarbe, und des zahlreichen Hausgeflügels macht auf den Beſucher den Eindruck einer kleinen Menagerie. Nicht ſelten fällt ein Kind in das offene Baſſin, welches die Mitte des Hofraums einnimmt, und kommt auch wol, wenn nicht Hülfe bei der Hand iſt, darin um. Kinder der ärmern Klaſſen bewegen ſich ohne alle Aufſicht vor den Häuſern oder auf den Miſthaufen in den engen Straßen; jedoch iſt trotz der vielen Reiter ein Unglücksfall unerhört, denn das Pferd weicht ſelbſt im ſchnellſten Lauf einem Kind, einem in der Mitte der Straße ſchlafenden Hund und einem Haufen Miſtkäfer aus.*)

Die Kinder begleiten oft die Mutter in die öffentlichen Bäder, dort werden den Mädchen von der zarteſten Kindheit an die Haare mit Henna gefärbt, den Knaben werden ſie in der Mitte des Haupts abraſirt.

Um das dritte oder vierte Lebensjahr findet die Beſchneidung (sunnet) ſtatt; ſie iſt nicht wie bei den Juden an einen beſtimmten Tag gebunden, ſondern es genügt, daß ſie bis zum dreizehnten Jahre vollzogen ſei. Obwol dieſe Ceremonie ſtreng genommen kein Dogma des Islam, ſondern nur ein traditioneller Gebrauch (sunnet) iſt, ſo wird ſie doch immer geübt, ja das Volk, welches überall

*) Dieſe Miſtkäfer findet man auf Karavanenwegen in großer Menge, jedes Thier weicht ihnen mit Scheu aus, daher ſie trotz der frequenten Paſſage ungeſtört verweilen können. Ich machte mehrmals den Verſuch, mein Pferd mit Gewalt darüber wegzuführen, doch es gelang mir nie. Der ſchlafende Hund findet es ebenfalls überflüſſig, wegen eines anrennenden Pferdes den Ort zu wechſeln, er überläßt das Ausweichen dem Pferde.

gern an Formeln hängt, hält sie für den wichtigsten Act bei der Bekehrung zum Islam. Die Operation wird durch Einzwängen des Präputiums in ein gespaltenes Rohr und Abtragen desselben mittels eines Rasirmessers vom Barbier (dalak) vollzogen. Sie unterscheidet sich von der der Juden dadurch, daß der zweite Act, nämlich das Einreißen des innern Blatts, bei den Persern wegbleibt. Die Blutstillung wird mittels styptischer Pulver bewirkt; die Application von Wasser ist streng verpönt. Unglücksfälle kamen mir, mit Ausnahme zweier Verletzungen der glans, nicht zur Kenntniß. Die Ceremonie ist zwar von einigen Festlichkeiten begleitet, man vertheilt Spenden unter die Armen, es werden Gäste geladen und mit Süßigkeiten bewirthet, der Operirte erhält ein neues Kleid; im ganzen jedoch entfaltet man kein solches Gepränge dabei wie in andern muselmanischen Ländern. Ueber die Beschneidung der Mädchen, wie sie nach Chardin's Berichten bei einigen Nomadenstämmen im Gebrauch sein soll, konnte ich trotz aller Nachfragen nichts constatiren.

Familiennamen kennen die Perser nicht, sondern nur Vornamen; diese sind theils arabischen, wie Ali, Hussein, theils persischen, wie Ferhad, Firuz, Schabas (Dionisios Sabasios), theils türkischen Ursprungs, wie Alair, Teimur u. s. w. Um Verwechselungen vorzubeugen, wird der Name des Stammorts, wie Ali Ispahani, oder des Stammes, wie Mahmud Kara Kuslu, beigefügt; oder man braucht charakteristische Beinamen, wie ketschdamāgh (Schiefnase), ḳātir (Maulthier), benghi teriaki (Haschisch- oder Opiumesser) u. s. w.

Im siebenten Jahre verläßt der Knabe den Harem, um sich von nun an im Birun (Männergemach) zu bewegen. In den vornehmern Ständen erhält er einen Ludimagister (laleh), der ihn in den Regeln des Anstands (adab), im Lesen

und Schreiben, im Koran und im Verſtändniß der Nationaldichter unterrichtet. Vor allem wird ihm das Ceremoniell des äußern Benehmens eingeprägt. Er ſoll in Gegenwart von ältern Leuten ſich ruhig verhalten, nicht kindiſche Fragen an ſie richten, überhaupt nicht mitſprechen, ſondern von Jugend auf eine altkluge Würde behaupten. In Abweſenheit oder nach dem Tode des Vaters ſieht man oft ſchon den achtjährigen Sohn den Ehrenplatz als Chef der Familie einnehmen, die Eintretenden begrüßen, ſie nach ihrem Befinden fragen und die Diener anweiſen, Kaffee und Pfeifen für die Gäſte herbeizubringen. Jener kindliche Muthwille, die Lebhaftigkeit, welche uns in Europa an Knaben jugendlichen Alters erfreut, wird bei der perſiſchen Jugend, beſonders in Gegenwart von Fremden, ſtreng getadelt; man verbietet den Kindern jede raſche Bewegung und erzieht ſie zu phlegmatiſcher Ruhe. Sind mehrere Kinder in der Familie, ſo wird entweder ein Lehrer (achun) ins Haus genommen, oder ſie werden in die Schulzimmer (mæktæb) geſchickt, deren ſich faſt in jedem Quartier der Stadt einige befinden. Die Mädchen empfangen mit den Knaben gemeinſamen Unterricht, doch läßt man ſie nicht gern die öffentlichen Schulen beſuchen; ſchon im achten Lebensjahr werden ſie dem neugierigen Blick der Vorübergehenden entzogen. Schöngebildete Knaben armer Aeltern finden häufig im achten Jahre in Häuſern reicher Leute Aufnahme, wo ſie als Pagen (ḳulam-bætscheh) die kleinen Commiſſionen zwiſchen dem Männer- und Frauengemach vermitteln und ſich allmählich zu Dienern heranbilden: ein Gebrauch, der leider nicht ſelten zur Demoraliſation dieſer armen Kinder führt.

Vom neunten Jahre ab gehen die Mädchen nur noch verſchleiert aus. In den weniger bemittelten Familien trachtet man danach, ſie ſchon in ihrem zehnten oder elften Jahre zu verheirathen; ja mir ſind Fälle bekannt geworden, wo

nach erkauftem Dispens des Prieſters die Verheirathung ſchon im ſiebenten Lebensjahre ſtattfand; in guten Häuſern jedoch werden die Töchter erſt im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren ausgeſtattet. Ein wohlgeſtaltetes Mädchen gilt ihren Aeltern als lebendiges Kapital; denn der die Tochter zur Frau begehrt, muß ihnen einen Kaufpreis (schir-e-buhā, d. i. Milchpreis) dafür zahlen, und außerdem der Braut, je nach ihrer körperlichen Schönheit und Entwickelung, ein bedeutendes Heirathsgut (mæhrieh) verſchreiben. Der Ceſſionspreis erreicht bisweilen die Summe von 500 Dukaten. Daher verwenden die Aeltern auf Pflege, Nahrung und Kleidung der Mädchen alle mögliche Sorgfalt, ſollten auch die übrigen Hausgenoſſen darben müſſen; iſt man doch der Heimzahlung aller ausgelegten Koſten ziemlich ſicher. Bei einem körperlich ſchöngebildeten Mädchen wird ſelten nach Familie und Abſtammung gefragt, ſie kann die Frau eines Stammhaupts, des angeſehenſten Staatsbeamten, ja des Königs ſelbſt werden, wie tägliche Beiſpiele beweiſen.

Häufig werden ſchon Kinder in der Wiege füreinander beſtimmt, beſonders Couſin und Couſine; Familienheirathen bilden ſogar die Regel. Wird dann ſpäter aus irgendwelchen Rückſichten das Mädchen ihrem Vetter verſagt, ſo gilt dies als ſchwere Beleidigung und als Urſache zu Feindſchaft und Fehde. Ich habe übrigens durchaus nicht entdecken können, daß die Ehen unter Verwandten nachtheilig auf die Progenitur einwirkten; die gezeugten Kinder waren ſowol körperlich geſund und wohlgebildet als auch geiſtig aufgeweckt. Ueberhaupt kommen Misbildungen, Verkrümmungen und ſkrofulöſe Leiden unter den dortigen Kindern auffallend ſelten vor. Auch die Beobachtung, die man in neueſter Zeit gemacht haben will, nämlich das häufige Vorkommen taubſtummer Kinder infolge ehelicher Verbindung unter Verwandten, beſtätigt ſich meines Wiſſens in Perſien nicht; ich fand in den beſſern

Klaſſen keine Taubſtummen, mit Ausnahme eines Malers Näkaſch Lal, deſſen Kinder ebenfalls taubſtumm ſind. Eine aus der Familie angeheirathete Frau genießt die meiſte Achtung im Harem; der Mann titulirt ſie gewöhnlich Tochter des Oheims (dächter-e-amu), ein Titel, der Anſpruch auf rückſichtsvolle Behandlung verleiht.

Wenn auch nicht die Heirathen in der Familie, ſo gelten doch die innerhalb deſſelben Stammes als Regel; der Affchare nimmt eine Frau aus dem Stamme der Affcharen, der Kaſchkai aus dem der Kaſchkais u. ſ. w. Ein Nomadenmädchen verſchmäht die glänzendſten Anträge von Städtern, ſie verheirathet ſich nur in ihrem Tribus. So bleiben die Stämme und Familien ziemlich unvermiſcht; ihre Traditionen, ihr Charakter und beſonders die Phyſiognomien erhalten ſich ſtereotyper als bei andern Völkern. Man braucht nur ein Familienglied zu kennen, um die andern, wo man ihnen auch begegnet, als Verwandte herauszufinden; beſonders iſt die Aehnlichkeit zwiſchen Brüdern, ſelbſt wenn ſie von verſchiedenen Müttern ſtammen, ſo augenfällig, wie ich ſie nirgend ſonſt wahrgenommen; auch gilt es im Lande für ausgemacht, daß der Einfluß des Vaters hierbei ein weit größerer ſei als jener der Mutter.

Geſetzlich ſoll das Mädchen erſt nach erlangter voller Pubertät (bælugh) heirathen, d. h. mit ſich einſtellender Menſtruation (hays) und wenn Scham- und Achſelhaare zu keimen beginnen, ähnlich der moſaiſchen Vorſchrift; doch hält man ſich in den ärmern Klaſſen nicht ſtreng daran gebunden, man ſucht ſein Kapital ſo ſchnell als möglich zu verwerthen, und der Dispens von einem Mula iſt leicht erkauft. Es heirathen Mädchen mit noch unentwickelten Menſtruen und ganz platter Bruſt, jedoch entwickelt ſich beides in der Ehe ſehr raſch. Wie mir verſichert wurde, kommen Fälle von Schwangerſchaft vor, ehe noch die Menſtruation

ſich eingeſtellt hat. Sie beginnt im nördlichen Perſien erſt gegen das dreizehnte Jahr, im ſüdlichen jedoch ſchon gegen das neunte oder zehnte Jahr; in letzterm Alter auch bei Judenmädchen, welche trotz ihrer ſcheinbaren Anämie, infolge der gedrückten Lebensverhältniſſe, früher menſtruirt werden. Ueberhaupt ſcheint das frühere oder ſpätere Eintreten und Erlöſchen der Menſtruation mehr von der Raſſe als vom Klima abzuhängen, und obwol ſie durch ein kaltes, nördliches Klima verzögert werden kann, ſo verwiſcht ſich doch in allen folgenden Generationen nicht der Einfluß der Raſſe. Als Beleg hierfür dienen die Jüdinnen in Europa und die Negerinnen in Perſien und den amerikaniſchen Colonien. In Schiraz ſah ich Frauen von zwölf Mondjahren, welche bereits Mütter waren, während in Teheran ſelten eine Frau vor dem vierzehnten Jahre gebiert. Oft ſind Weiber von 30 Jahren ſchon Großmütter; Töchter und Mütter kommen zugleich nieder. Dagegen hört die Menſtruation durchſchnittlich ſchon gegen das zwei- bis fünfunddreißigſte Lebensjahr und damit auch die facultas generandi auf, zu welcher Zeit die demnach Involutionsperiode beginnt. Ausnahmen finden freilich hier und da ſtatt; ſo ſah ich eine Frau von 48 Jahren gebären, doch erregte dieſer Fall in Teheran allgemeines Staunen. Die Scherifes (weibliche Seiiden, d. i. Abkömmlinge des Propheten, alſo arabiſchen Urſprungs) menſtruiren und gebären länger als Vollblut-Perſerinnen, was jedoch dort nicht dem Raſſenunterſchied zugeſchrieben, ſondern als Mirakel ausgelegt wird. Die Frauen im Orient controliren ihre Menſtruen weit leichter als die Frauen in Europa, weil jene nach dem dort gebräuchlichen Kalender des Mondmonats zählen, ſodaß ſie genau den Mond-Tag ihrer Menſtruation kennen. Daſſelbe gilt auch von der Berechnung des Tags der Geburt, welche ſich genau mit dem Tage der zehnten Menſtruationsepoche einſtellt. Bei jungen

Mädchen und Frauen ſind die Menſes regelmäßig; ausgeprägte Chloroſe iſt um dieſe Zeit ſelten; bei Frauen hingegen, welche von ihren Männern vernachläſſigt werden, ſowie bei Witwen und Getrennten treten öfters Störungen ein, indem die Periode antiponirt oder poſtponirt, oder das Blut nicht in gehöriger Menge und Qualität erſcheint. Es zeigen ſich dann Zeichen der Bleichſucht, und Empfängniß tritt nur ausnahmsweiſe noch ein. Durch Einlöſung von Eiſen und Empfehlung des Turnens gelang es mir ſehr häufig, die Menſtruation zu beſſern, worauf wieder Empfängniß erfolgte, und ich erwarb mir dadurch einen guten Ruf in dieſer Specialität. Die Dauer des Blutfluſſes iſt im Durchſchnitt fünf Tage, doch währt es ſieben bis acht Tage, ehe die Frau das Bad beſuchen kann und dem Mann wieder erlaubt iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß während dieſer Zeit keine geſchlechtliche Annäherung ſtattfinden darf. Bei den dortigen Juden ebenſo wie bei ihren orthodoxen Glaubensgenoſſen in Europa beträgt die Friſt zwölf bis vierzehn Tage.

Die Schamhaare werden dem Ritualgeſetz gemäß durch ein Präparat von Auripigment (zernich) und Kalk entfernt; man nennt dies hädschebi keschiden, d. i. ſich dem Geſetzlichen unterziehen; elegante Frauen aber rupfen ſich die Haare aus, bis endlich der Nachwuchs von ſelbſt aufhört. Auch Männer müſſen dieſelbe Vorſchrift befolgen; ein Abweichen davon, ſowie das Stehenlaſſen des Haars am Vorderhaupt, gilt als beſonderes Zeichen der Emancipation vom Geſetz. Dieſe Beſtimmung findet darin ihren Grund, weil zum Gebet und jeder religiöſen Handlung, desgleichen nach jeder Excretion das Waſchen der Genitalien geboten iſt und die Haare eine genügende Reinigung nicht zulaſſen würden.

Die Brüſte (pistän, mæmmè) entwickeln ſich frühzeitig, gedeihen aber nur zur mittlern Größe und bleiben ſelbſt

unter dieſer zurück, mit Ausnahme der Weiber vom armeniſchen Stamm, deren Brüſte weit ausgebildeter ſind. Schon nach einigen Entbindungen werden ſie ſchlapp, daher viele Frauen ſie durch Suspenſorien ſtützen. Sie ſecerniren jedoch viel Milch. Bei geſunden Müttern iſt der Fall, daß ihre Milch für den Säugling nicht hinreicht, äußerſt ſelten; vielmehr ſieht man als etwas ſehr Gewöhnliches, bei Erkrankung oder beim Tod der Mutter, eine Nachbarin das Säugungsgeſchäft mit übernehmen und zwei Kinder genügend ernähren; außerdem wird ein Theil der Milch zu Heilzwecken verwendet. Tritt bei einer zum erſten mal Gebärenden die Warze (hulmeh) nicht gehörig hervor, ſo werden, wie in der Türkei, junge Hunde (tule-sek) angelegt, deren es in den Bazars ſtets eine große Menge gibt. Daſſelbe findet auch bei Milchſtaſen ſtatt. Krankheiten der Bruſt, wie Bruſtentzündungen mit Eiterung, Schrunden der Warzen u. ſ. w. kommen in ſehr beſchränktem Maße vor, was wol darin ſeinen Grund haben mag, daß die Bruſt frei, ohne einengenden Schnürleib, nur leicht mit Flor bedeckt, getragen wird, und ſo die Empfindlichkeit gegen Erkältung und andere Witterungseinflüſſe ſich abſtumpft. Zu auffallender Größe entwickeln ſich oft die Bruſtdrüſen bei Eunuchen; ich kannte den berühmten gruſiſchen Eunuchen Cosruw-Chan, der im Alter von 75 Jahren noch enorm ausgebildete Brüſte hatte.

Die nicht ſpecifiſchen Krankheiten der weiblichen Genitalien kommen dem europäiſchen Arzt wenig zu Geſicht. Hebammen erzählten mir indeß auf Befragen, daß Scheidenvorfall nicht ſelten ſei. Skirrhus des Muttermundes fand ſich nur einmal, bei einer funfzigjährigen Armenerin, welche in frühern Jahren einen ausſchweifenden Lebenswandel geführt; ſie erlag ihrem Leiden. Da die Mädchen oft vor erlangter Pubertät verheirathet werden, hatte ich Dammriſſe auch außer infolge der Entbindung zu beobachten.

Im Orient ist es jedermann leicht gemacht zu heirathen. Bei dem geringen Bedarf an Wohnung und Kleidung, der Billigkeit der Lebensmittel, der Gunst des Klimas, bei dem Glauben an Fatum und Vorsehung nach dem Spruche des Dichters: „Der das Insekt ernährt, wird auch dem Kinde ein Stückchen Brot nicht vorenthalten", bei dem steten Glückswechsel endlich, welcher Erlangen und Verlieren von Vermögen rein dem Zufall anheimgibt, braucht den Orientalen die Sorge für Ernährung der Nachkommenschaft keine Scrupel zu verursachen. Von selbst versteht es sich, daß jedes Mädchen, sobald es ein bestimmtes Alter erreicht, heirathen muß, um so mehr als Vermögens- und Standesverhältnisse wenig in Betracht kommen. Auch die Leichtigkeit der Scheidung macht das Eingehen einer Ehe zu keiner so bedenklichen Sache wie in Europa. So ist es erklärlich, daß man die in civilisirten Ländern heutigen Tags so häufig vertretene Klasse der alten Jungfrauen und Hagestolze in Persien fast gar nicht kennt, und daß selten ein fehlerfreies Mädchen von gutem Ruf wegen etwaiger Prätensionen der Familie über das zwanzigste Jahr hinaus unverheirathet bleibt. Es ist mir nur ein Fall dieser Art bekannt geworden: die Prinzessin Fachere Dawle erreichte ledig (izäbeh) das siebzigste Jahr. Der Orientale begreift nicht, wie man bei vorhandener Möglichkeit, eine Frau zu nehmen, unverheirathet leben könne. Ich sah mehrmals, daß Töchter unbemittelter Aeltern, nachdem sie durch die Ehe in glückliche Vermögensverhältnisse gekommen waren, ihrem verwitweten Vater ein Weib verschafften oder dessen Harem zu ergänzen suchten.

Allgemein herrscht die Ansicht, daß Greise durch Verheirathung mit jungen Mädchen verjüngt werden, diese hingegen schnell altern (s. Erstes Buch der Könige, I, 1—3). Da der Mann seine zukünftige Frau vor der Trauung nicht zu sehen bekommt, den Mädchen aber ohnehin fast nie eine

Wahl gelaſſen wird, ſondern die Aeltern allein über ſie verfügen, ſo werden die meiſten Heirathen durch weibliche Anverwandte oder Unterhändlerinnen (delāleh) zu Stande gebracht. Eine ſolche begibt ſich zu dem heirathsluſtigen Mann, rühmt die körperlichen Vorzüge der ihm zugedachten Braut, gewöhnlich hervorhebend, daß ſie weiß ſei, große, offene Augen, ein rundes Geſicht (māhru, Mondgeſicht), gewölbte Augenbrauen und eine Cypreſſengeſtalt habe. Weil die Perſerinnen faſt nie ſo blendendweiß ſind wie die Occidentalinnen, wird dieſe Eigenſchaft beſonders geſchätzt. Die Delaleh kommt hierauf ins älterliche Haus des Mädchens und bringt den Geldpunkt in Richtigkeit. Hiermit ſind die Präliminarien geſchloſſen, denn freie Wahl und Selbſtbeſtimmung ſeitens des Mädchens findet nur äußerſt ſelten ſtatt. Männer nahe dem ſiebzigſten Jahre heirathen ein zehnjähriges Kind, ohne daß dies irgend Aufſehen oder Gerede in der Stadt veranlaßt. Seltener ſind die Fälle vom Gegentheil, nämlich daß ein junger Mann von 16 Jahren eine ältere Witwe heirathet, und dann geſchieht dies ſtets nur aus Familien-, Standes- oder Geldrückſichten.

Der Begriff der Liebe, wie er bei uns im Occident aufgefaßt wird, exiſtirt kaum bei den Orientalen; die Liebe, welche die perſiſchen Dichter in ihren Poeſien beſingen, hat entweder einen ſymboliſchen oder einen höchſt profanen Sinn; auf das Wort ischk (Liebe) folgt immer der Begriff was'l, d. i. die fleiſchliche Vermiſchung.

Der Knabe reift ums vierzehnte Jahr. Iſt er von gutem Hauſe, ſo wird ihm gegen das ſechzehnte oder ſiebzehnte Jahr, manchmal auch ſchon mit dem zehnten Jahre, eine Vertragsfrau (sigheh) von den Aeltern zugetheilt; erſt nachdem er eine Stellung und die volle Reife erlangt hat, geht der Mann die wirkliche Ehe (ækdi) mit einem Mädchen von angeſehener Familie, mit ſeiner Couſine oder einer Prinzeſſin

ein, worauf die frühere Frau entweder verabſchiedet oder ihr ein anderes Haus zur Wohnung angewieſen wird. Es iſt mir nur ein Fall bekannt, wo das Alter des Vaters und des Sohnes um nicht mehr als vierzehn Mondjahre differirte. Er betraf den Prinzen Seif uddauleh, einen Sohn Feth Ali Schahs, und ward als Curioſum in der Stadtchronik angeſehen. Das frühe Heirathen oder doch die ſichere Ausſicht auf baldige Ehe, verbunden mit der Sitte, aus erlaubten geſchlechtlichen Genüſſen kein Hehl zu machen, ſondern dieſes Thema ohne Scheu ſogar in Gegenwart von Kindern zu beſprechen, ferner die geringe Verbreitung ſchlüpfriger Lektüre haben das Gute zur Folge, daß Hyſterie, Katalepſie, Amenorrhö, Dismenorrhö und Onanie bei jungfräulichen Perſonen faſt nie, nur hier und da bei Witwen und ſtreng bewachten, von ihren Männern vernachläſſigten Frauen ſich einniſten.

Die Ehe (ærusi) iſt entweder ækdi, d. h. auf die Dauer verbindlich, ſolange nicht ein beſtimmter Grund zur Scheidung geltend gemacht werden kann, oder sighei, d. h. nur auf eine vertragsmäßige Zeit. Da die Sklavin ihrem Eigner mit Leib und Vermögen gehört, ſo kann von einer eigentlichen Heirath bei ihr keine Rede ſein; doch ſind ihre Kinder geſetzlich anerkannt und genießen volle Gleichberechtigung mit denen der andern Frauen. Auch hört ſie mit dem Augenblick ihrer Niederkunft auf Sklavin zu ſein.

Die Akdi entſpricht ganz unſerer Ehefrau; geſetzlich darf der Perſer deren nicht mehr als vier zu gleicher Zeit haben; nach dem Tode oder nach Verſtoßung der einen iſt es ihm erlaubt, dieſe Zahl wieder zu ergänzen. Sighe heißt ein Weib, welches durch Vertrag auf beſtimmte Zeit, die von einer Stunde bis zu 99 Jahren*) variiren kann, gegen

*) Durch den Vertrag auf 99 Jahre wird die Sighe dem Akdi-

ein gewisses Entgeld und gegen festgesetzte Entschädigung bei eintretender Schwangerschaft geheirathet wird. Während dieser fixirten Zeit genießt sie die vollen Rechte einer legalen Ehefrau. Nach Ablauf des Vertragstermins aber ist sie, wenn derselbe nicht verlängert oder erneuert wird, dem Manne gesetzlich verpönt. Für die mit ihr erzeugten Kinder ist der Mann zu sorgen verpflichtet, weshalb sich die Sighe nicht eher als vier Monate nach der Trennung an einen andern verheirathen soll, doch wird dieser Punkt häufig umgangen.

Es ist Sitte, daß der Perser auf Reisen, Expeditionen oder Bedienstungen in der Provinz nie seine Frau mitnimmt, sondern fast an jeder Station, wo er länger verweilt, eine Sighe heirathet. In der Stadt Kirman pflegen die Mulas jedem Ankömmling, der nur einige Tage sich dort aufhält, ein Weib zur Sighe anzubieten. Hierdurch entstehen oft sehr ernste Verwickelungen, indem junge Leute aus fernen Provinzen mit wahren oder gefälschten Documenten zugereist kommen und Ansprüche auf Erbschaft erheben, womit sie auch, wenn der Vater den Nachweis des Alibi nicht zu führen vermag, bisweilen reussiren.

Die Kinder aller dieser drei Klassen sind nach dem Gesetz bei der Erbschaft gleichberechtigt; doch finden hierin auch willkürliche Ausnahmen statt. So nimmt z. B. eine verwittwete Prinzessin oft für sich und ihr Kind die ganze Erbschaft in Beschlag, obgleich der theo-demokratische Islam eigentlich keinen Unterschied der Stände anerkennt.

Dem Vorstehenden gemäß könnte der Perser Weiber in unbeschränkter Zahl nehmen, was auch von einigen Großen

---

weib gleichgestellt. Ein solcher wird gewöhnlich nur da abgeschlossen, wo bereits vier legale Frauen vorhanden sind; auf diese Weise umgeht man das Gesetz, denn das fünfte Weib ist nun den übrigen ebenbürtig.

wirklich geſchieht. Feth-Ali Schah hatte mehrere hundert Weiber, und da ihm alle Kinder gebaren, iſt die Menge ſeiner männlichen Deſcendenz jetzt, nach etwa 80 Jahren, bereits auf über 5000 angewachſen. Er erhielt deshalb den Beinamen Adam-e-ssani (Adam II.). Nur wenige der Prinzen konnten es zwar ihrem Vater gleichthun, immerhin aber heiratheten viele von ihnen gegen vierzig Weiber. Dieſer Fall gehört indeß zu den ſeltenen Ausnahmen. In den Städten heirathen nur Chane und Bedienſtete drei bis vier Weiber; der Handel- und Gewerbsſtand kann die Laſt der damit verbundenen Ausgaben nicht erſchwingen; er ſcheut auch die Unordnung und Verſchleuderung im Hausweſen und lebt daher meiſt in Monogamie. Auf dem Flachland und bei den Nomadenſtämmen iſt die Monogamie vollends Regel, höchſtens nimmt ſich ein Häuptling zwei bis drei Weiber. Heirathet ein Chan eine Prinzeſſin, oder wird ihm eine ſolche als Frau octroyirt, ſo verlangt es der Uſus — nicht das Geſetz, welches keinen Unterſchied zuläßt —, daß er kein anderes Weib neben ihr habe, ja er iſt ſogar gezwungen, allen andern Weibern, die er früher beſaß, den Scheidebrief zu geben oder ſie wenigſtens aus dem Hauſe zu ſchicken und jeder fernern Cohabitation mit ihnen ſich zu enthalten. Im allgemeinen kann angenommen werden, die Monogamie ſei die Regel, die Polygamie die Ausnahme. Wäre die Vielweiberei ſo häufig, wie man in Europa gewöhnlich glaubt, ſo müßte wegen der Verſchiedenheit der Mütter nothwendig nach einigen Generationen die Raſſe erlöſchen; daß dies nicht der Fall iſt, muß der auch im Orient überwiegenden Monogamie zugeſchrieben werden. Als eine bemerkenswerthe Thatſache ſei noch angeführt, daß auch bei den in Perſien lebenden Juden die Polygamie zuläſſig iſt. Bei der Sekte der Sunis hingegen iſt die Sighe-Ehe nicht erlaubt.

Sind die Präliminarien zwiſchen dem Bewerber und den Aeltern des Mädchens vereinbart, ſo wird zur Hochzeit geſchritten. Der Trauungsact ſelbſt (akd-ennikah) iſt nach muſelmaniſchem Geſetz — ähnlich dem jüdiſchen — ſehr einfach; es genügt, daß der Mann dem zur Pubertät gelangten Mädchen den Antrag macht und dieſe darauf zur Antwort gibt: „Ich übergebe mich dir.“ Das Ausſprechen dieſer Formel reicht auch ohne die Anweſenheit von Zeugen zur Schließung einer legalen Ehe hin. Aus Beſorgniß jedoch, daß ſpäter Zweifel über die Gültigkeit der Ehe erhoben werden könnten, und weil nach dem Geſetz dieſe Formel in gutem arabiſchen Accent geſprochen werden muß, was ein Perſer ſelten im Stande iſt, wird immer ein Mula zu dem Trauungsact zugezogen.

In reichen Häuſern wird die Hochzeit mit vielem Pomp gefeiert und dauert meiſt ſieben bis acht Tage. Während dieſer ganzen Zeit werden ſowol im Hauſe des Bräutigams als auch im älterlichen Hauſe der Braut Gaſtereien und andere Ergötzlichkeiten veranſtaltet. Am erſten Tage findet die eigentliche Trauung ſtatt. Der Bräutigam begibt ſich in Begleitung zweier Zeugen zu den Aeltern der Braut und bringt gewöhnlich die behandelte Ueberlaſſungsſumme, das Milchgeld, mit. Hierauf wird der Ehecontract (akd-ennikah) niedergeſchrieben und darin der Abfindungsbetrag (mehrieh), welchen die Frau im Sterbe- oder Scheidungsfall zu erhalten hat, genau verzeichnet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Actenſtück, da es die Anſprüche der Frau feſtſtellt, in ihrer Verwahrung oder in der ihrer Aeltern verbleibt. Der Mula lieſt nun das Gebet (chutbeh) und fügt auch einige Worte der Ermahnung hinzu. Dann ſetzt ſich der Vater der Braut oder im Ermangelungsfall deſſen Vertreter (vekil) dem Bräutigam gegenüber, ſie reichen ſich die rechte Hand und der Mula ſpricht dabei die arabiſche

Formel vor, welche der Vekil nachſpricht: „Ich verheirathe dir meine Tochter, die Jungfrau Namens N.", worauf der Bräutigam, ebenfalls vom Mula ſoufflirt, antwortet: „Ich gehe die Heirath ein, ich nehme deine Tochter unter meine Obhut und verpflichte mich, ihr Schutz zu gewähren. Ihr, die ihr gegenwärtig ſeid, mögt es bezeugen." Mit einigen salawāt (Preis Gottes und der Propheten) und Segenswünſchen (mæbarek bād) ſeitens der Umſtehenden ſchließt die Ceremonie. Bei den ärmern Klaſſen wird die Neuvermählte ſchon in der folgenden Nacht in das Haus ihres Mannes geführt; bei den Reichen und Vornehmen aber erſt am ſiebenten oder achten Tage, welche Zwiſchenzeit, wie erwähnt, durch ſtete Gaſtereien, Schlagen der Keſſelpauken und Tamburins (tambek), nächtliche Illuminationen und, bei königlichen Vermählungen, auch durch Kanonenſalven abwechſelnd ausgefüllt wird. Solange dieſe Feſtlichkeiten dauern, darf der Mann die ihm Angetraute noch nicht beſuchen, ſie nicht einmal ſehen; dennoch geſchieht es häufig, daß er ungeſehen (!) trotz aller Wachen, Diener, Eunuchen und Sklavinnen ſich verſtohlen zu ihr ſchleicht, wobei die Mutter der Braut ihm ſogar behülflich zu ſein pflegt; man nennt dies nāmzædbāzi (Tändeln der Verlobten). An Hochzeitsfeſten der Großen werden nicht allein die Freunde des Hauſes, ſondern nach und nach Leute aus allen Kategorien zum Pillaw geladen; am erſten Tage z. B. die Prieſter, am zweiten die Offiziere, dann die Kaufleute u. ſ. w. Auch mir wurde mehrmals die Ehre einer ſolchen Einladung zutheil. Natürlich darf dabei nach perſiſchem Gebrauch niemals ein Ueberfluß an Süßigkeiten fehlen.

Am letzten Tage begibt ſich die Braut in Begleitung ihrer Geſpielinnen ins Bad; zu dieſer Gelegenheit ſchickt ihr der Bräutigam eine Quantität Henneh zum Färben der Haare und Nägel. Auch der Mann verfügt ſich, von ſeinen

Freunden begleitet, ins Bad. Unterdeſſen werden die Habſeligkeiten der Frau, beſtehend in Teppichen, Kleidern, Kupfergeſchirr und anderm Hausrath, aus dem älterlichen Hauſe in jenes des zukünftigen Gemahls gebracht. Mehrere Maulthiere, koſtbar gezäumt, ſind je mit einem Paar Koffer (jachdân) beladen, über welche ſich ein rother Tuchteppich breitet. An ihrer Seite ziehen die geſchenkten Sklaven, voran der künftige Eunuche des Hauſes. So durchſchreitet der pomphafte Zug unter Trommelwirbel die Straßen. Dieſe Mitgabe der Frau heißt dschehâz; ſie bleibt immer und unter jeder Bedingung deren ausſchließliches Eigenthum. Man ſtrebt danach, den Zug möglichſt groß erſcheinen zu laſſen, um den Reichthum der Dame kundzugeben, daher ſehr häufig die Jachdans leer oder nur mit Ballaſt gefüllt ſind. Erſt gegen Mitternacht wird die Braut zu Pferde, unter Trommelſchlag und Flintenſchüſſen und unter Vortrag von Windlichtern (maschal), durch ihre Genoſſinnen ins Haus des Mannes geleitet, der ſie nun endlich zum erſten mal zu ſehen bekommt.*) Der Anſtand verlangt, daß er ſie mit Gewalt entſchleiere, und daß ſie dabei Widerſtand leiſte. In dem Momente, wo ſich der Schleier lüftet, ruft der Mann: „Bismillah errahman errahim!“ (Im Namen Gottes, des Barmherzigen!) Nach einem herrſchenden Vorurtheil wird derjenige von den Gatten, welchem es gelingt, zuerſt auf den Fuß des andern zu treten, die Oberhand im Hauſe haben, daher man ſich beiderſeits in eifrigem Wett-

*) Daß es hierbei an Enttäuſchungen, welche dann das Stadtgeſpräch bilden, nicht fehlt, iſt erklärlich, um ſo mehr als die Aeltern eine häßliche Tochter vor jedem profanen Blick zu verbergen ſuchen und ſich auch wol den unſchuldigen Betrug erlauben, beim Beſuche des Bräutigams eine andere, wohlgebildete Dame vor ihm paſſiren zu laſſen, welche zufällig (!) den Schleier lüftet und dann mit größter Wahrſcheinlichkeit von ihm für ſeine künftige Gemahlin gehalten wird.

ſtreit darin zuvorzukommen ſucht. Während dieſer Scene poltern die Frauen in den Nebenzimmern und rufen: „Zud bäsch!“

Verheirathet ſich ein Mädchen, ſo muß ſie Jungfrau und mit dem Hymen verſehen ſein (dächter-e-bākere); für den Mangel des letztern gibt es keine Entſchuldigung (vgl. Fünftes Buch Moſes, Kap. 22), vielmehr kann die Frau in ſolchem Fall, auf die einfache Ausſage des Mannes hin, nach der erſten Nacht verſtoßen werden: ein grauſamer und ungerechter Brauch, denn er wird oft benutzt, um aus böſer Abſicht und zum Zweck der Gelderpreſſung den Ruf einer Frau zu beflecken. Andererſeits trägt er nebſt den frühen Verheirathungen viel dazu bei, daß faſt alle Mädchen in phyſiſcher Virginität zur Ehe gelangen.*) Hat aber das Unglück der Defloration bei einem Mädchen ſtattgefunden, ſo werden Anſtalten getroffen, um die Schande von ihr wie von den Aeltern abzuwenden. Man verheirathet ſie nämlich an einen armen Mirza unter der Bedingung, daß er ſich nach kurzer Zeit von ihr ſcheiden läßt, um ſie dann einem angeſehenern Mann zuzugeſellen; oder man gibt ſie einem ganz jungen, unerfahrenen Knaben zur Frau; oder es wird am Tage der Entſcheidung durch einen operativen Eingriff, worauf ſich einige perſiſche Chirurgen wohl verſtehen, nachgeholfen.

Die Scheidung (teläk) erfolgt entweder nach gegenſeitigem Uebereinkommen oder beim Ergreifen der Frau in flagrante delictu, oder auch ohne alle Veranlaſſung, ſobald der Mann bereit iſt, der Frau das zugeſchriebene Heirathsgut (merieh) auszuzahlen, nur in den ſeltenſten Fällen aber auf Klage der Frau wegen Vernachläſſigung der ehelichen

*) Ich operirte mehrere Mädchen wegen Lithiasis, doch ward die Operation nur dann zugelaſſen, wenn ich mich verbürgte, daß das Hymen unverletzt bleiben werde.

Pflichten von seiten des Mannes. Außer dem zuletztgenannten Grund kann der Mann zur Ertheilung des Scheidebriefs nicht gesetzlich angehalten werden, doch wird er oft durch Machthaber mittels Drohung und Pression dazu gezwungen. Folgender Fall, der zugleich als Beitrag zur Sittengeschichte des Hofs dient, liefert hiervon einen eclatanten Beweis. Als Nassereddin Schah im Jahre 1848 auf den Thron kam, zwang er seine Schwester Melik-zadeh, den Premierminister, den vielgenannten Emir, zu heirathen, um ihn durch Familienbande fester an sich zu ketten. Die Prinzessin, ein zwölfjähriges Mädchen, widerstrebte lange, weil der Emir, zwar ein schöner, kräftiger Mann, doch schon in ziemlich vorgerücktem Alter stand und bereits aus erster Ehe einen erwachsenen Sohn hatte. Allein sie mußte endlich nachgeben; der Emir verabschiedete seine erste Frau und heirathete die Schwester des Schah. Durch seine Energie und Geisteskraft wußte er die Prinzessin bald dermaßen zu fesseln, daß sie ihm, als er drei Jahre später in Ungnade fiel und exilirt wurde, wider alles Erwarten ins Exil folgte, aus Furcht, daß er vergiftet werden möchte, ihm selbst die Speisen bereitete und ihn keinen Augenblick aus den Augen verlor. Dennoch gelang es, einen Moment der Trennung des Paars zu benutzen, um dem Emir im Bade die Adern zu öffnen. Melek-zadeh kehrte nach Teheran zurück. Einige Monate später zwang sie der Schah, den Sohn des neuen Premierministers zu heirathen. Die Verbindung war ihr aus mehrern Gründen verhaßt; einmal trug die Familie Schuld an dem Tode ihres geliebten Mannes, sodann war der ihr aufgedrungene Bräutigam ein unerfahrener, geistesarmer junger Mensch. Sie fügte sich dem Befehl des Königs, jedoch mit den Worten: „Ich gebe dir die Erlaubniß, mich mit Kasem Chan und mit allen folgenden Ministern zu verheirathen.“ Wie vorauszusehen, war die Ehe keine glückliche. Ich

beſuchte die Prinzeſſin öfter, und erhielt auf alle Fragen, was ihr fehle, zur Antwort: „Mir thut das Herz weh.“ Nach Verlauf einiger Jahre erfolgte der Sturz des zweiten Premier; er und ſeine Familie wurden gleich ſeinem Vorgänger mit Geldſtrafen belegt und exilirt. Jetzt verlangte der König, daß Kaſem Chan ſeiner Schweſter den Scheidebrief gebe, damit ſie wieder einen andern Miniſter heirathe. Natürlich mußte jener gehorchen und bei der Scheidung auch das ſtipulirte Heirathsgut auszahlen, wodurch er beinahe ſein ganzes Vermögen einbüßte. Die Prinzeſſin aber wurde in dritter Ehe an ihren Couſin, genannt das „Auge des Reichs“, verheirathet.

Ertappt der Mann ſeine Frau in flagrante delictu, ſo dürfte er ſie, ſtreng genommen, tödten. Da aber der Beweis mittels Zeugen ſehr ſchwer zu führen, ja nach der Forderung Ali's: „Necesse est videre stylum in pixide“, kaum möglich iſt, zieht man die Scheidung vor; ſelbſtverſtändlich muß dann die Frau den Anſprüchen auf ein Heirathsgut entſagen.

Wenn man bedenkt, daß dem Mann in jedem Fall die Sorge für Erhaltung der Kinder obliegt, daß er bei der Trennung die der Frau zugeſchriebene, meiſt beträchtliche Summe baar zu erlegen verbunden iſt, ferner daß die Verheirathung mit einer neuen Frau ſehr viele Koſten verurſacht, endlich daß es immer zur Schande gereicht, eine Frau aus der Familie oder aus dem Tribus zu verſtoßen, ſo wird man die verhältnißmäßige Seltenheit der Scheidungen begreiflich finden. Die Scheidung erfolgt in der Regel nur, wenn die Frau kinderlos bleibt und ihr die Urſache davon zugeſchrieben wird, zweitens wenn ſie liederlich und der Untreue verdächtig iſt, oder drittens wenn ſie der Mann bed khadem (von böſem Schritt) glaubt, d. h. wenn bald nach ihrem Eintritt ins Haus ein Unglücksfall ſich ereignet; man

hält sie dann für ein böses Omen und sucht sich ihrer zu entledigen.

Eine verstoßene Frau kann der Perser nach bestimmter Frist wieder ins Haus nehmen, nach der zweiten Scheidung jedoch nur in dem Fall, wenn sie indessen an einen andern verheirathet war und von diesem den Scheidebrief erhielt. Um dem Gesetz hierin Genüge zu leisten, wird gewöhnlich irgendjemand gewonnen, der einige Tage als Mann figurirt. Freilich kann niemand zur Ertheilung des Scheidebriefs gesetzlich gezwungen werden, und ich erlebte wirklich einen Fall, wo die formelle Verbindung zu einer bleibenden wurde. Bei der Sighe kommt die Scheidung nicht in Frage, da der Vertrag mit ihr von selbst nach bestimmter Zeit abläuft.

Dem Mann ist ferner gestattet, eine Frau, die er als Akdi verstoßen, als Sighe wieder zu heirathen. Als der jetzige König, der bereits vier legitime Frauen hatte, mit einer Sighe, der Mutter des Kronprinzen, sich legitim verheirathen wollte, erhielt eine seiner Akdis den Scheidebrief und blieb dann unter dem Namen einer Sighe im Harem, womit dem Gesetz genügt worden war.

Frauen, welche für ihre Kinder Ammen halten, empfangen rasch nacheinander und gebären fast jedes Jahr, während in den ärmern Klassen, wo das Kind bis zum dritten Jahr von der Mutter gesäugt wird, Empfängniß und Geburten sich langsamer folgen; doch geschieht es auch, daß Frauen während und trotz der Lactation im zweiten Jahr wieder menstruirt werden und, allerdings zum Nachtheil des Säuglings, empfangen. Leidet eine Frau während des Säugens am Wechselfieber, so nimmt die Milch ab und schwindet endlich ganz, und das Kind erkrankt an der Ruhr. Durchschnittlich gebären die Perserinnen sechs- bis achtmal; danach sollte man auf eine rasche Zunahme der Bevölkerung schließen,

denn die Kinder sind wohlgebildet und kräftig; allein von sechs Kindern bleiben, vorzüglich in den Städten, in der Regel kaum zwei, manchmal keins am Leben. Tagtäglich kamen Frauen in meine Wohnung, welche ein Mittel zur Fruchtbarkeit von mir verlangten; auf die Frage, ob sie denn noch keine Kinder geboren hätten, erhielt ich fast stereotyp die Antwort: „Ich hatte deren fünf oder sechs (der Perser gibt immer die beiläufige Zahl an), aber sie starben alle.“ Die Mehrzahl der Kinder unterliegt im zweiten Lebensjahre, und in den meisten Städten weist die Bilanz zwischen den Geburten und Todesfällen ein Minus der erstern auf, weshalb ein steter Zuzug aus den Provinzen nothwendig ist. Im Frühling 1859 starben allein in Ispahan über achthundert Kinder an den Blattern. Unter diesen Umständen ist die Menge der kinderlosen Frauen groß und gibt es Geschwister von mütterlicher Seite selten. Es dürfte im Durchschnitt kaum mehr als ein lebendes Kind auf eine Frau zu rechnen sein. Eine Prinzessin in Teheran bildete das Stadtgespräch, weil sie acht Kinder am Leben hatte, und man fragte mich oft, ob ich je in Europa ähnliches gesehen!

Wenn ein unverheirathetes Mädchen, eine Witwe oder eine Geschiedene gebären sollte, so wäre ihr der Tod gewiß. Der Fall ist aber unerhört; ein uneheliches Kind (hærum zāde) findet sich nirgends unter den Schiiten, das Wort wird nur zum Schimpf gebraucht. Alle außerehelichen Schwangerschaften enden mit abortus, indem man die Eihäute mittels Haken sprengen läßt. Von den Hebammen soll diese Operation mit besonderer Geschicklichkeit ausgeführt werden, wenigstens sind in Teheran mehrere deshalb renommirt und viel besucht. Uebrigens wird die Sache ziemlich publik betrieben und ihr kein Hinderniß in den Weg gelegt. Nur einzelne unglückliche Geschöpfe wollen sich selbst helfen;

ſie ſetzen maſſenhaft Blutegel an, machen Aderläſſe an den Füßen, nehmen Brechmittel aus Sulfas Cupri, Draſtica oder die Sproſſen von Dattelkernen; und fruchten alle dieſe Mittel nicht, ſo laſſen ſie ſich den Unterleib walken und treten. Viele gehen an den Folgen dieſer rohen Behandlung zu Grunde. Sehr häufig erwiderten mir ſolche Unglückliche, wenn ich ihnen die Bitte um ein Abortivmittel unter Verweiſung auf meinen geleiſteten Eid abſchlug: „Euer Eid mag wol für Frengiſtan gut ſein, wir aber können nicht gebären, ſonſt werden wir ſammt dem Kinde getödtet.“ Wer möchte es ihnen unter ſolchen Umſtänden verargen, wenn ſie ſich an einen gefälligern Fachmann wandten?

Hingegen herrſcht der Misbrauch, welcher in den höhern Ständen der Türkei allgemein iſt, daß die Frau, nachdem ſie zwei Kinder geboren hat, mit Wiſſen ihres Mannes von nun an abortus hervorruft, theils um ihre Körperſchönheit zu erhalten, theils um die Nachkommenſchaft zu verringern, nirgends in Perſien. Denn erſtens iſt es außerordentlich ſelten, daß eine Perſerin mehr als zwei Kinder am Leben erhält, ſie ſtrebt daher nach Erſatz; und zweitens ſetzt ſie einen Stolz darein, eine zahlreiche Nachkommenſchaft zu beſitzen, die ihr in ihren alten Tagen zur Stütze dienen kann. Wenn Unfruchtbarkeit von den Frauen aller Länder als ein Misgeſchick angeſehen wird, ſo iſt dieſelbe in Perſien wirklich das größte Unglück; die Unfruchtbare wird faſt immer vom Manne verſtoßen, von andern Frauen des Harems verhöhnt, und ſteht in ihren alten Tagen, wo die Mutter gewöhnlich das Obdach ihres Kindes in Anſpruch nimmt, iſolirt und hülflos da. Nur in den ärmſten Klaſſen kommt es bisweilen vor, daß eine Mutter ihr Kind heimlich an die Schwelle einer Moſchee ausſetzt; doch findet es dort immer einen Abnehmer, denn der Orientale, welcher dem Hunde, obgleich er ihn für unrein hält, Brot zum Fraß hinwirft, erbarmt ſich ſicher

eines Kindes. Und in faſt allen Fällen, die mir zur Kenntniß kamen, reclamirte nach einiger Zeit die Mutter ihr Kind.

Während der Schwangerſchaft hält die Frau auf angemeſſene Diät, ſie hütet ſich vor Magenüberladung und vermeidet übermäßige Bewegung; das Reiten jedoch wird als unſchädlich betrachtet und fortgeſetzt. Sie beſucht öfter den Arzt, um ſich den Puls fühlen und vergewiſſern zu laſſen, ob die Frucht ein Knabe oder ein Mädchen ſein werde. Aderlaſſen iſt nur in einigen Städten üblich, und nie in den erſten drei Monaten der Schwangerſchaft. In den letzten Monaten nimmt die Schwangere viel Tabaſchir-Magneſia und andere wohlſchmeckende Erden zu ſich. Mein Schüler Mirza el Wähab ſchreibt mir darüber aus Paris: „Dans les deux derniers mois de la grossesse la magnésie et la terre odoriférante (turbut) flattent leur goût.“

Sobald die erſten Wehen bei der Gebärenden ſich einſtellen, wird die Hebamme (māmā) geholt, welche ihr einige Glas eines emollirenden mucilaginöſen Decocts heiß zu trinken gibt. Beim Beginn der Treibwehen muß ſie das Bett verlaſſen und in hockender Stellung — ita ut in defecatione — auf je drei parallel übereinander gelegten Ziegelſteinen Platz nehmen, wobei ſie ſich mit den Händen an die Umſtehenden klammert. In dieſer Stellung verharrt ſie ſo lange, bis das Kind ausgetrieben iſt. Eine Unterſtützung des Mittelfleiſches findet nicht ſtatt, ſelten iſt Nachhülfe von ſeiten der Hebamme erforderlich. Die Perſerin findet dieſe hockende Stellung, weil ſie von Kindheit auf an eine ähnliche Art des Sitzens gewöhnt iſt, nicht beſonders läſtig; den Europäerinnen aber, welche im Lande gebären, iſt ſie äußerſt qualvoll und faſt unerträglich. Man erachtet ſie jedoch für die einzig richtige; wo ich eine andere Lage anordnete, entfernte ſich die Mama und erklärte, daß ſie für

nichts einſtehen könne. Während dieſes Geburtsactes werden Gebete für die glückliche Entbindung vom Dache des Hauſes ausgerufen (izāt).

Nach der Entbindung wird die Wöchnerin ins Bett gebracht; in den erſten drei Tagen erhält ſie nur vegetabiliſche Nahrung, mit Zucker und Fett vermiſcht, und wird ſorgfältig vor Erkältung gehütet. Nach ſieben bis zehn Tagen führt man ſie, falls ſowol die allgemeinen wie die örtlichen Symptome ſich günſtig zeigen, ins Bad und ſalbt daſelbſt den Körper mit friſcher Butter und einem Zuſatz von verſchiedenen Gewürzen, beſonders Zedoaria, bis ſie gehörig in Schweiß kommt. Alsdann darf ſie die Moſchee beſuchen, ihrem Manne iſt ſie jedoch erſt nach Verlauf von vierzig Tagen wieder erlaubt.

Die Hebamme badet das Kind; führt dabei ihre mit heiliger Erde beſtrichenen Finger in deſſen Mund und drückt ſie gegen den Gaumen, um dieſem die gehörige Wölbung zu geben, auch die Gaumenbeine, falls dieſelben getrennt wären, zuſammenzufügen (!) Das Volk ſetzt einen ſolchen Glauben in die Wirkung dieſer Operation, daß ein Wolfsrachen ſtets der ungeſchickten Manipulation der Mama zugeſchrieben wird.

Ich nahm ſchon früher Gelegenheit, der leichten Entbindung der perſiſchen Frauen, beſonders der Nomadenweiber zu erwähnen. Krankhafte Zuſtände während der Schwangerſchaft gehören zu den Seltenheiten, ebenſo Anſchwellungen und Krampfadern, wenigſtens wurde ich nie deshalb conſultirt, und das Volk kennt keinen Namen für dieſes Leiden. Die wenigen Fälle von Kindbettfieber, welche mir in meiner dortigen Praxis vorgekommen, hatten meiſt einen gutartigen Verlauf. Obwol mir keine ſtatiſtiſchen Angaben zur Hand ſind, ſteht es doch nach genauen Erkundigungen feſt, daß die Anzahl der Frauen, welche beim

Gebären oder im Wochenbett unterliegen, äußerſt gering anzuſchlagen ſei.

Die perſiſche Frau iſt von mittlerer Statur, weder mager noch fett. Sie hat große, offene, mandelförmig geſchlitzte, von Wolluſt trunkene Augen — das tscheschme chumār lyriſcher Dichter — und feingewölbte, über der Naſe zuſammengewachſene Brauen; ein rundes Geſicht wird hochgeprieſen und von den Dichtern als Mondgeſicht (mah-ruje) beſungen. Ihre Extremitäten ſind beſonders ſchön geformt; Bruſt und Hüften ſind breit, die Hautfarbe etwas brünett (eine weiße Haut, ſehr geſchätzt und beneidet, findet ſich ſelten); die Haare ſind dunkelkaſtanienbraun, der Haarboden ſehr üppig. Man trachtet durch künſtliche Mittel die Körperſchönheit zu erhöhen; das Geſicht wird roth und weiß geſchminkt, Haare und Augenbrauen werden ſchwarz, die Handteller, Nägel und Fußſohlen orangegelb gefärbt. Außerdem tätowiren ſich manche an verſchiedenen Stellen des Körpers, am Kinn, Kehlkopf, zwiſchen den Brüſten und am Bauche; früher war dieſe Operation (chāl kubiden) allgemeine Sitte, jetzt hat ſie ſich nur noch hier und da in den Mittelklaſſen erhalten, in den höhern aber ganz aufgehört. In Haltung und Bewegung iſt die Perſerin graziös, ihr Gang iſt leicht, frei und flüchtig. Sie iſt ſehr neugierig, kokett und putzſüchtig, und da ihre Kleidung bei den vermögenden Klaſſen meiſt aus Shawl, Seide, Goldtreſſen und ſchwerem Brocat beſteht, ſo führen ihre Ausgaben für die Toilette oft den Ruin der Familie herbei. Sind noch dazu mehrere Frauen im Hauſe, ſo ſuchen ſie in guten Zeiten ſoviel als möglich für die Zukunft auf die Seite zu legen, und ſo gehen meiſt die durch Erpreſſung und Betrug angehäuften Schätze des Mannes in kurzer Zeit wieder verloren. Sie liebt Abenteuer und weiß ſie ſehr geſchickt einzuleiten. In hohem Grad abergläubiſch, gibt ſie viel auf Zauber, Hexereien,

Glücksſtern, böſen Blick (sehr u dschādu, bæcht, bæd nezer), beſonders in Sachen der Liebe, und wendet allerlei Mittel und Amulete von ſonderbarſtem Inhalt an, um ſich einen Mann zu verſchaffen, ſeine Liebe zu feſſeln, den böſen Blick zu beſchwören, fruchtbar zu werden oder die Fruchtbarkeit ihrer Genoſſinnen zu hindern. Berühmt iſt ein Minaret, genannt kune-birindschi (natibus aereis), in der Nähe von Iſpahan, zu welchem Mädchen und Witwen, um einen Mann zu bekommen, wallfahrten. Es führen zwölf Stufen hinan; auf jede derſelben wird eine Nuß gelegt, welche die Pilgerin podice knacken und dabei folgende Strophe recitiren muß:

Ai minār-e-kun-e-birindschi
Hærſet mizænem nerændschi
Hāwenk-e-men deste michuāhed
Mærd-e kemer beste michuāhed.

Oh minaretum podicis aerei
Tecum loquor non irascere
Mortarium meum pilum vult
Virum renibus cinctis vult.

In gleicher Abſicht ſetzen ſich die Mädchen auf die Deichſel einer von Pferden getriebenen Papiermühle und laſſen ſich darauf zweimal um die Säule ziehen. Wird eine Frau, ohne ihr Wiſſen, mit Schweinefett beſchmiert, ſo glaubt man, ſie werde unfruchtbar, und da Schweinefett ſchwer zu haben iſt, wurde ich häufig von Nebenbuhlerinnen um eine Portion deſſelben angegangen.

Muſcheln, obſcöne Theile von der Hyäne, vom Haſen u. ſ. w., die Früchte von Anacardium werden als Amulete getragen.

Bei der Geburt eines Knaben erſcheint nach dortigen Vorſtellungen in der Nacht die Fee Aal, um das Kind zu tödten; man ſpaltet deshalb mit einem Schwert die Luft

gegen alle vier Windrichtungen und meint, die böse Fee werde von den Streichen getroffen. Ein ähnlicher Gebrauch herrscht, wenn ich nicht irre, bei den Juden.

Der vom Aberglauben dictirten Vorschriften in Bezug auf Empfang und Verabschiedung eines Gastes an bestimmten Tagen, über die Speisen, die man ihm vorsetzen soll, über die Art ihrer Bereitung u. s. w. sind unzählige; sie bilden das Thema einer sehr interessanten Abhandlung, Kulsum naneh betitelt.

Ferner sollen gewisse Auslagen nicht mit eigenem, sondern mit erbetteltem Gelde bezahlt werden, und manche hohe Dame verschmäht es nicht, im Bettleranzug die Vorübergehenden um Almosen anzusprechen. Sehr oft bemerkte ich an der feingeformten Hand und dem durchschimmernden Armband, daß ich es nicht mit einer gewöhnlichen Bettlerin zu thun hatte.

Außerdem hat jeder Tribus wieder seine besondern Vorurtheile, seine glücklichen und unglücklichen Tage, die sich an freudige oder traurige historische Erinnerungen dieses Stammes knüpfen; eine reiche Auswahl davon besitzt der regierende Stamm der Kadscharen.

Das Weib darf nur vor ihrem Mann und einigen nächsten Anverwandten unverschleiert erscheinen; löst sich auf der Gasse durch einen Zufall der Schleier, so gebietet die Sitte, daß der ihr Begegnende sich abwende, bis sie ihn wieder befestigt hat. Selbst die alte Straßenbettlerin zeigt sich nicht ohne Schleier. Europäerinnen, welche sich unverschleiert in den Straßen sehen lassen, sind ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde, auch wol des Mitleids. Nur die Nomadenweiber tragen das Gesicht frei, vermeiden es aber von Fremden sich anschauen zu lassen.

Zum Aufenthalt für die Weiber dient das innere Gemach (arabisch harem, persisch enderun). Das Wort Harem

bedeutet sacrum, das Heiligthum, zu welchem jedem Fremden der Zutritt streng verboten ist. Der Eindringling kann leicht sein Unternehmen mit dem Tode büßen. Sind mehrere Frauen im Hause, so bewohnt jede eine besondere Abtheilung, in den Häusern der Reichen mit eigenem Hof, eigener Bedienung und Küche, eigenen Sklaven und Eunuchen. Stets eine boshafte Absicht fürchtend, berührt keine Frau, weder für sich noch für ihr Kind, die Kost ihrer Nebenbuhlerin. Weil der Perser das Enderun als Heiligthum betrachtet, spricht er nie in Gesellschaft von seinen Frauen oder Kindern; er nennt nie den Namen einer Frau, sondern bezeichnet sie im Nothfall als die Mutter dieses oder jenes Kindes, als Tochter seines Oheims u. s. w. Es wird selbst als grober Verstoß angesehen, wenn der europäische Arzt beim Manne nach dem Befinden von dessen kranker Frau oder Tochter sich erkundigt. Als vor Ausbruch des englisch-persischen Kriegs auf Befehl des englischen Botschafters Farasche zur Vornahme der Pfändung in einen Harem drangen, drohte ein Aufruhr in der Stadt. Die Farasche mußten sich flüchten, um ihr Leben zu retten. Hingegen ist es ungegründet, daß der Arzt, wie man gewöhnlich annimmt, nur den Puls einer Patientin zu fühlen bekommt; er darf, wo er es für nothwendig erklärt, auch die weitere physikalische Exploration vornehmen. Das allerletzte jedoch, was ihm die Kranke zeigt, ist ihr Gesicht, sie glaubt sich dadurch zu prostituiren; allein auch dafür weiß die wahre Tochter Eva's ein Auskunftsmittel; sie hat zuerst an den Zähnen etwas zu verbessern, und hebt den Schleier bis zur Nase; dann findet sich ein Fleck auf der Stirn, und sie senkt die obere Hälfte des Schleiers, sodaß der Arzt nur zu addiren braucht, um die Totalsumme zu erhalten.

Der Titel, welcher einer Frau von Rang zukommt, ist chānum; Frauen untergeordneten Ranges werden begum

oder bādschi (Schweſter), die ärmſten und niedrigſten sāife (die Schwache) genannt. Der Titel bibi (gnädiges Fräulein), früher ſehr üblich, iſt jetzt außer Gebrauch.

Die Beſchäftigung der Frauen iſt verſchieden je nach dem Stande und nach dem Aufenthalt in der Stadt oder auf dem Lande. Bei den ärmern Klaſſen verrichten ſie alle häuslichen Geſchäfte; die übrige Zeit füllen ſie mit Spinnen von Wollengarn aus, und zwar nach jener uralten Weiſe, wobei der Rocken unter dem Arm gehalten wird und der abgeſponnene Faden an der freihängenden Spindel herunterläuft. Aus dem geſponnenen Garn weben ſie Strümpfe, Teppiche und Pferdedecken. Die Frauen der höhern Stände verbringen faſt alle ihre Zeit mit Baden, Rauchen des Narghiles, Abſtatten und Empfangen von Beſuchen, Eſſen verſchiedener ſüßen und öligen Früchte, Thee- und Kaffeetrinken; ſelten beſchäftigen ſie ſich mit Leſen eines Buchs oder Schreiben von Billets. Im Ausgehen genießt die Perſerin ziemlich große Freiheit. Bürgersfrauen, ja ſelbſt Angeſehenere beſuchen incognito allein die Bazars, den Arzt u. ſ. w.; ſehr reiche Damen machen ihre Beſuche zu Pferde, begleitet von einer zahlreichen Dienerſchar; hinter ihnen reitet ihre alte Geſellſchafterin (gis sefid), der Eunuche oder ein anderer Diener führt die Zügel des Pferdes. Als beliebtes Mittel der Zerſtreuung werden die Wallfahrten in die geheiligten Imamzadis benutzt, bei welchen nicht ſelten neben den heiligen auch weltliche Zwecke mitunterlaufen.

Von ſeiten des Mannes erfreut ſich die Frau im allgemeinen einer guten Behandlung; körperliche Züchtigungen ſind faſt unerhört. Trotz ihrer Abgeſchiedenheit und Verborgenheit übt ſie Einfluß auf alle Geſchäfte; ſie miſcht ſich ſogar in die politiſchen Angelegenheiten, und mancher Sturz eines Gouverneurs oder eines Veziers ward durch ſein angeſponnene Fäden im Enderun vorbereitet. Der größte

Schmerz, welcher der Frau widerfahren kann, ist eine neue Heirath ihres Mannes oder Vernachlässigung von seiten desselben, indem er einer andern mehr Liebe spendet als ihr. Sie ist dann trostlos; viele kamen in dieser Noth zu mir, um ärztlichen Rath zu holen, und auf die Frage, was ihnen fehle, gaben sie an: „Bād-e-æräz dārem!" (Ich habe Anwandlungen von Kummer!) Wird eine Frau gewahr, daß ihr Mann mit Heirathsideen umgeht, so versucht sie durch Drohungen, Weinen und Bitten ihn davon abzubringen; gelingt ihr dies nicht, dann beginnt sie die Auserwählte zu verunglimpfen und zu verdächtigen; endlich aber ergibt sie sich in ihr Schicksal und schließt mit ihrer Nebenbuhlerin (hāveh) Frieden. Es tritt eine Art Compromiß, selbst Freundschaft zwischen ihnen ein, und beide rächen sich durch Untreue an dem Mann. Im Sommer 1853 ritt ich nach Hamadan; unterwegs überholte mich eine Dame, welche mittels Kurierritts, eine von Frauen höchst selten unternommene Anstrengung, ebendahin reiste. Sie gab sich für eine Prinzessin aus. In Hamadan angekommen, hörte ich, die Pseudo-Prinzessin sei die Frau des königlichen Elefantentreibers, und auf die Kunde, daß ihr Mann sich dort verheirathen wolle, auf schnellstem Wege zu ihm geeilt. Sie hatte 35 Meilen in zwei Tagen zurückgelegt und war wirklich so glücklich, die Sache rückgängig zu machen.

In der Regel nimmt diejenige Frau, welche aus der Verwandtschaft ist, den obersten Rang ein; sie führt das Hauswesen, vertheilt die täglichen Portionen Reis, Holz, Brot u. s. w., bestimmt selbst das jus noctis und übt oft eine solche Autorität über die andern Frauen aus, daß diese in ihrer Gegenwart ohne Erlaubniß nicht niedersitzen und nicht rauchen dürfen. Hat jedoch nur eine der Frauen Kinder geboren oder allein das Glück gehabt, sie nicht durch den Tod zu verlieren, so pflegt sie statt der aus der

Verwandtſchaft ſtammenden die Bevorzugte zu ſein. Einer geborenen Prinzeſſin müſſen alle andern den Platz räumen und ſich glücklich ſchätzen, wenn ihnen und ihren Kindern ein beſcheidenes Plätzchen im Harem gegönnt wird.

Wenn ein Sohn des Hauſes heirathet, ſo folgt ihm der Sitte gemäß ſeine Mutter, um ihre Tage bei ihm zu beſchließen. Sie entgeht dadurch der Zurückſetzung, die ihr ſonſt im Alter, wenn der Mann ſich inzwiſchen eine jüngere Frau genommen, widerfährt. Die perſiſche Frau altert raſch; mit 35 Jahren iſt ſie bereits eine Matrone. Häufig hört man daher die Klage: „Ai wāi dschewāni ræſt!“ (O weh, die Jugend iſt hin!)

Das Kind bezeigt der Mutter Liebe, dem Vater Ehrfurcht und Gehorſam: ſo verlangt es das patriarchaliſche Syſtem, welches in Perſien noch zum großen Theil Geltung hat. Der Vater wird als Chef des Hauſes betrachtet; in ſeiner Gegenwart darf der Sohn, auch nachdem er bereits erwachſen und bejahrt iſt, ſich nicht niederſetzen, nicht rauchen, ohne beſondere Erlaubniß dazu eingeholt zu haben, und dieſe wird nicht immer ertheilt. Alles Eigenthum gehört dem Vater, daher nie der Fall eintreten kann, wie es in Europa geſchieht, daß der Vater in ärmlichen Verhältniſſen lebt, während der Sohn in Reichthümern und Genüſſen ſchwelgt. Ein fünfundachtzigjähriger Greis zu Teheran, der ſein Vermögen durch Wallfahrten aufgezehrt, heirathete ein junges Mädchen und nahm vom Hauſe ſeines Sohnes Beſitz. Dieſer, ein Maurer, hatte es durch Fleiß und Sparſamkeit dahin gebracht, daß er ſich zwei Häuſer ſammt Weingärten kaufen konnte. Er wollte den Einzug ſeines Vaters in das Haus nicht dulden und wandte ein, er habe von demſelben nichts geerbt, ſondern alles ſich ſelbſt erworben. Wegen dieſes Benehmens wurde er von dem Richter zur Baſtonnade verurtheilt; der weiſe Urtheilsſpruch lautete: der Sohn

müſſe ſich glücklich preiſen, daß der Vater ihm noch ein Haus gelaſſen, da er beide hätte nehmen können.

Die Glieder einer Familie bilden unter ſich ein Ganzes, und ſchließen ſich als ſolches wieder an ein hervorragendes Stammhaupt an, welches als Chef ſämmtlicher dazu gehöriger Familien (ser-e-tāife) verehrt wird. Gelangt der Chef zu einer beſonders einflußreichen Stellung, z. B. zur Würde eines Großveziers, ſo trachtet er zunächſt, mit Hintanſetzung aller Fremden, die ganze Schar ſeiner, ſelbſt entfernteſten Verwandten aus der Dunkelheit hervorzuziehen und ſie mit den verſchiedenſten Aemtern in der Hauptſtadt wie in den Provinzen zu verſorgen. Freilich werden auch andererſeits alle wieder in ſeinen Sturz mit hineingeriſſen. Man konnte dies in Perſien ſehen, als raſch nacheinander, das Los der aus ihnen hervorgegangenen Miniſter theilend, der Stamm von Maku, von Nur, von Farahun ans Ruder kamen und ebenſo ſchnell wieder ſanken.

Der Perſer kann nicht begreifen, wie man lange Zeit fern von ſeiner Familie leben oder dieſelbe vernachläſſigen könne. So fragte mich einmal der Großvezier, ob ich denn in Europa keine Anverwandten hätte, und bemerkte, nachdem ich die Frage bejaht, ſpöttiſch: „Meger chische-gaum-e kadschari dāri?“ (Du hältſt es wol mit der kadſchariſchen Familie?)*)

Stirbt ein Familienvater, ſo gilt es als ſelbſtverſtändlich, daß die hinterbliebenen Witwen und Waiſen das Haus ſeines Bruders beziehen und dort Unterhalt und Pflege empfangen; eine Verweigerung in ſolchem Fall wäre unerhört. Einem Fortreiſenden, der einen Bruder im Lande

*) Die kadſchariſche, d. i. königliche Familie, ſteht nämlich in dem Ruf, daß ſie in ſich zerriſſen ſei und ihre Glieder ſich gegenſeitig nicht unterſtützen.

zurückläßt, vertraut man jede Summe, weil man ſicher iſt, daß er keine Schande über das Haupt ſeines Bruders bringen werde. In Teheran lebten zwei Brüder, Engländer, namens Burges. Der eine erbot ſich, für die Regierung Gewehre in London anzukaufen, und erhielt zu dieſem Zweck 80000 Dukaten unter keiner andern Bürgſchaft, als daß der andere Bruder in Teheran zurückbleibe. In England verlor er aber bedeutende Summen an der Börſe und flüchtete ſich nach Amerika. Der Bruder ward mehrere Jahre als Geiſel in Teheran gehalten, denn nach patriarchaliſchen Begriffen gab man die Hoffnung nicht auf, der Schuldner werde ſich wieder einſtellen. Allein dies geſchah nicht; und als der Zurückgebliebene klagte, daß ihm die Mittel zur Subſiſtenz abgingen, bewilligte ihm die Regierung ſogar ein Jahrgehalt, das er bis zum Ende ſeines Lebens bezog.

So feſt wurzelt der Perſer in der Familie; er thut alles für ſie, ſteigt und fällt mit ihr, und empfindet Ehre oder Unehre jedes Familiengliedes wie ſeine eigene. Nach der Familie (chisch-u-gaum) kommt ihm ſein Stamm (tâife), dann ſeine Provinz. Er rühmt ſich: „Chisch-u-gaum u tâife dârem", d. i. „Ich habe Verwandte und gehöre einem Stamm an"; er kennt alle irgendwie hervorragenden Männer ſeines Stammes und iſt ſtolz darauf, wenn einer aus demſelben als Thronprätendent auftritt, ſo ſchmählich auch das Unternehmen enden mag. Unter Vaterland (wetten) verſteht er immer die Provinz, in welcher er geboren iſt; ein Geſammtvaterland kennt er nicht. Er ſchwärmt zwar in der Fremde für das châk-e-irân, den iraniſchen Boden, doch meint er damit die Sehnſucht nach der trockenen, conſtanten Temperatur und dem heitern iraniſchen Himmel, nicht die Anhänglichkeit an das Vaterland.

Wir erwähnten ſchon früher, daß ſämmtliche Glieder einer Familie denſelben Stadttheil bewohnen und alle darin

gelegenen Grundstücke anzukaufen trachten, und daß dies die Ursache sei, weshalb ein Stadttheil plötzlich aus der Dunkelheit sich erhebt, um mit dem Sturz des Chefs wieder zu verfallen. Die ganze Geschichte Irans ist nur eine Reihe von Episoden einzelner Familien, deren Glück oder Unglück das Los ganzer Stämme in sich schließt.

Der Harem des Schah.

In dem königlichen Harem befinden sich die Frauen und Kinder des Königs, die Sklavinnen und die übrige weiße und schwarze Dienerschaft der Frauen. Er besteht aus drei großen, miteinander in Verbindung stehenden Höfen nebst einer besondern Abtheilung für die Königin-Mutter Valideh, auch Mädeh-aliah. An der Spitze der Verwaltung steht der Chadsche baschi, der oberste Eunuche, dem acht andere Eunuchen untergeben sind; allen gebührt der Titel Agha. Außerdem enthält der Harem das Bad und die königliche Privatschatzkammer, deren Schlüssel meist der erste Eunuche aufbewahrt.

Der Schah hatte im Sommer 1860, als ich die Hauptstadt verließ, vierzehn Frauen: drei legitime Akdi und elf Sighes (Vertragsfrauen). Die erstern waren Prinzessinnen aus der Dynastie des Feth-Ali Schah, die andern Töchter des Volks aus Tabris und Teheran; zwei davon hatte er zum Geschenk aus Schiraz erhalten. Er erfreute sich einer zahlreichen Nachkommenschaft, soviel ich erfuhr, vierunddreißig Kinder, von denen aber nur vier Knaben und fünf Mädchen am Leben waren. Der älteste überlebende Knabe, nach den neuesten Nachrichten zum Kronprinzen ernannt, heißt Muzzäfereddin; seine Mutter ist eine Tochter des Prinzen Feth ullah. Von den drei andern Knaben sind zwei, Sultan Masud Mirza und Sultan Hussein Mirza, Söhne einer Sighe aus Tabris, Tochter der königlichen Amme, welche der Schah in

letztgenannter Stadt heirathete. Der vierte, betitelt Najib-e ſultaneh*), iſt ebenfalls der Sohn einer Sighe, der Tochter eines Baumeiſters (mæmar baschi), in Teheran. Die übrigen Kinder ſtarben an Hydrocephalus, Cholera und auf andere mir unbekannt gebliebene Weiſe.

Das Schickſal des Kronprinzen iſt ein ſo ſeltſames und wirft ein ſo helles Streiflicht auf die innern Zuſtände des königlichen Hofes, daß ich hier genauer in den Gegenſtand eingehen will; doch iſt es zum Verſtändniß der Sachlage nothwendig, etwas weit auszuholen. Naſſer-eddin Schah, deſſen eigene Schickſale als Kronprinz ſpäter erzählt werden ſollen, hatte bis zum Jahre 1856 bereits zwei zur Thronfolge beſtimmte Prinzen durch den Tod verloren, und es blieb nur noch der früher genannte Muzzäfer-eddin Mirza als derjenige übrig, welcher alle Bedingungen der Thronfolge in ſich vereinigte, denn er war nicht nur der älteſte Prinz, ſondern auch mütterlicherſeits aus dem Kadſcharenſtamm, übrigens ein ſchöngeſtalteter Knabe von ausgebildetem Kadſcharentypus, nur etwas ſchwächlicher Conſtitution. Allein der Schah liebte deſſen Mutter nicht und haßte leidenſchaftlich den Großvater Feth-ulla Mirza. Wahrſcheinlich deshalb hegte er auch gegen den Knaben einen Widerwillen. Seit einigen Jahren hatte der Schah ſeine Neigung an eine Frau,

*) Der Titel Najib-e ſultaneh iſt der höchſte, welcher einem Prinzen zugelegt werden kann, denn er bedeutet Prinz-Regent. Berühmt unter dieſem Titel war Abbas Mirza, Sohn von Feth-Ali Schah, welcher wegen ſeiner Reformen und ſeiner Tapferkeit noch immer in lebhafter Erinnerung des Volks lebt. Er war zum Thronfolger beſtimmt, ſtarb jedoch ſchon bei Lebzeiten des Vaters, daher ſein Sohn Mehmed auf den Thron gelangte. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Naſſer-eddin Schah den einen Sohn zum Kronprinzen und den andern zum Prinz-Regenten ernannt hat, dadurch entſteht tödlicher Haß zwiſchen den Brüdern, weil, im Fall beide den Vater überleben, der neue König ſeinen Bruder tödten oder exiliren läßt.

Namens Dschayramb-Channm verschenkt, später furughe sultaneh (die Fackel des Königthums) genannt, die Tochter eines armen Tischlers aus dem Dorfe Tedscherisch, nahe bei Teheran. Sie war Tänzerin der Königin-Mutter gewesen und weder schön noch anmuthig; auf der linken Wange hatte sie eine große Boutonnarbe. Dennoch gewann sie so großen Einfluß auf den Schah — man schrieb es einem Zauber zu —, daß sie alle die andern legitimen Frauen, welche nun in Trübsal und Zurückgezogenheit leben mußten, aus seiner Gunst verdrängte. Ihr Vater wurde Gouverneur einer Provinz, ihr Bruder und Schwager, obgleich beide nicht schreiben konnten, wurden Kämmerlinge des Königs. Sie gebar zwei Söhne und eine Tochter, der ältere Sohn erhielt den Namen Kasem Chan. Als nun im Jahre 1856 der zweite Kronprinz an der Cholera gestorben war, beschloß der Schah, mit Hintansetzung des Prinzen Muzzäfer-eddin, ihren Sohn, Kasem Chan zum Thronfolger zu ernennen. Da jedoch der Vertrag im Wege stand, wurde ich angegangen, ein Document des Inhalts auszustellen, daß Muzzäfer-eddin körperlich und geistig schwach, daher zur Thronfolge unfähig sei. Ich wies natürlich dies Ansinnen, das mir von einem Agenten des Großveziers zukam, mit Entrüstung zurück; auch glaube ich nicht, daß es vom König selbst ausging. Wie dem auch sei, Kasem Chan wurde wirklich zum Thronfolger ernannt. Es herrschte damals große Eifersucht zwischen der russischen und englischen Gesandtschaft wegen der Verwickelungen mit Herat; beide vermieden deshalb, die Wünsche des Königs zu durchkreuzen. Die ehemalige Tänzerin stieg nun auf den höchsten Gipfel der Macht; ihr Einfluß machte sich in allen Staatsangelegenheiten geltend; der König lebte nur für sie und ihren Sohn Kasem Chan; ihren zweiten Sohn ernannte er in der Wiege zum Commandanten der Artillerie (emir-e-ṭubchāneh), während er die Kinder seiner andern

Frauen vernachläſſigte. Beſonders wuchs ſeine Abneigung gegen den Prinzen Muzzäfer-eddin; begegnete er dem Knaben zufällig in den Hofräumen, ſo mußte ein Mantel über denſelben geworfen werden, damit der königliche Blick ihn nicht treffe. Ich erinnere mich, wie der Unglückliche nach einer ſchweren Krankheit dem König während des Frühſtücks vorgeſtellt wurde; er vermochte ſich vor Schwäche kaum auf den Beinen zu halten, aber der König beachtete es nicht und hieß ihn nicht niederſitzen. Kaſem Chan, der auch zugegen war, beluſtigte ſich damit, einen Falken auf ihn loszulaſſen; der Kleine bedeckte die Augen mit der Hand und rief in kläglichem Ton: „Schāh mitarsem!“ (König, ich fürchte mich!), worauf zwar der Schah dem Kronprinzen einen Verweis gab, von dieſem aber die Bosheit noch dreimal wiederholt wurde, bis der Reconvaleſcent ohnmächtig zuſammenſank. Apathiſch befahl der König, daß man ihn wegtrage. Plötzlich, im Frühling 1859, begann Kaſem Chan, bis dahin ein kräftiger Knabe, zu kränkeln; die Urſachen ſeines Siechthums blieben dunkel und ſind noch jetzt nicht aufgeklärt; er erbrach ſich öfters, bekam Schielen und Krämpfe, und ſtarb nach drei Monaten unter Symptomen von Waſſerkopf. Sein jüngerer Bruder war ihm kurz vorher ins Grab vorangegangen, und einige Monate darauf folgte ihm auch die Schweſter, das letzte Kind Furughe Sultaneh's. Dieſe ſah ſich ſomit vom höchſten Gipfel des Glücks in den tiefſten Abgrund des Elends geſtürzt; ſie überlebte den Schlag nicht lange, ſondern ſtarb bald aus Gram. Nach ihrem Tode milderte ſich die Abneigung des Schah gegen ſeinen älteſten Sohn Muzzäfer-eddin in etwas, aber ganz erloſchen war ſie noch nicht; denn unter dem Vorwande, daß es der Deſignation eines Thronfolgers nicht bedürfe, überdies eine ſolche von böſer Vorbedeutung ſei, legte er dem vierten Sohn den Titel nājib-e-sultaneh (Gehülfen in der Regie-

rung) bei, hoffend, derselbe werde sein Nachfolger auf dem Throne werden.

Vor einiger Zeit lasen wir jedoch mit Befriedigung in den Zeitungen die Nachricht, daß endlich dem ältesten Prinzen sein gutes Recht geworden, indem ihn der Schah nach vielen Wandlungen zum Thronfolger und zum Gouverneur von Tabris ernannt, wohin er sich, in Begleitung seiner Mutter und eines ehrlichen kurdischen Generals, Aziz Chan, begeben habe.

Im ganzen ist das Los der königlichen Frauen kein beneidenswerthes. Nicht allein daß der König sich gewöhnlich an Eine hält und die andern vernachlässigt, so leben sie in vollkommener Absperrung, beinahe in Gefangenschaft, und dabei fließen ihnen selbst die Subsistenzmittel äußerst spärlich zu. Der durchschnittliche Gehalt von etwa 50 Dukaten monatlich reicht kaum zur Bestreitung der nothwendigen Ausgaben hin, da jede vermöge ihres Ranges und ihrer persönlichen Sicherheit wegen eine eigene Küche führen und eigene Dienstboten zum Verkehr mit der Außenwelt unterhalten muß. Außerdem werden sie von ihren Aeltern und Brüdern in Anspruch genommen, welche gewöhnlich ganz von ihrer Unterstützung leben wollen. Es gilt zwar nach Landessitte nicht für unschicklich, daß die Schwäger des Königs im Bazar ein Geschäft oder Handwerk treiben und in ärmlichen Verhältnissen leben; doch suchen sie natürlich von dem hohen Rang der Schwester möglichsten Nutzen zu ziehen. Die kostbaren Shawlkleider und die Juwelen, welche die Frauen des Königs erhalten, bleiben Kroneigenthum und können nicht veräußert werden, höchstens geht wol einmal durch Zufall ein Stein verloren. Wehe vor allen denjenigen unter ihnen, welche unfruchtbar sind oder das Unglück hatten, ihre Kinder durch den Tod zu verlieren; sie ermangeln des Trostes, im Alter den Harem verlassen und bei einem verheiratheten Sohn ihre Jahre beschließen zu können.

Man geht daher in guten Häuſern der Ehre aus dem Wege, eine Tochter ins Enderun des Königs zu liefern, indem ſchöne Mädchen von den Aeltern ſorgfältig verborgen gehalten werden, damit ſie nicht die Aufmerkſamkeit der königlichen Familie auf ſich lenken, oder man ſucht ſie, falls dies dennoch geſchehen, ſchnell zu verheirathen, um ſo mehr als es ſich ſchon öfter ereignet hat, daß der Schah nach einigen Tagen die junge Frau mit einer kleinen Geldentſchädigung ins älterliche Haus zurückſchickte, in welchem Fall ſie nur mit beſonderer Erlaubniß der Königin-Mutter ſich wieder verheirathen darf. So leben in Teheran zwei ſolcher vom König geſchiedenen Frauen, deren eine ſpäter einen Buchbinder, die andere einen Schüler aus dem königlichen Collegium geheirathet hat.

Die äußern Gemächer des königlichen Schloſſes dürfen für gewöhnlich von den Frauen nicht betreten werden; nur manchmal entläßt der König ſeine geſammte männliche Umgebung und erlaubt dann den Frauen, ſich im Schloß zu ergehen; man nennt dieſes ḳuruḳ. Unternimmt der König eine Reiſe oder eine Expedition, ſo läßt er ſich nur von einer Frau begleiten; die andern müſſen unterdeſſen einen ſeiner Landſitze beziehen. Wenn eine königliche Dame ausreitet, was nur auf Reiſen oder bei Ueberſiedelungen geſchieht, da ihr ſonſt nicht geſtattet iſt, das Schloß zu verlaſſen, ſo müſſen alle dem Zug Begegnenden auf den Ruf der Eunuchen ſich verbergen oder weite Umwege nehmen. Ein Weigerungsfall ſeitens eines europäiſchen Diplomaten führte einſt zu ſehr complicirten Erörterungen und ernſtem Notenwechſel.

Die jetzige Königin-Mutter, Valideh, erfreut ſich eines großen Einfluſſes, welchen ſie beſonders bei Beſetzung der Gouverneurſtellen, bei einem Miniſterwechſel und bei den Heirathen des Schahs geltend macht. Ihre Abenteuerſucht

gibt reichen Stoff zu böſem Leumund; übrigens ſoll ſie viel Witz und Geiſt beſitzen, auch im Dichten und Blumenmalen ſich verſuchen.

Die jungen Prinzen erhalten eine Amme und werden von der Mutter ſorgſam überwacht. Man läßt ihnen die Wohlthat der Impfung angedeihen, doch ſterben die meiſten in zartem Alter wegen Mangel an zuträglicher Diät, weil die Mütter, in der Meinung, dadurch ihr Wachsthum zu fördern, ſie mit Nahrung zu überhäufen pflegen. Die meiſten Kinder des jetztregierenden Schah haben Anlage zu Hydrocephalus.

Mit dem fünften Jahre wird der Prinz einem Ludimagiſter (laleh) übergeben, welcher ihn in den erſten Elementen des Wiſſens und in den Regeln des Anſtands (adæb) unterrichtet. Sehr früh führt er einen eigenen, von dem der Mutter getrennten Haushalt. Sobald er aber eine ſelbſtändige Stellung einnimmt, folgt ihm die Mutter in ſein Haus. Dadurch, daß der König einzelne ſeiner Söhne vor den übrigen bevorzugt, erwächſt Haß zwiſchen den Brüdern verſchiedener Mütter, der bei Gelegenheit in Thätlichkeiten übergeht und nicht ſelten zu Brudermord führt. So wurden viele Söhne des Feth-Ali Schah auf Befehl ihrer Brüder geblendet, andere endigten im Kerker oder Exil. Auch der Bruder des jetzigen Königs befindet ſich im Exil zu Bagdad. Welches Los die den Vater überlebenden Söhne des Schah erwartet, wird die Geſchichte lehren.

Wir hätten in dieſem Abſchnitt noch über die Proſtitution und die Aberrationen des Geſchlechtslebens überhaupt zu ſprechen; doch ſind dieſes Gegenſtände, welche nur unter Fachmännern zur Sprache kommen ſollten. Dieſe verweiſen wir auf unſern Aufſatz über „Proſtitution in Perſien“ (Wiener Mediciniſche Wochenſchrift, 1861, Nr. 32).

Im allgemeinen sei hier nur bemerkt, daß weder Eunuchen noch sonstige Ueberwachung die Tugend der Frauen zu schützen vermögen, daß widernatürliche Laster leider in den Städten sehr verbreitet sind, und daß sie nicht so allgemeine Entrüstung hervorrufen, wie es im Interesse der ganzen Menschheit zu wünschen wäre. Selbstverständlich jedoch gibt es unter allen Klassen auch sehr ehrbare Frauen, die selbst durch Verirrungen des Mannes sich nicht bewogen fühlen, nur einen Schritt breit vom Pfade der Pflicht und ehelichen Treue abzuweichen. Besonders zeichnen sich die Frauen der Nomadenstämme in dieser Hinsicht rühmlich aus.

VII.

Diener, Sklaven und Eunuchen.

Große Zahl der Diener. Ihr Lohn und indirectes Einkommen. Patriarchalisches Verhältniß zum Herrn. Strafen. Unbrauchbarkeit europäischer Diener im Orient. Kategorien der Dienerschaft. Milde Behandlung. Schwarze und weiße Sklaven. Verwendung und schonende Behandlung derselben. Frühzeitiges Absterben der Schwarzen. Ihre Sprache und Bildungsfähigkeit. Preise der Sklaven. Eunuchen (schwarze und weiße, Freie und Sklaven, künstliche und natürliche). Körperbeschaffenheit und Charakter der Eunuchen. Geschichte des Eunuchen-Chefs Baschir Chan. Der Eunuch Cosrum Chan. Abnahme der Zahl und des Einflusses der Eunuchen.

A. Diener.

Zu dem orientalischen Pomp, welchen der Perser mit dem Worte teschächchûs bezeichnet, gehört nebst den Pferden, Zelten, Teppichen, Gewändern und Schmucksachen auch eine Schar von Dienern (nauker) und Sklaven männlichen und weiblichen Geschlechts, von Pagen und Eunuchen. Ihre Zahl übersteigt in Häusern der Reichen alle Vorstellungen, welche wir in Europa von Dienerschaft haben.

Die männlichen Diener werden selten zu häuslichen Arbeiten verwendet, sondern fast nur zum Luxus gehalten. Sie

begleiten ihren Herrn bei ſeinen Ausritten in der Stadt; ein Theil geht paarweis dem Pferde voran, einige vertrautere ſchreiten einzeln neben demſelben her, der Troß folgt, mit Flinten bewaffnet, nach. Je größer die Schar der Diener, deſto größer iſt auch der Teſchachchus und die Würde des Herrn. Unter dem ſteten Ruf: „Beri! Beru!“ drängen ſie jeden Entgegenkommenden aus dem Weg; er muß ſich entweder platt gegen die Wand ſtellen oder einen andern Ausweg ſuchen. So laſſen ſich einzelne Chane, Gouverneure und Prinzen von vierzig bis ſechzig Dienern begleiten; der Großvezier erſcheint nicht ſelten von zwei- bis dreihundert umgeben. Doch ſind nicht alle beſoldet, ſondern viele ſchließen ſich als Clienten an und folgen monate- oder jahrelang, in der Hoffnung, daß ſie der Machthaber endlich eines gnädigen Blicks würdigen werde: die einen, um unter ſeinem einflußreichen Schutze vor Beeinträchtigungen ihres Eigenthums ſicher zu ſein, die andern, um im Gegentheil ungeſtraft Eingriffe in die Rechte anderer ſich erlauben zu dürfen. Aus letzterer Kategorie beſteht das zahlloſe, meiſt den verworfenſten Klaſſen angehörige Gefolge der Prieſter höhern Ranges, des Imam-dſchumeh, der Mutſchtehiden und Scheichs-ul Islam: Leute, die unter dem Mantel der Heiligkeit die abſcheulichſten Vexationen ausüben. Bei den Geſandtſchaften melden ſich ſogar Perſonen aus den beſten Familien als Diener, um deren Fürſprache und Protection zu genießen.

Der Diener (nauker) wird auf ein Jahr — von einem Nawruz zum andern — in das Haus aufgenommen. Er erhält 8—10 Dukaten Lohn (muwādschib), freie Koſt und etwas Getreide und Reis (dschireh) für ſeine Familie; denn faſt alle ſind verheirathet oder heirathen, ſobald ſie einen guten Dienſt gefunden. Einmal des Jahrs erhalten ſie außerdem ein neues Gewand.

Doch fällt der fixe Gehalt wenig in die Wagſchale; als

guter Dienſt gilt nur ein ſolcher, der viel per fas et nefas abwirft. Man nennt dieſes indirecte Einkommen mædächel. So viel Lohn auch ein Diener bekommt, er fühlt ſich unbehaglich, wenn die Quelle des Mädachel nicht reichlich fließt; mismuthig klagt er: „Mædächel kem est!“ (Der Gewinſt iſt gering!), und iſt er ein Mann von Grundſätzen und Conſequenz, ſo verläßt er bald wieder das Haus.

Viele Diener hoher Beamten beziehen gar keinen Lohn und beanſpruchen auch keinen, denn ſie leben aus fremdem Säckel und von gelegentlicher Beute. Sie werden mit verſchiedenen Commiſſionen betraut, oder tragen kleine Geſchenke von Obſt, Wild u. ſ. w. aus, wofür ſie je nach der Stellung des Mannes, von dem ſie geſendet werden, 1—5 Dukaten als Geſchenk (inaam) erhalten. Andere werden mit Briefen oder Aufträgen in die Provinzen geſchickt, ſo namentlich die Diener der Miniſter, und gelangen auf dieſe Weiſe zu einem Einkommen, welches das der höchſten Staatsbeamten in Europa übertrifft und ſie in den Stand ſetzt, ſelbſt einen großen Haushalt mit mehrern Frauen zu führen und ihrerſeits wieder Diener zu unterhalten. Hiernach iſt es erklärlich, daß bei einem Chan oder Prinzen, dem plötzlich eine neue Würde übertragen worden, ſchon am andern Tage eine Cohorte von mindeſtens hundert Dienern ſich einſtellt, um den neuaufgehenden Stern zu begrüßen; daß ſie gar nicht abwarten, bis er ſie in ſeinen Dienſt aufnimmt, ſondern in der Hoffnung auf Protection oder des zu erwartenden Mädachels ihn begleiten. Auch Europäer ſehen ſich unaufgefordert mehrere Tage lang von einem unbekannten Diener begleitet, der auf die Frage, was er eigentlich wolle, antwortet: „Naukeri mikunem!“ (Ich thue Dienſte!); wird er nicht ausdrücklich fortgeſchickt, ſo rechnet er ſich zur Zahl der Bedienſteten und verlangt die Gewährung der Emolumente.

Die meiſten Chane nehmen jedoch Bediente aus ihrem

Tribus und ihrer Heimat, theils weil dieſe beſſer mit ihren Gewohnheiten vertraut ſind, theils weil ſie ſicherer auf deren Treue rechnen können; denn der Perſer bewahrt für den Chef ſeines Stammes unter allen Umſtänden Verehrung und Anhänglichkeit, auch wenn ihm nicht die beſte Behandlung zutheil wird. In der That ſind die Fälle nicht ſelten, daß ſolche Diener, nachdem ihr Herr in Ungnade gefallen und in ziemlich drückenden Verhältniſſen ſich befindet, treu bei ihm ausharren, mit ihm darben, niemals ihm den Reſpect verſagen, ihm die geliebten alten Titel und Schmeicheleien beilegen und abwarten, bis wieder eine glücklichere Conſtellation für ihn eintritt. Alsdann unterläßt auch andererſeits der Chef nicht, ſie für die ihm bewieſene Treue und Ausdauer zu belohnen. Mancher Chan, der in ſeinem Vermögen ganz herabgekommen iſt, rafft noch die letzten Mittel zuſammen, um den Haushalt der Diener aufrecht zu erhalten; wie abgenutzt auch ihr Gewand ſein mag, er freut ſich, ihre Zahl noch complet zu ſehen.

Ueberhaupt ſteht der Diener in einem gewiſſen patriarchaliſchen Verhältniß zu ſeinem Herrn. Er kennt deſſen Hoffnungen und Beſorgniſſe, denn dieſer hat vor dem vertrauten Diener (nauker-e mæhræm) kein Geheimniß, ſondern beſpricht alles mit ihm ſowol zu Hauſe als auch während der langſamen Ritte durch die Stadt. Der Perſer findet es ganz in der Ordnung, daß, während er eine wichtige Angelegenheit mit jemand verhandelt, ein Diener zwiſchen der Thür oder vor dem Fenſter ſteht und eifrig zuhört; ja daß ſich derſelbe in das Geſpräch miſcht, ungefragt ſeine Meinung abgibt und die ſeines Herrn durch Argumente unterſtützt. Ich war oft Zeuge, daß während der wichtigſten amtlichen Transactionen der Diener des Großveziers Saderazam das Wort nahm und ſogar ſeine Misbilligung auszuſprechen wagte. Auf der andern Seite erwartet auch der

Diener, daß ſich der Herr mit ſeinen Angelegenheiten befaſſe, ihn über ſeine Zuſtände ausfrage und ihn familiär behandle; wo dies nicht ſtattfindet, fühlt er ſich fremd im Hauſe und bleibt nur unwillig in einem ſolchen Dienſt.

Den Begriff des patriarchaliſchen Communismus pflegt er ſelbſt auf die Kaſſe ſeines Herrn auszudehnen. Gibt man ihm z. B. mehrere Dukaten zu Einkäufen, ſo wirft er das Gold in ein Beutelchen, in dem bereits einige kleine Münze ſich befindet; kurz darauf zurückgerufen und befragt, wie viel Geld er habe, ſummirt er in ſeiner Antwort das Empfangene mit dem frühern Inhalt ſeiner Börſe. Auf dem Markte macht er dann alle Ausgaben, ſowol die für ſich als die für den Herrn, aus der gemeinſchaftlichen Kaſſe. Um die Rechnung iſt er nie verlegen, denn der Sitte gemäß darf er für jeden Einkauf 10 Procent mehr anſetzen als wirklich bezahlt worden, und wegen des darüber noch fehlenden Betrags hat er ſtets Ausflüchte und Lügen bei der Hand. Ebenſo macht er ſich kein Gewiſſen daraus, Mundvorräthe aus dem Hauſe zu tragen; wird er dabei ertappt, ſo trifft ihn keine große Strafe, weil er gleichſam als zur Familie gehörig angeſehen wird. Hat er aber einen ſchweren Fehler begangen, ſo will er nicht, daß man ihn ſchimpfe, da die gebräuchlichen Schimpfworte den Vater im Grabe oder ſeine Frauen entehren, ſondern er wirft ſich platt auf den Rücken, hebt die Füße in die Höhe und ruft: „Gäh churdem!“ (Ich aß Koth, d. i. Ich fehlte!), zum Zeichen, daß er die Baſtonnade zu empfangen bereit ſei. In jedem Hauſe mit zahlreicher Dienerſchaft befindet ſich ein Baſtonnadenpfahl (tschubeh-felek); nur durch den zeitweiligen Gebrauch oder wenigſtens durch den ſteten Anblick deſſelben iſt es möglich, ſie in Zucht zu erhalten. Die Baſtonnade empfangen (tschub churden, d. i. den Stock eſſen) gilt übrigens durchaus nicht für eine Schande. Nach überſtandener Strafe erhält vielmehr der

Gezüchtigte ein Ehrenkleid, womit er dann vollständig rehabilitirt ist.

Vorzugsweise träge zeigt sich der persische Diener in Verrichtung der Hausarbeiten, was darin mit seinen Grund haben mag, daß wegen der großen Zahl der Diener der einzelne wenig zu thun hat und deshalb auch dies Wenige zu thun versäumt. So z. B. ist man mit zehn Dienern kaum im Stande, ein Zimmer ohne Möbel rein zu erhalten; sie begnügen sich, einmal des Tags die Teppiche abzukehren, während in den etwas höher gelegenen Nischen der Staub monatelang liegen bleibt und nur einmal im Jahre abgefegt wird. Ich kannte so fest auf diese gewohnte Nachlässigkeit rechnen, daß ich oft mehrere hundert Dukaten, die ich im Koffer nicht sicher glaubte, frei auf die erhöhte Nische legte und auch stets unberührt wieder vorfand. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, alle Tage das Kehricht zu entfernen, sondern verbergen es häufig unter dem Teppich, und fast nie bekommt man ein sauberes Gefäß oder eine reingewaschene Kaffeeschale. Auf Reisen und in Lagerplätzen hingegen ist der Diener unermüdlich und fortwährend in Thätigkeit; da versteht er es, in der ödesten Gegend seinem Herrn eine erträgliche Existenz zu bereiten. Den ganzen Tag läuft er, selbst bei dem stärksten Sonnenbrand, vor dessen Pferd her, ohne über Ermüdung zu klagen. An der Station angelangt, liebt er es aber, schwatzend und rauchend auf dem Teppich zu liegen. Er wartet unverdrossen an einer Stelle ganze Tage und Nächte hindurch wie ein Hund auf seinen Herrn. Soll er vor demselben erscheinen, so zieht er sein bestes Kleid an und reibt beim Eintritt den Unterschenkel vom Knie bis zur Ferse mit der Hand, als Zeichen der Unterthänigkeit; nie erlaubt er sich eine unhöfliche Aeußerung gegen ihn, selbst wenn er mit ungerechten Vorwürfen überhäuft wird.

Dem in Perſien ſich aufhaltenden Europäer werden dieſe Diener ſehr läſtig. Ihr ſtetes Herumſpioniren um ſeine Perſon, die Gütergemeinſchaft, die Unmöglichkeit im Hauſe nur einen Schritt zu gehen ohne von einem Diener gefolgt zu ſein, ſelbſt beim Gang zum geheimen Gemach, oder auf der Straße ſich zu bewegen ohne immer einige vor ſich hergehen zu haben, ſind Beläſtigungen, an die man ſich nur nach langer Zeit gewöhnt. Im Begriff auszugehen, muß man ſo lange verweilen, bis ſich die Diener geſammelt und in die gehörige Poſitur geſetzt haben. Kein Beſuch findet Einlaß, ehe er ſich von den Dienern die Erlaubniß verſchafft oder durch Geld erkauft hat, ſonſt ſchläft der Herr oder er iſt im Enderun. Anfangs wird man wol, wie auch ich es that, öfter mit den Leuten wechſeln; allein man überzeugt ſich bald, daß alle deſſelben Schlags ſind und man dabei nicht gewinnen, höchſtens verlieren kann. Dazu kommt die Erheblichkeit des Koſtenpunkts. Ein Diener erhält monatlich $2\frac{1}{2}$ Dukaten Lohn, mit den Geſchenken und Aneignungen aber beläuft ſich die monatliche Ausgabe auf 4 Dukaten; man verausgabt alſo, da vier Bediente der geringſte Perſonalbeſtand ſind, jährlich eine Summe von 200 Dukaten, und erntet dafür nichts als Verdruß und Unannehmlichkeiten.

Nun meint man vielleicht, es ſei am zweckmäßigſten, einen Diener aus Europa mit ins Land zu bringen oder einen ſolchen dort in Dienſt zu nehmen; allein unter allen Uebeln würde man damit das größte gewählt haben. Dem europäiſchen Diener, der Landesſprache unkundig, iſt jeder Verkehr mit ſeinesgleichen abgeſchnitten, dazu ſelbſt der Anblick eines weiblichen Weſens verſagt, auch ſein Herr ſpricht nach europäiſcher Sitte wenig mit ihm; ſo befindet er ſich in vollkommener Iſolirung, kaum anders wie im Zellengefängniß. Er wird dadurch ſtörrig und unleidlich, verfällt in Melancholie

oder ergibt sich dem Trunk, und man sieht sich nach kurzer Zeit gezwungen, ihn mit schweren Geldopfern in die Heimat zurückzuschicken. Nur in den Gesandtschaftshotels, wo viele europäische Diener zusammenleben, ist es möglich, einigermaßen mit ihnen auszukommen, obwol auch da von Zeit zu Zeit Transportationen ins Mutterland stattfinden müssen. Daher mögen europäische Reisende unter allen Umständen vermeiden, sich von einem Diener aus der Heimat begleiten zu lassen; die Unannehmlichkeiten sind für beide Theile unausbleiblich.

In Teheran nehmen die Europäer ihre Diener meist aus der Sekte der Dawudi, weil deren Dogmen dem Christenthum näher stehen, namentlich die strengen Begriffe von Reinem und Unreinem, wie sie dem Muselman vorgeschrieben sind, von ihnen nicht anerkannt werden, daher sie sich leichter den europäischen Bräuchen anbequemen.

Die Hausdienerschaft besteht aus folgenden Kategorien:

1) Die pisch-chedmets (Kammerdiener) melden die Fremden an, ordnen die Zimmer und reichen den Gästen Pfeifen und Kaffee. Sie empfangen guten Lohn und schöne Kleidung; ihr Chef, gewöhnlich Verwalter des ganzen Hauses (nāzir), trägt sogar ein theueres Shawlkleid, über das er aber, wenn er vor dem Herrn erscheint, einen langen Tuchtalar wirft; er vermittelt allein den Verkehr des Herrn mit der Außenwelt.

2) Die Farasche haben für die Teppiche und Zelte zu sorgen; sie ebnen den Boden, schlagen die Zelte auf und schaffen das Brennholz herbei.

3) Die Gulams werden mit den Aufträgen für die Provinz betraut; sie sind bewaffnet, um im Fall eines Angriffs sich vertheidigen zu können.

4) Die āsch-paz (Köche) bereiten die Speisen und erfreuen sich, da sie für Künstler gelten, besonders guter

Behandlung und vieler Nachsicht. Ihrem Chef liegt nur die Ueberwachung und die letzte Vollendung der Speisen ob, während zahlreiche Küchenjungen (aschpæs schägird) die gröbere Arbeit verrichten.

5) Der Kahwedschi sorgt für den Thee, Kaffee und Narghile. Auf Reisen reitet er ein Maulthier; vor sich hat er einen Quersack mit dem Mundvorrath für den Herrn, während von einer Seite ein Becken mit glühenden Kohlen, von der andern Seite ein Wasserschlauch (käbul-mængal) herabhängt, sodaß er in jedem Moment die Pfeife in Bereitschaft setzen kann.

6) Der mirächur, d. i. Herr der Krippe, hat die Obhut über den Stall. Bei Ausritten hilft er dem Herrn in und aus dem Sattel und geht, eine reiche, aus verschieden gefärbtem Tuch mosaikartig zusammengesetzte sin-pusch (Satteldecke) über der Schulter tragend, unmittelbar vor dem Pferde her. Der Kauf oder Verkauf eines Pferdes kann nur durch seine Vermittelung geschehen; umgeht man ihn dabei, so weiß er stets den Handel zu vereiteln oder derart zu wenden, daß derselbe zum Schaden des Herrn ausschlägt. Ihm unterstehen die Pferdeknechte (mehters), deren jedem die Sorge für zwei bis drei Pferde übertragen ist.

7) Die gulämbetscheh (Pagen) sind meist körperlich schöngebildete Knaben, welche den Verkehr zwischen dem Harem und dem Birun (Männerabtheilung) vermitteln, übrigens häufig Anlaß zu bösem Leumund geben. Auch sie erhalten kostbare Kleidung.

8) Der käptschi (Portier) ist stets ein hochbejahrter Mann, welcher die Zugänge zum Harem mit Argusaugen bewacht.

9) Karâûls (Soldatenwachen) werden häufig den Großen von den Regimentern zugetheilt, um zur Vermeh-

rung des Pomps (teschāchchus) mit emporgehaltenen Stöcken vor dem Pferde des Herrn einherzuschreiten.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Diener keine Leibeigenen sind, sondern daß es ihnen jederzeit freisteht, das Haus zu verlassen. Da aber ihre Behandlung im Durchschnitt mild und human genannt werden kann, lassen sie sich in der Regel nur durch äußere Umstände zum Wechsel der Herrschaft bestimmen. Mehrere Generationen bleiben oft als Diener in derselben Familie.

Welch große Nachtheile jedoch die Sitte, eine so zahlreiche Dienerschaft zu halten, im Gefolge hat, springt in die Augen. Sie führt den Ruin der meisten Familien herbei und entzieht dem Lande die besten, bei der dünnen Bevölkerung schwer zu entbehrenden Arbeitskräfte. Sehr viele Perser sehen und fühlen diese Uebelstände; sie möchten sich gern davon befreien, aber keiner hat den Muth, den Anfang zu machen, damit es nicht heiße, er sei in Ungnade gefallen und seine Mittel reichten nicht mehr zum Unterhalt der Diener hin. Allein bei der zunehmenden Verarmung der angesehenen Familien kann es nicht fehlen, daß die Verhältnisse sich endlich von selbst anders gestalten werden.

B. Sklaven.

Obgleich die Sklaverei seit undenklichen Zeiten im Orient gebräuchlich war — denn schon Moses spricht davon, indem er sagt: „Hham soll der Diener der Diener sein" —, so scheint sie doch nie in Begleitung jener scheußlichen Misbräuche wie später bei den Griechen und Römern und andern occidentalischen Völkern aufgetreten zu sein. Der Grund hiervon mag in dem energielosen Charakter des Orientalen liegen. So wenig er sich zur Höhe der Tugend, welche für gesellschaftliche Zwecke Gut und Leben opfert, aufzuschwingen vermag, ebenso wenig sinkt er zu solcher Tiefe des Lasters,

um menſchliche Weſen mit conſequenter Unbarmherzigkeit auszubeuten, ſie mit den Thieren auf gleiche Stufe zu ſtellen. Kriegsgefangene blieben daher im Orient nie durch mehrere Generationen Sklaven; war der erſte Racheact nach der Beſiegung vollzogen, ſo machte ſich bald die angeborene mildere Geſinnung geltend; die Beſiegten oder ihre Kinder wurden frei und traten in die Rechte der Eingeborenen.

Noch heutzutage wiederholen ſich dieſe Vorgänge in Buchara, Chiwa und Turkiſtan; es werden dort jährlich eine Anzahl Perſer, früher auch Ruſſen, geſtohlen, als Sklaven verkauft und als Viehhüter oder Ackersleute verwendet, doch nach Verlauf einiger Jahren gelangen ſie wieder zur Freiheit und ſiedeln ſich im Lande an.

Darum kam es auch im Orient niemals zu jenen blutigen Sklavenempörungen, wovon die römiſche und die Geſchichte der neuern Zeit ſo entſetzliche Beiſpiele aufweiſt, und fand man ſich infolge deſſen dort nicht zu ſo grauſamen Repreſſivmaßregeln veranlaßt.

Die meiſten in Perſien lebenden Sklaven (zerchærid, für Gold gekauft, khulam der männliche, kæniz der weibliche Sklave) ſind in Afrika geboren und in ihrer Kindheit über Buſhir von Mascat, ein kleiner Theil auch über Bagdad von Arabien eingeführt. Man unterſcheidet zwei Raſſen: 1) die Habeſchi mit dünner, nicht eingedrückter Naſe, nur wenig aufgeworfenen Lippen und Kraus- doch nicht Wollhaar; 2) die Zengi aus Zengebar mit dem vollen Negertypus. Erſtere ſind wegen ihrer Körperſchönheit und Intelligenz geſchätzter und theuerer als die letztern.

Die Zahl der weißen Sklaven beſchränkt ſich auf einige Individuen aus dem Stamme der Turkomanen (Mogolen) und Beludſchen; denn die Kriege der Perſer mit dieſen angrenzenden Stämmen ſind meiſt paſſiver Natur, und gelingt es auch bei den Streifzügen einige Gefangene zu machen, ſo

reicht ihre Zahl gewöhnlich nicht zum Auswechseln der eigenen Leute hin, ſodaß nur wenige und zwar meiſt weiblichen Geſchlechts als Sklaven im Lande zurückbleiben. Dieſe aber finden bald einen Mann und werden dadurch frei. Selbſt die männlichen Gefangenen erhalten, ſobald ſie von der Sekte der Sunis zu jener der Schieh übertreten, in der Regel die Freiheit. Einige Kurdenſtämme verkaufen zwar ihre Töchter für geringes Geld an perſiſche Familien, doch können ſolche Mädchen eigentlich nicht als Sklavinnen zählen, da ſie, ſobald ſie herangewachſen ſind, von einem Glied der Familie geheirathet werden und hiermit aus dem Sklavenſtand heraustreten. In frühern Zeiten fand ein ähnliches Verhältniß mit den Kaukaſierinnen ſtatt; die Mädchen wurden von den Aeltern verkauft oder auch in Streifzügen gefangen, und waren wegen ihrer Körperſchönheit ſehr geſucht. Unter der Dynaſtie der Safavieh gehörten die meiſten Frauen der königlichen Familie und der angeſehenen Chane dieſen Stämmen an; allein die Erweiterung der ruſſiſchen Herrſchaft im Kaukaſus hat dem betreffenden Handel ein Ende gemacht. Einzelne, hier und da noch geheim ins Land geführte Individuen werden, wenn von der ruſſiſchen Geſandtſchaft ausgeforſcht, ohne Verzug in ihr Vaterland zurückgeſchickt. Mehrere Fälle dieſer Art ſind mir während meiner Anweſenheit bekannt geworden.

Der Sklave wird in Perſien nie zu ſtrenger Arbeit oder zum Landbau verwendet, ſondern nur in großen Häuſern als Luxusartikel gehalten; es gehört zum Pomp, verſchiedenfarbiges Geſinde zu haben. Daher gibt es keine Sklaven auf dem Lande, oder in Fabriketabliſſements, oder in den Häuſern der Armen. Als Gründe dafür kann man anſehen: 1) Zwangsarbeit widerſtrebt überhaupt dem Charakter des Volks. Wenn ein Sklave wegen Ueberbürdung mit ſchwerer Arbeit Klage führte, ſo würde ſeinem Herrn das Recht auf ihn für immer

abgesprochen werden und derselbe gezwungen sein, ihn entweder an einen andern zu verkaufen oder ganz freizulassen. 2) Einen Sklaven an einen andern Herrn zu verkaufen, gilt nicht für anständig; man entschließt sich nur im Fall der äußersten Noth dazu, oder wenn er sich so halsstarrig, widerspenstig und boshaft zeigt, daß sein Bleiben im Hause unerträglich wird. Doch findet sich dann selten ein Käufer, sodaß man ein solches Subject nolens volens emancipiren oder einfach ohne Ertheilung eines Freibriefs wegjagen muß. Ferner verlangt es die Sitte, beim Eintritt eines glücklichen Familienereignisses, bei Geburten, Hochzeiten u. s. w., ebenso durch testamentarische Verfügung, einem oder mehrern Sklaven die Freiheit zu schenken. 3) Die Sklavenarbeit würde zu theuer kommen; denn obwol die Einkaufspreise sehr mäßig sind, so gewinnt doch die Kapitalanlage durch den traurigen Umstand an Bedeutung, daß die Schwarzen in Persien nur kurze Zeit am Leben bleiben. Das Klima des iranischen Plateaux sagt ihnen nicht zu. Viele erliegen den Blattern, zu denen sie insbesondere bei ihrer Ankunft disponirt sind; nur wenige erreichen eine Lebensdauer von über 30 Jahren, die meisten sterben früher an Tuberkulose und Skrofulose. Während die genannten Krankheiten bei der weißen iranischen Rasse nur höchst ausnahmsweise vorkommen, erkranken fast alle Schwarzen in den zwanziger Jahren daran und unterliegen denselben nach mehrjährigem Siechthum. Besonders werden Mütter bald nach der Entbindung davon befallen. Ihre Kinder läßt man zwar sorgfältig durch Ammen ernähren, denn man sieht gern einen im Hause geborenen Schwarzen (chānezād*) mit den eigenen Kindern aufwachsen; dennoch

*) In der lutherischen Bibelübersetzung (Prediger, II, 7) wird בְּנֵי בַיִת mit Gesinde übersetzt; das Wort entspricht jedoch ganz dem persischen chāneh zād und bedeutet: im Hause geborene Sprößlinge von Sklaven.

beginnen ſie bald zu kränkeln; erſt im dritten Jahr erlangen ſie den Gebrauch der Füße, und es ſind nur ſehr ſeltene Fälle bekannt, vielleicht kaum zehn in der ganzen Stadt Teheran, daß Sklavenkinder das Alter der Pubertät erreichten. Durchſchnittlich können die Arbeitsjahre eines Sklaven kaum auf ſechs angeſchlagen werden. So iſt es erklärlich, daß man, obgleich die Sklaveneinfuhr in Perſien ſeit Jahrhunderten beſteht, und obgleich der Sitte gemäß jedem männlichen Sklaven eine Sklavin als Weib zugeſellt wird, doch keine ſchwarze Nachkommenſchaft und faſt abſolut keine Miſchlingsraſſe daſelbſt findet; denn die Mulatten unterliegen demſelben traurigen Naturgeſetz, ſie ſterben in der zweiten oder dritten Generation durch Krankheiten aus.

Die Behandlung der Sklaven iſt, wie ſich hiernach annehmen läßt, ſchonend und mild. Körperliche Züchtigung kommt höchſt ſelten und nur in ſchwachem Maße vor. Sie ſind gut genährt und gekleidet, und es wird für ihre Verheirathung und die Erziehung ihrer Kinder geſorgt. Bei ſchlechter Behandlung ſteht ihnen das Recht der Klage zu; iſt die Mishandlung erwieſen, ſo können ſie darauf dringen, an einen andern Beſitzer verkauft zu werden. Ja es geſchieht wol, daß wenn in einem Hauſe ein Sklave gepeinigt oder verwundet worden, alle Sklaven der Stadt ſich tumultuariſch um das Haus zuſammenrotten und ſo das Gericht zur Unterſuchung des Falles nöthigen. Freigelaſſene Sklaven bleiben gewöhnlich nebſt ihren Nachkommen als Diener im Hauſe zurück, indem ſie ſich als zu deren Familie gehörig betrachten.

Da bei ihrer Ankunft im Lande die Schwarzen noch im kindlichen Alter ſtehen, bekehren ſich alle zum Islam. Sie vergeſſen auch meiſt ihre Mutterſprache und ſprechen perſiſch; nur wenige hört man untereinander im Idiom ihres Landes converſiren. Dabei iſt es eigenthümlich, daß ſie, obwol ſeit

früheſter Kindheit perſiſch ſprechend, ja daß ſelbſt die im Lande geborenen an der platten Ausſprache unfehlbar als Neger kenntlich ſind. Es führt dies zu der Annahme, daß die einer Sprache eigenthümlichen Laute und Accente wenigſtens ebenſo ſehr von der Raſſe des betreffenden Volks und der in ihr vorherrſchenden Bildung des Kehlkopfs und der ſonſtigen Stimmorgane, als von der Gewohnheit abhängen. Jüdiſche Knaben z. B., mögen ſie auch von früheſter Kindheit an unter Chriſten gelebt und von ihnen deutſch, franzöſiſch oder eine andere Sprache gelernt haben, werden doch von Juden an der Ausſprache leicht als Stammgenoſſen erkannt; und nicht ſelten wird in jüdiſchen Familien ein Kind geboren, das beim Sprechen mit der Zunge anſtößt und dadurch unwillkürlich die Ziſch- und Kehllaute des ſemitiſch-arabiſchen Jargons hervorbringt, die es doch nie früher gehört hat.

In ihrer Kleidung lieben die Sklaven noch mehr als die Perſer ſchreiende Farben. Die Sklavinnen tragen auf der Gaſſe ebenfalls den Schleier und den Dominomantel, ſodaß ſie ſich in der Tracht von den perſiſchen Frauen nicht unterſcheiden. Die körperliche Ausdünſtung der Schwarzen iſt, namentlich bei großer Hitze, dem Weißen höchſt widerlich, ja faſt unerträglich. Sie ſind trotzig und ſtörrig wie die Maulthiere, und haben ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt, daß ein Geſchäft oder eine Arbeit nicht für ſie paſſe, ſo vermag keine Drohung oder Strafe ſie dazu anzuhalten. Eine Sklavin, welche einmal die Gunſt ihres Herrn genoſſen hat, wird eiferſüchtig und iſt im Stande, den Gegenſtand ihrer Eiferſucht, die legitime Frau, zu vergiften. Ich erlebte den Fall, daß eine Sklavin, um ſich an der legitimen Frau zu rächen, deren Säugling mit Opium vergiftete; es gelang mir, das Kind zu retten; die Sklavin erhielt die Baſtonnade und wurde ohne Freibrief aus dem Hauſe gejagt. Ohne Freibrief (āzād-nāmeh) entlaſſene Sklaven oder Sklavinnen

finden nur schwer wieder ein Unterkommen oder einen Dienst, weil man natürlich eine schlimme Ursache der Entlassung muthmaßt, und sind daher verurtheilt, vom Bettel ihr Leben zu fristen. Selbst die mit Freibrief versehenen Schwarzen werden nicht gern zur Arbeit gedungen, denn der Neger arbeitet anhaltend nur, wenn er gewaltsam dazu gezwungen wird; sich selbst überlassen, gibt er dem angeborenen Triebe der Indolenz und Faulheit nach.

Aus meinen beschränkten Erfahrungen schien mir hervorzugehen, daß die Negerrasse an geistiger Anlage und Erziehungsfähigkeit der weißen weit nachsteht, womit jedoch keineswegs die Sklaverei, der Satz: „Cham soll dir dienen", vertheidigt werden soll. Ich halte es überhaupt für sehr gefehlt, wenn die Vertheidiger des Abolitionsprincips die Gleichberechtigung der Menschen durch die gleiche natürliche Anlage beweisen zu müssen glauben. Denn ungleiche Anlage gibt durchaus nicht das Recht zur Unterdrückung einer Rasse oder eines Individuums; mit Einräumung dieses Rechts müßte man ja zu dem absurden Schlusse gelangen, daß der Begabtere oder sich begabter Dünkende befugt sei, alle minder Begabten zu unterdrücken und als Sklaven zu behandeln! Andererseits glaube ich aber an die Erblichkeit und Fortpflanzung der Erziehung von einer Generation auf die andere beim Menschen, wie in gewissem Grade auch beim Thiere. Das Füllen eines arabischen Pferdes ist bereits halb erzogen, wenn es aus dem Mutterleibe kommt, das Hühnchen, wenn es aus der Eierschale kriecht; hingegen bleibt das Junge des wilden Esels unbändig, sei es auch in den ersten Tagen nach der Geburt eingefangen und von einer zahmen Eselin genährt worden; erst in spätern Generationen verschwindet mehr und mehr die Wildheit der Rasse. Aehnlich verhält es sich mit dem Menschen. Die Erziehung erbt sich bei ihm fort, und nur mittels der durch eine lange Reihe von

Generationen fortgesetzten Bildung kann die höchste intellectuelle Kraft erreicht werden. Man wende uns nicht ein, daß oft Kinder von Gelehrten schwachen Geistes sind, während Söhne von Arbeitsleuten zur höchsten geistigen Entwickelung sich emporschwingen. Gelehrte befinden sich zuweilen in anormalem Zustand, indem ihre geistige Thätigkeit die zur Fortpflanzung nothwendige körperliche Kraft zurückdrängt; und andererseits gibt es auch unter Bauern tüchtige Denker, welche das intensive Denkvermögen auf ihre Nachkommen forterben können. Jedenfalls wäre erst die Probe zu machen, ob nicht bei länger fortgesetzter Cultur die Anlagen der Neger denen der Kaukasier ebenbürtig werden.

Bei der numerisch geringen Einfuhr von Sklaven und der humanen Behandlung, die ihnen in Persien zutheil wird, darf es nicht wundernehmen, daß die englische Regierung keinen Eifer zeigt, ihrem Alliirten, dem Imam von Mascat, in dem Handel damit hinderlich zu sein. Den Centralpunkt für den persischen Sklavenhandel bildet die Stadt Schiraz; von dort aus werden die Neger mittels Karavanen in die andern Städte des Landes geführt. Der Preis eines Sklavenknaben variirt zwischen 12—18 Dukaten. Den höchsten Preis, 70 Dukaten, sah ich für eine schöne Habessinerin bieten. Der Gouverneur von Schiraz kauft von Zeit zu Zeit Sklaven und Sklavinnen auf, und sendet sie als Geschenk an den königlichen Hof und an die einzelnen Großen. Es ist Sitte, einer hochgestellten Dame bei ihrer Vermählung einige Sklaven als Heirathsgut mitzugeben.

Den Europäern ist es nach persischem Gesetz eigentlich nicht gestattet, Sklaven zu halten; doch wird davon Umgang genommen: sowol in Schiraz als auch in Teheran haben einige Europäer Sklaven im Hause. Letztere können allerdings nach Belieben das Haus verlassen; sie brauchen nur zu erklären, daß sie als Muselmanen nicht in einem christ-

lichen Hause dienen wollen, so sind sie entweder frei oder müssen an andere Herren verkauft werden. Ebenso dürfen diejenigen Perser, welche englischen oder russischen Schutz genießen und daher als Unterthanen dieser Mächte betrachtet werden, streng genommen keine Sklaven besitzen, und kommt es zu einer officiellen Klage deshalb, so wird auch ihren Sklaven die Freiheit zuerkannt, wie folgender Fall beweist. Ein zugereister englischer Consul genoß die Gastfreundschaft des englischen Schützlings Hadschi Abdul Kerim Herati in Teheran und wohnte in dessen Hause. Da stellten sich ihm eines Tags die sämmtlichen Sklaven des Hauses vor und verlangten, dem englischen Gesetz gemäß, Lösung aus den Banden der Sklaverei. Der Consul sah sich in der Nothwendigkeit, die genossene Gastfreundschaft mit dem bedeutenden Schaden seines Gastfreundes zu vergelten und die Sklaven desselben frei zu erklären.

Aus allem vorstehend Gesagten erhellt, daß, mit Ausnahme der allerdings höchst traurigen Sanitätsverhältnisse, das Los der Sklaven in Persien kein hartes ist, ja daß man überhaupt diesen Zustand kaum mit dem Namen Sklaverei bezeichnen kann.

C. Eunuchen.

Als Hüter der Harems sind nach orientalischer Anschauung die Eunuchen unentbehrlich. Größtentheils Sklaven, gibt es doch auch einige in Persien, welche den Freibrief erhielten oder ursprünglich schon Freie waren; diese dürfen natürlich nach Belieben ihren Aufenthalt wählen und ihre Dienste für Entgelt anbieten. Bei weitem die Mehrzahl sind Schwarze, die in ihrer Kindheit von Afrika eingeführt wurden. Da die meisten Kinder an dieser Operation, bei welcher bekanntlich die Geschlechtstheile vollständig abgetragen werden, zumal bei dem rohen Verfahren, zu Grunde gehen,

ſo iſt der Preis für Eunuchen wenigſtens dreimal ſo hoch als für andere Sklaven. In frühern Zeiten, als die Perſer häufig im Kaukaſus Kriegsgefangene machten oder ihnen Knaben von dort verkauft wurden, exiſtirten auch viele weiße Eunuchen; der letzte dieſer Kategorie ſtarb während meiner Anweſenheit im Jahre 1856. Außerdem kam es ſonſt in den Bürgerkriegen vor, daß die Nachkömmlinge von Parteichefs verſtümmelt wurden, um ſie zur Thronfolge unfähig zu machen. Den Gründer der jetzt herrſchenden Kadſcharen-Dynaſtie, Chadſche Mehmed Chan, traf z. B. dieſes Los. Jetzt wird die Verſtümmelung nur noch als Strafe für ein unnatürliches Verbrechen, wenn Nothzucht dabei ſtattgefunden, verhängt. In Teheran ſelbſt ereignete ſich zur Zeit meines dortigen Aufenthalts nur ein Fall dieſer Art, aus der Provinz ſind mir aber mehrere zur Kenntniß gelangt. Selbſtverſtändlich ſind es ſtets erwachſene Perſonen, welche dieſer grauſamen Strafe unterliegen, daher ſelten einer mit dem Leben davonkommt. Wer aber die Operation überſteht, findet dann in einem Harem glänzende Unterkunft, da weiße Eunuchen als beſonderer Luxusartikel ſehr geſucht ſind.

Eine dritte Kategorie bilden die natürlichen Eunuchen. Die Zahl der mit misbildeten oder kaum angedeuteten Genitalien Geborenen iſt nämlich auffallend groß; ich kannte deren viele in Teheran: ein Sohn des Premierminiſters z. B., Alidſchan genannt, gehörte dazu, und in der kleinen chriſtlichen Gemeinde zu Ispahan fand ich zwei dergleichen Individuen. In Sprache, Phyſiognomie, Kehlkopfbildung und Bartmangel gleichen ſie ganz den künſtlichen Eunuchen; ſie ſind ebenfalls für die Harems ſehr begehrt. Doch laufen auch viele Kryptorchiten mit unter, die dann, nachdem der Irrthum entdeckt worden, wieder aus dem Eden verwieſen werden.

Die Körperbildung der Eunuchen nähert ſich, wie

bekannt, dem weiblichen Typus. Das Fehlen des Barts und des Adamsapfels gibt ihrer Physiognomie einen eigenthümlichen Ausdruck und erhält dieselbe lange Zeit stationär, sodaß man nach dem Aussehen ihr Alter kaum beiläufig errathen, vielmehr leicht um 20—30 Jahre sich irren kann. Im hohen Alter wachsen ihnen einige Barthaare, während das Gesicht von tiefen Runzeln durchfurcht wird. Bei vielen bilden sich die Brüste zu einer erklecklichen Größe aus. Am übrigen Körper dagegen bleiben sie mager, nur bei einigen fand ich ausnahmsweise Fettleibigkeit. Ihre Gesichtsfarbe ist nie von jener Ebenholzschwärze, wie man sie sonst wol bei Negern trifft, sondern schwarzbraun oder schmuzig-schwarz. Abweichend von den übrigen eingeführten Schwarzen, die, wie erwähnt, alle frühzeitig sterben, erreichen viele Eunuchen ein hohes Alter.

Mehr als an Männer attachiren sich die Eunuchen an Kinder und an die Frauen, denen sie bei ihren Intriguen behülflich sind. Habsüchtig, geizig, eitel und abergläubisch, sind sie doch durchaus nicht boshaft, grausam und heimtückisch, wie sie uns gewöhnlich geschildert werden. Sie sind prunkliebend und halten namentlich viel auf schöne Pferde und Vögel. Auch für Pflanzen und Blumen, welche sie mit besonderer Vorliebe cultiviren, haben sie Passion. Man findet in den königlichen Schlössern kaum eine schöne Blume, weil die Eunuchen sie sofort heimlich sich aneignen.

Vor allen Dienern des Hauses genießen sie den Vorrang; ihnen kommt der Titel chādsche (Patron) zu. Man vertraut ihnen die Schlüssel zu allen Habseligkeiten an; sie erhalten prächtige Kleidung und eigene Dienerschaft zu ihrem Gebrauch. Wider die gesetzliche Bestimmung wird ihnen sogar gestattet, eine Frau zu nehmen; so heirathete z. B. der erste Eunuche des Königs, Baschir-Chan, nach dem Tode

des Mahmed Schah eine von deſſen ſchönſten Frauen, in welche Wahl die Frau aus ſelbſtſüchtigen Zwecken willigte.

Das Schickſal dieſes Mannes iſt ſo bezeichnend für die orientaliſchen Zuſtände, daß ich die Mittheilung deſſelben nicht unterlaſſen kann. Er war als Knabe nach Perſien gebracht und der Mutter des jetzigen Königs zum Geſchenk verehrt worden. Als der Kronprinz, deſſen Kindheit er überwacht hatte, auf den Thron kam, ward er von dieſem zum Chef der Eunuchen (chādsche bāschi) ernannt. Von Körper ſchön gebildet — er war Habeſſinier von Geburt — entfaltete er großen Luxus; er hatte die ſchönſten Pferde und Waffen, die ſchönſte Frau, und war einer der beſten Schützen. Die Frauen des Harems behandelte er ſehr ſtreng, ja ausnahmsweiſe grauſam. Auf ihren Betrieb mußte er deshalb ſeinen Poſten mit dem eines Generals der irregulären Cavalerie vertauſchen, und der Miniſter Mirza Taghi Chan Emir ſetzte ſeinen bisherigen übermäßigen Jahresgehalt auf 2000 Dukaten herab. Hierüber beklagte er ſich bitter und in unhöflichen Ausdrücken. Da fragte der Emir die Umſtehenden: „Wie hoch iſt wol der Preis eines Coco“ (Spottname der Schwarzen)? „Dreißig Dukaten“, lautete die Antwort. „Nun ſeht“, ſprach er lächelnd, „dieſer hier hält ſich mit 2000 Dukaten noch nicht genügend bezahlt.“ Nach dem Sturz des Emir beſſerten ſich ſeine Verhältniſſe wieder; er wurde abermals Chadſche baſchi. Allein die Frauen intriguirten aufs neue gegen ihn, indem ſie behaupteten, der Kronprinz, der Liebling des Königs, ſei durch ſeine Schuld beinahe ums Leben gekommen. Die Intrigue gelang und er wurde zur Haushaft verurtheilt. In dieſer Zeit beſuchte ich ihn oft. Ich fand ihn faſt immer von Opium und Wein berauſcht, die Bindehaut ganz von Blutadern unterlaufen. Er verlor bedeutende Summen im Kartenſpiel, auch ſeine Frau verſchwendete viel Geld mit ihrem

Geliebten, ſodaß der König ſich oft genöthigt ſah, die Schulden für ihn zu bezahlen. Im Sommer 1859 unternahm der Schah eine Reiſe in die Provinz, nachdem er Baſchir-Chan ausdrücklich verboten, ihm zu folgen, jedoch wiederum 1000 Dukaten zur Tilgung ſeiner Schulden angewieſen hatte. Kaum war er aber zwei Tagereiſen von der Stadt entfernt, ſo reiſte ihm trotzdem der Eunuche nach, ſich rühmend, er habe oft genug die Windeln des Kronprinzen gereinigt, als daß ihm derſelbe jetzt als Schah den Zutritt verweigern könnte. Angekommen am Hoflager zu Hauze-Sultan, auf dem Wege nach Kum, ſpielte Baſchir-Chan in einem dem königlichen benachbarten Zelte mit mehrern Höflingen Karten. Die Geſellſchaft war ziemlich berauſcht, und da einer der Mitſpielenden, Jahia Chan, ihm ſeine Zudringlichkeit und den Mangel an Disciplin vorwarf, ſchlitzte er mit ſeinem Tſcherkeſſendolch deſſen Wangen und Naſe auf. Der Verwundete drang bluttriefend und mit herabhangender Wange in das königliche Zelt, Gerechtigkeit fördernd. Baſchir-Chan wurde vor den König gebracht. Zu ſeiner Vertheidigung ſprach er nur die Worte: „Zer chærid em!“ (Ich bin ein für Geld Erkaufter, d. h. ich habe als Sklave keine Verantwortlichkeit, dieſe fällt allein auf meinen Herrn). Durch dieſen Trotz aufs äußerſte gereizt, winkte der König dem Scharfrichter und rief: „Bæzæn!“ (Haue!), und in demſelben Moment rollte das Haupt des Eunuchen auf die Erde. Der Schah belohnte den Henker für die flinke Execution mit 10 Dukaten und befahl, den Leichnam in die Wüſte zu ſchleudern und unbegraben den Raubthieren zum Fraß zu überlaſſen. Doch bewachten denſelben zwei Hunde des Getödteten getreulich mehrere Tage hindurch, ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen. Als der König dies erfuhr, gab er nachträglich die Genehmigung zum Begräbniß. Später mag ihn die übereilte Strafvollſtreckung an einem allerdings vorwitzigen

Diener, von dem er jedoch als Kind gepflegt und erzogen worden war, wol gereut haben.

Zu Zeiten Feth-Ali's und Mehmed Schahs gelangten mehrere Eunuchen zu den höchsten Stellen und Würden des Reichs. Es waren dies Georgier, welche Agha Muhamed Chan, der erste Kadschareufürst, auf seinem Raubzug erbeutet hatte. Zwei von ihnen, Mutammed eddauleh und Cosruw-Chan Vali, stehen heute noch bei den Persern in großem Ruf; der erste, Gouverneur von Ispahan, stellte die Sicherheit der Wege und Straßen her, zerstörte die einzelnen Raubschlösser und befestigte das gelockerte Ansehen des Schah in der rebellischen Provinz Arabistan; der andere, abwechselnd Gouverneur in Yezd, Kurdistan, Kaswin, zeichnete sich durch seine besondere Körperstärke, von der man im ganzen Land die abenteuerlichsten Anekdoten erzählt, aus. Ich lernte ihn als Greis von einigen siebzig Jahren in Teheran kennen, und ich habe allerdings nie einen kräftigern Knochenbau gesehen. Er erzählte mir mit großer Geschwätzigkeit von seinen frühern Waffenthaten und führte wohlgefällig seine Pferde vor, denen er alle möglichen Droguen verordnen ließ, während er selbst niemals Medicamente nahm. Besonders gern sprach er über religiöse Gegenstände. Bis zu seinem sechzehnten Jahre Christ, dann zum Uebertritt zum Islam gezwungen, neigte er sich später dem Judaismus zu, in der Meinung, als Abkömmling einer georgischen Patricierfamilie sei er ursprünglich von jüdischem Stamm.*) Eines Tags erzählte er mir, wie er selbst lange über seine Abstammung in Zweifel gewesen und deshalb um ein Traumgesicht — das gewöhnliche orientalische Auskunftsmittel — zu Gott gefleht habe. In der nächsten Nacht sei ihm der König

*) Der Reisende Ishak Kaswini behauptet dasselbe von den georgischen Fürsten.

Dawud (David) in vollem königlichen Schmuck erſchienen, um ihn als directen Nachkommen von ſich zu begrüßen. Seitdem wäre er ſeiner Sache gewiß; er habe hebräiſch gelernt und bereite ſich alle Speiſen ſelbſt nach jüdiſcher Vorſchrift. Seine Religion beſtand aus einem Gemiſch von Judaismus, Chriſtenthum und Islam, oder vielmehr er war einen Tag Jude, den andern Chriſt, den dritten Mohammedaner. Als er endlich, von Apoplexie getroffen, ſchwer erkrankte, ſchenkte er Summen Geldes zu gleichen Theilen an den Rabbi, den Mula und den Keſchiſch (chriſtlichen Prieſter), und verſäumte nicht, auch dem Mabed (Gebernprieſter) ſeinen Theil zukommen zu laſſen; denn, ſagte er, vielleicht beſitzt dieſer die rechte Fürſprache. Nach ſeinem Tode fiel ſein reicher Beſitz an den Schah, da er bis zum Ende Sklave geblieben war, der Sklave aber rechtlich keinen Beſitz erwerben kann, ſondern mit Leib und Vermögen dem Beſitzer gehört; er heißt immer Zerchärid (mit Gold erkauft), auch wenn er, wie dies mit Cosruw Chan und mit mehrern ſeiner Genoſſen der Fall war, als Kriegsgefangener in Sklaverei gerieth.

Unter dem jetzigen Schah iſt der Einfluß und das Anſehen der Eunuchen ſehr geſunken; die weißen wurden aus übertriebener Eiferſucht gänzlich aus den Harems verbannt. Der Chadſche baſchi hat zwar noch die Schlüſſel der königlichen Chatoulle in Verwahrung und verſiegelt noch die für den Schah beſtimmten Speiſen, um ſie vor gefährlicher Beimiſchung zu ſichern; ſein Einkommen aber wurde ſehr beſchränkt, und er iſt wieder ausſchließlich an den urſprünglichen Beruf, die Bewachung der königlichen Frauen verwieſen. Auch werden bereits in reichen Häuſern die Eunuchen, weil der Preis derſelben in ſtetem Steigen begriffen iſt, durch alte Leute (risch-sefid) erſetzt.

VIII.

Bildung, Wissenschaften und Künste.

Bildungserfordernisse. Sprache. Schrift. Dialekte. Aussprache. Die Schreibschrift. Kalligraphie. Schreibmaterial. Elementarschulen und weiterer Unterricht. Einfluß der Nationaldichter. Die neuen Poeten. Poeta laureatus. Gassenpoesie. Chronogramme. Erdkunde. Geschichte und Geschichtschreibung. Buchdruck und Lithographie. Manuscripte. Bibliotheken. Officielle Zeitung. Macht der Presse. Stil und Form der Briefe. Die Munschi. Arithmetik. Alchemie. Astrologie. Zeitrechnung und Kalender. Philosophie. Studien in den Madrasses. Abnahme der Bildung. Schrift der Armener, Chaldäer und Juden. Malerei. Die Bildergalerie des Schah. Gesang, Musik und Tanz.

Von der Ansicht ausgehend, erstens alle Naturphänomene lassen sich speculativ erklären, zweitens mit den Griechen und Arabern habe das menschliche Wissen seinen Abschluß gefunden, widmet der Perser den exacten Wissenschaften geringe Pflege. Seine Anforderungen an eine gute Erziehung beschränken sich auf oberflächliche Kenntniß der arabischen Sprache (arabiet), des Briefstils und der Nationaldichter. Wer überdies die Regeln des Anstands (adeb) innehat und hier und da ein Gelegenheitsgedicht zu machen versteht, der ist zu allen Würden und Aemtern befähigt, zum General sowol wie zum Großvezier; und hat er das Glück, Chef eines Tribus zu sein, so kann er unter günstigen Umständen

den Blick noch höher erheben und nach der Krone greifen (ideā-i-sultænet).

Damit man den üblichen Bildungsgang richtig verstehe, muß ich etwas ausführlicher über Sprache und Schrift handeln; denn obwol diese nur als Mittel zur Erlangung von Kenntnissen dienen sollen, begnügt sich der Perser, das Mittel mit dem Zweck vertauschend, eben nur sie sich anzueignen.

In den verschiedenen Theilen des Reiches Iran wird zwar persisch (zæbane farsi), türkisch, kurdisch, armenisch, chaldäisch und arabisch gesprochen, doch nur die persische erhob sich zur Schrift- und zur Literatursprache. Nächst ihr ist die türkische am meisten verbreitet, ja in einzelnen Bezirken spricht und versteht das Volk nur türkisch. Diejenigen aber, welche des Schreibens kundig sind, und zwar nicht blos in Persien, sondern auch fast alle Gebildeten in Turkistan, Afghanistan, Sistan, Beludschistan und selbst Indien, bedienen sich des persischen Idioms zur Correspondenz.

Die persische Sprache ist der germanischen am meisten verwandt, was dem Deutschen die Erlernung des Persischen sehr erleichtert. Nicht allein daß viele Worte identisch sind, sondern auch die Fügung der Sätze und die Art, die Gedanken in Worte zu kleiden, sind häufig analog. Dies veranlaßt den Perser, das Wort German von Kerman abzuleiten. Wie dem auch sei, soviel wird jedem unbefangenen Beobachter, der längere Zeit im Lande lebte, aus Physiognomie, Gebräuchen, Sprache, Sitten und Traditionen klar, daß der persische und der germanische Stamm in der Urzeit wenigstens lange zusammengelebt haben müssen.

Mit dem Islam wurde der persischen Sprache und Schrift das fremde arabische Element aufgedrungen, das aber der Perser niemals gehörig verdauen konnte. Nur mit großer Anstrengung vermochte er die Zisch- und Kehllaute

nachzuahmen; er adoptirte daher die Worte, ohne jedoch ſeine bisherige Ausſprache oder die Syntax weſentlich umzuwandeln. Aus dieſem Grunde iſt es äußerſt ſchwierig und nur nach langem Studium der arabiſchen Grammatik möglich, das Perſiſche richtig zu ſchreiben. Bezeichnenderweiſe gibt es auch zwar verſchiedene, im Lande gedruckte arabiſche Grammatiken und Syntaxen, aber keine einzige perſiſche Grammatik. Uebrigens klingt die Sprache, wie ſie von den Gebildeten geſprochen wird, ſchön und kräftig; ſie eignet ſich zum poetiſchen Ausdruck wie zu ſchönen Wendungen und Wortſpielen. Auch die meiſten Leute vom Volk, obwol ſie untereinander ihren Jargon ſprechen, verſtehen doch die Sprache der Gebildeten. Faſt jede Stadt hat ihren eigenthümlichen Accent (laadschèh), woran die Einwohner erkannt werden; am ſchärfſten betonen die Kaſchaner, am wohlklingendſten ſprechen die Schirazer.

Da der Perſer die Kenntniß ſeiner Sprache nicht durch grammatiſche Studien erwirbt, ſondern, außer durch Umgang, durch das Leſen und Hören der guten Poeten, ſo macht ſich in ſeiner Rede ſtets ein gewiſſer poetiſcher Schwung bemerkbar; er beobachtet unwillkürlich die Geſetze der Euphonie und Proſodie; er ſucht den Satz abzurunden und fügt, wo es der Wohlklang zu erheiſchen ſcheint, tautologiſche Wörtchen ein. Dictirte ich meinem Mirza einen Brief oder ſelbſt ein Kapitel aus der Anatomie, ſo ſetzte er oft ſinnentſtellende Worte zu, und wenn ich ihm dann befahl, ſie wieder zu ſtreichen, las er meinen Satz laut vor und ſagte, plötzlich mit der Stimme ſtockend: „Sahib, hier fehlt etwas!“ So opfert der Perſer häufig den Sinn einer Rede dem ſchönen Klang der Worte auf. Als Zeichen feiner Bildung gilt es, viele arabiſche Epitheta anzuhäufen und Synonyma zu brauchen, die ſich miteinander reimen. Man nennt dies

ibārete fæssi (beredter Stil); überladener Stil heißt ibārete muglæḳ.

Doch hat ſich in manchen Gegenden das Pählewi noch ziemlich unverfälſcht vom Arabiſchen erhalten, ſo in Maſanderan, Taliſch, Nätans (Gebirge bei Kaſchan) Ein gründliches Studium dieſer Dialekte würde viele linguiſtiſche Aufſchlüſſe geben. Folgende Worte führe ich als Probe des Nätans-Dialekts an: Tochter, duta; Knabe, pura; Mutter, mune; Baum, bena; Frau, jena; Waſſer, au; gehe! bæsche! Fleiſch, guscht; Haus, kie; Hof, haste; Henne, kærge; Erde, zemin; Sonne, auftau; Tag, ruzar; Nacht, schuè; Stein, kemer; alt, pira; Weide, wid; ich hatte, darimè; ich ſchlief, behuzimè; Maus, musch; Hund, ispe (ſlawiſch pes); Katze, muldschin; groß, gurd; klein, wischutsch; jetzt, hæt; Augenbrauen, merud; Geſicht, dim; Backe, buk; Wolle, poime; Garten, raz; Wind, wad; Urin, tschur (dem Slawiſchen ähnlich).

Obwol die Sprache im allgemeinen leicht zu erlernen iſt, gelingt es dem Europäer doch ſelten, ſie mit ſolcher Reinheit und Eleganz zu ſprechen, daß er ſich nicht als Fremdländer verriethe. Der Franzoſe und der Italiener erlernen ſie nie, die Laute liegen ihrer Sprache zu fern, namentlich können ſie das h und ch nicht ausſprechen; der Deutſche verwechſelt oft d und t, b und p, ebenſo trifft er ſelten die richtige Nuancirung der Vocale, z. B. des a und æ; am beſten lernt ſie der Slawe ſprechen.

Zum Schreiben bedient ſich der Perſer der arabiſchen Schriftzeichen (chæt), deren Reproduction große Sorgfalt verlangt. Man ſagt, für jeden Buchſtaben ſei ein Jahr der Uebung nöthig, ehe man ihn vollkommen gut ausführe; ja ſelbſt der geübte Schreiber verliert, wenn er einige Tage nicht übt, die Geläufigkeit. Eine ſchöne Handſchrift iſt das erſte und wichtigſte, oft einzige Merkmal einer guten

Erziehung. Es ist unglaublich, welche Zeit vergeudet wird, um z. B. die gehörige Abrundung des Buchstaben nun (n) zu erlernen. Jeder einzelne Buchstabe hat seine genau bestimmten Dimensionen und besondern Regeln; daher übt sich mancher Perser bis ins siebzigste Jahr seines Lebens im Schreiben und benutzt jeden müßigen Augenblick, um Buchstaben auf einen Streifen Papier zu malen. Gelungene Schreibübungen der Kinder werden als Beweis ihres Fortschritts im Unterricht vom glücklichen Vater den Besuchenden gezeigt. Der verstorbene Mehmed Schah wird noch heute als Schönschreiber (chusch næwis) gepriesen; der jetzige König, dessen Erziehung nicht sorgfältig genug war, um ihm eine schöne Handschrift beizubringen, kann es sich doch nicht versagen, bisweilen einige Buchstaben hinzumalen und sie von den Höflingen bewundern zu lassen, wobei er sich zu entschuldigen pflegt, daß ihm wegen der Regierungsgeschäfte nicht die gehörige Zeit zur Uebung (mæschk) bleibe. Schöne Schreibexempel (rækæm) werden zierlich vergoldet, unter Glas und Rahmen gebracht und sorgfältig aufbewahrt. Dergleichen finden sich hier und da in Europa in Sammlungen orientalischer Bücher; so erinnere ich mich, deren einige in der Bibliothek des Baron Hammer von Purgstall gesehen zu haben. Wohlhabende Perser sammeln solche Tableaux aufgespannt in Mappen und erwerben sie zu fabelhaften Preisen.

Es gibt dreierlei Schriftarten: 1) Das Näs'sch oder Kurani, womit die arabischen und gelehrten Bücher, auch der Koran abgeschrieben werden; 2) das Nästalik, mit feiner Abrundung und Verbindung der Buchstaben, die eleganteste Schrift, worin man die poetischen und Geschichtsbücher copirt; 3) das Schikäste, eine Art Stenographie, dessen Charaktere so eng verschlungen sind, daß es unsagliche Mühe und Uebung kostet, sie zu entziffern. Diese Schreibweise,

welche früher in den königlichen Firmans angewandt wurde, kommt wegen ihrer Schwierigkeit und Unlesbarkeit immer mehr außer Gebrauch, denn auch der Geübteste kann sie nicht prima vista lesen, und man bedient sich jetzt dafür einer Mittelschrift, des Schikäste-Nästalik.

In den Annalen der Kalligraphie werden viele berühmte Meister genannt, des vorzüglichsten Rufes jedoch erfreuen sich zwei, welche vor etwa zwei Jahrhunderten lebten, nämlich Mir in Nästalik und Derwisch in Schikäste. Ihre Schriften (Chäte Mir und Chäte Derwisch) werden von Sammlern besonders emsig gesucht und, in kleine Stückchen zerschnitten, mit einem Dukaten für die Zeile bezahlt; sie dienen als Schreibvorschriften bei den Uebungen (mæschk).

Jeder des Schreibens Kundige setzt den Titel Mirza vor seinen Namen, z. B. Mirza Jakub, während dasselbe Wort hinter dem Namen „Prinz" bedeutet. Mirza ist die Abkürzung von Mir- oder Emir-zadeh (von Emir abstammend), was darauf hinweist, daß in frühern Zeiten die Schreibekunst nur den höchsten Ständen zugänglich war; doch haben sich die Verhältnisse sehr geändert, denn die Anzahl der Schreibekundigen in den Städten dürfte nicht viel geringer sein als in den Städten des civilisirten Europa. Die Mirzas führen als Zeichen ihrer Würde ein Tintenfaß und eine Rolle Papier im Gürtel; sie nennen sich æhle ḳælæm (Leute der Feder), zum Unterschied von æhle schemschir (Leute des Säbels, d. i. Militär). Das Tintenfaß (dæwāt) ist ein längliches Papierkästchen, nach außen mit Blumen und Figuren zierlich bemalt, in dessen Innerm an einem Ende ein Tintenbehälter (murækebdān) befestigt ist, während der übrige Raum einige Rohrfedern (ḳælæm), eine Schere mit ineinandergreifenden Schenkeln, ein Federmesser, Löffelchen und Hornspatel beherbergt. Die Tinte (murækeb) wird aus Ruß, Gummi und Zucker zusammengerieben und beim Gebrauch mit Wasser

angefeuchtet, zu welchem Zweck das Löffelchen dient. Zu der perſiſchen Schrift iſt eine dickflüſſige, ſubſtantiöſe Tinte erforderlich; die europäiſche iſt dazu nicht anwendbar. Das Papier (kāgæs) wird vor dem Gebrauch ſorgfältig geglättet (mureh), weil ſich nur auf ſolchem die perſiſchen Schriftzüge mit Leichtigkeit zeichnen laſſen; es iſt meiſt europäiſches Fabrikat, dem man eine blaue oder gelbliche Färbung zu geben liebt. Chineſiſches Papier (chān bālek) findet ſich ſelten, iſt aber wegen ſeiner Feſtigkeit zu Urkunden ſehr geſucht.

Begibt ſich ein Mirza ans Schreiben, ſo beobachtet er eine ceremoniöſe Umſtändlichkeit, welche die Größe ſeiner Aufgabe an den Tag legen ſoll: er ſetzt ſich nach perſiſcher Weiſe auf den Teppich nieder, ſchlägt ein wenig die Aermel zurück, ſtellt das Tintenfaß vor ſich auf den Boden, löſt aus der Rolle ein Stückchen Papier, glättet es noch einmal, und ſchneidet ſich das Kalam. Endlich beugt er den rechten Unterſchenkel, unterſtützt das Papier mit der linken Hand und ſchreibt ſo ohne feſte Unterlage, das Papier hin- und herſchiebend, um die Abrundung der Buchſtaben zu erreichen. Auf einem Tiſche oder einer andern Unterlage iſt es ihm unmöglich ſchön zu ſchreiben.

Interpunktionen gibt es in der perſiſchen Schrift nicht, die einzelnen Worte werden nicht einmal durch Zwiſchenräume getrennt, ſondern ohne Unterbrechung aneinandergehängt. Rechnet man noch hinzu, daß auch ſämmtliche Vocale ausgelaſſen werden, ſo wird man es begreiflich finden, daß genaue Kenntniß der Sprache und eine wenigſtens beiläufige des Inhalts zum Leſen der Schrift unbedingt erforderlich iſt. Freilich thut die Gewohnheit ſehr viel; denn der Perſer iſt umgekehrt z. B. die in London mit Interpunktionen und Zwiſchenräumen der Worte gedruckte Bibel nur ſchwer zu leſen im Stande.

Der Knabe erhält in seinem sechsten Jahre einen laleh (Hauslehrer) oder wird zu einem Schulhalter (ächun) geschickt. Die Mädchen zu unterrichten, wurde in früherer Zeit für ganz überflüssig gehalten, doch greift jetzt die Sitte immer mehr um sich, auch diese an dem Unterricht theilnehmen zu lassen. Es besteht kein Schulzwang, auch geschieht von seiten der Regierung nichts zur Förderung des Elementarunterrichts; diese Angelegenheit bleibt vielmehr ganz den Aeltern anheimgestellt.

Für die ärmern Klassen existiren gemeinschaftliche Schulen (mæktæb), in denen die Kinder gegen Entgelt Unterricht empfangen; doch sind alle Schulen Privatunternehmungen, und es steht jedem des Schreibens kundigen Mann frei, in einem zu dem Zweck gemietheten Laden des Bazar den ihm anvertrauten Kindern Unterricht zu ertheilen. Dort sitzen die Kleinen längs der Wände mit untergeschlagenen Beinen, in der Mitte der Achun, einen Turban auf dem Kopf und mit einem kleinen Stäbchen bewaffnet. Da Kinder verschiedenen Alters gleichzeitig die Schule besuchen, so nimmt sie der Lehrer gruppenweis vor; er spricht laut die Lection in einem näselnden, singenden Ton, und die zu der Gruppe gehörigen Schüler müssen Wort für Wort laut nachsprechen, dabei mit dem Oberleib sich bewegend. Während so die eine Gruppe unterrichtet wird, wiederholen die andern ebenfalls laut ihr Pensum und suchen durch Schreien ihren Fleiß zu bekunden; dazu kommt, da der Unterricht bei offenen Fenstern und Thüren geschieht, das Geräusch der Vorübergehenden und der Lärm des Bazar; es ist darum kaum zu begreifen, wie der Lehrer sich verständlich machen kann. Als ich einst einen Achun darüber befragte, antwortete er mir: „Das ist alles Gewohnheitssache. In Kaschan, im Bazar der Kupferschmiede, hämmern vierhundert Arbeiter zugleich, und dennoch vermögen sie mit den Arbeitern der

gegenüberliegenden Werkstätte sich zu unterhalten — alles Gewohnheitssache." Von Zeit zu Zeit läßt der Achun sein Stäbchen auf den Fußsohlen der Nachlässigen und Säumigen tanzen, theils um sie auf die kommenden Dinge vorzubereiten, theils um seinen Eifer im Lehren zu documentiren. Denn nach der herrschenden Ansicht muß der Unterricht, wenn er haften soll, mit Strenge beigebracht werden. Man beruft sich dabei auf eine sinnige Erzählung Saadi's. „Ich zog", so erzählt derselbe, „eines Tags an einer Dorfschule vorbei und fand die Schüler, Kinder mit wahren Engelgesichtchen, in Fleiß und Thätigkeit, aber seufzend unter dem Druck eines Pedanten, eines strengen Schultyrannen. Es wurden deshalb Klagen gegen den Lehrer laut, und man fand sich bewogen, statt seiner einen Lehrer von mildem Charakter anzustellen. Ein Jahr später kam ich wieder durch dasselbe Dorf. Da fand ich die Rollen vertauscht: der Lehrer wurde von den Kindern tyrannisirt, aber an Stelle des frühern Fleißes waren Faulheit und Nachlässigkeit eingerissen."

Der Unterricht beginnt mit dem abdsched (A-b-c); sobald das Buchstabiren eingeübt ist, begibt man sich an das Lesen des Korans, welcher vom Lehrer mit arabischem Accent und in näselndem Ton vorgelesen, von den Kindern ohne Uebersetzung oder Verständniß des Inhalts nachgesprochen und auswendig gelernt wird. Gleichzeitig nimmt der für das Leben wichtigste und zugleich schwerste, der Schreibunterricht, seinen Anfang. Der Achun schreibt eine Zeile mit dazu passend scheinenden Worten vor, und die Schüler haben die Aufgabe, die Schriftzüge auf einem Blatt Papier in geschildeter Weise nachzubilden.

Ist der Koran ein- bis zweimal durchgelesen, so gibt man den Kindern Saadi's „Gulistan" in die Hand. Sie lesen die vielen schlüpfrigen Erzählungen des Werks, ohne

ſich von deren Inhalt eine Vorſtellung zu machen, und prägen die einzelnen treffenden Epigramme ihrem Gedächtniß ein. Dieſe bilden die vornehmſte Baſis der Erziehung (tærbiet), denn jede feine Converſation muß mit Citaten daraus reichlich verſehen ſein.

Nach der herrſchenden orientaliſchen Sitte oder Unſitte werden die Knaben ſtrenge bewacht und keinen Augenblick aus den Augen gelaſſen; würde ein Knabe von gutem Hauſe allein auf der Straße geſehen, ſo gäbe dies Anlaß zu übler Nachrede. In dieſer Zeit erhalten ſie auch Unterweiſung in den Regeln des Anſtands (adæb), im Sitzen, Tragen der Kleider, Empfangen von Gäſten, im Repräſentiren, im Verbergen jedes Affects, wie Bewunderung, Staunen, Zorn, Freude u. ſ. w.

Mit dem zehnten Jahre treten die weniger Bemittelten in das Geſchäft des Vaters ein, oder ſuchen einen Dienſt als Pagen (gulam bætscheh); den Wohlhabenden hingegen wird ein Mula als Lehrer zugeſellt, der ſie in der arabiſchen Grammatik (næhw u særf) und im Briefſtil (inscha) unterrichtet, ihnen ſchwierige Stellen aus den Legenden (hadiss) und dem Geſetz (scheriet) erklärt und die myſtiſchen Poeſien des Mula Rumi, das Schahnameh von Ferdauſi und die Oden des Hafis mit ihnen lieſt. Hiermit, gewöhnlich im funfzehnten oder ſechzehnten Jahre, iſt die Erziehung vollendet; dem jungen Mann wird ein Amt oder eine Offizierſtelle übertragen, häufig auch ſchon ein Weib gegeben.

Man ſieht, die Poeſie (schæer) macht den Kern der perſiſchen Bildung aus. Wol keine andere Nation hat Dichter aufzuweiſen, welche auf Charakter und Lebensweiſe des Volks ſo bleibenden, unverwiſchbaren Einfluß geübt und deſſen Sprache zu ſo vollendetem Abſchluß gebracht haben, wie die Perſer ſie in Saadi, Ferdauſi und Hafis beſitzen. Ihre Verſe leben im Munde des geſammten Volks, der

Gebildeten wie der Ungebildeten. In Saadi, dem didactiſchen Dichter, welcher faſt alle möglichen Lebensverhältniſſe beſpricht und in Epigrammen (bayt) weiſe Verhaltungsmaßregeln gibt, ſucht und findet der Perſer, ſo oft er an einem Scheideweg ſteht, analoge Fälle, an denen er ſich Rath erholen kann. Die Bücher des Hafis offenbaren ihm ſein Los (fāl); er ſticht hinein, und der Satz, der ſich zufällig bietet, dient ihm als Orakel, welchem er blindlings folgt. Der göttliche Ferdauſi begeiſtert ihn dermaßen, daß er deſſen Fabeln für hiſtoriſche Facta nimmt, an den durch mehrere Jahrhunderte fortgeſetzten Kampf Ruſtam's mit Turan glaubt und ernſthaft die Frage aufwirft, ob Ruſtam's Thaten oder die des verehrten Chalifen Ali größer geweſen ſeien!

Beim Recitiren von Verſen achtet der Perſer ſorgfältig auf den Rhythmus, beſonders die Reime betonend; ohne die Regeln der Proſodie zu kennen, markirt er ſtets die Cäſur. Nicht leicht entgeht ihm ein Fehler des Verſes; doch aufgefordert denſelben anzugeben, antwortet er nur: „In schæer nist!“ (Das iſt nicht Poeſie!) Ich hatte einſt, ich erinnere mich nicht mehr bei welcher Veranlaſſung, einige perſiſche Verſe gemacht, die wegen ihres ſatiriſchen Inhalts ſehr gefielen; aber trotz der correcten Reime mußte ich die beſchämenden Worte hören: „In schæer nist!“

Freilich hat die Poeſie und die Beſchäftigung mit ihr auch ihre Auswüchſe; die Zahl der Verſifexe iſt in Perſien Legion; ſie überbieten ſich in bombaſtiſchen Epitheten und erzwungenen Wortſpielen, und kommt ja einmal ein guter Gedanke zum Vorſchein, ſo iſt er ſicher frühern Poeten entlehnt; ſie betrachten die Poeſie als Erwerbszweig des Bettels, um einen neuen Rock oder einen Schmaus zu erbeuten. Als ich einſt dem König vorlas, wie Peter der Große bei ſeiner Anweſenheit in Paris von den Poeten ſo ſehr beläſtigt

wurde, daß er eiligſt die Stadt verließ, bemerkte der Schah: „Wahrlich, ich werde auch zuletzt genöthigt ſein, meine Hauptſtadt der Poeten wegen zu verlaſſen.“

Selbſt Könige machten Anſpruch, unter die Zahl der Poeten gerechnet zu werden. Einige Gedichte von Feth Ali Schah würden in der That, vorausgeſetzt, daß ſie von ihm herrühren, den Anſpruch rechtfertigen. Auch der jetzige König ergeht ſich bisweilen in poetiſchen Verſuchen, und man kann ſeinen Reimen wenigſtens Correctheit nicht abſprechen. Am Hofe befindet ſich ſtets ein Poeta laureatus, welcher nach alter Sitte ein Epitheton als Namen wählt, unter dem er dann in der Literatur bekannt wird; der jetzige nennt ſich schæmsesch-schāerā (die Sonne der Sänger). Seine Aufgabe iſt es, glückliche Ereigniſſe und Feſte des Hofs zu beſingen. Doch reichen zu gleicher Zeit auch andere, mehr oder weniger armſelige Poeten ihre Ghaſelen ein und erbetteln ſich damit ein neues Gewand.

Es fehlt auch nicht an einer von unbekannten Autoren ausgeübten Gaſſenpoeſie (hadschw und tesnifek), durch welche unliebſame Perſönlichkeiten oft recht bitter und witzig gegeiſelt, ſkandalöſe Vorfälle ins Publikum gebracht oder Regierungsmaßregeln einer beißenden Kritik unterworfen werden.

Ein großes Ereigniß, z. B. die Einnahme einer Stadt, den Tod des Monarchen u. ſ. w., beeifern ſich die Poeten des Landes durch ein treffendes Chronogramm zu fixiren, wozu die Sprache, da bekanntlich die arabiſchen Buchſtaben auch Zahlen bedeuten, ſich beſonders eignet. So wurde z. B. für das Todesjahr Nadir Schahs der Satz gefunden: „Nadir derek ræft!“ (Nadir zog in die Hölle!), für den Tod des vom Volk verehrten Emirs Mirza Taghi Chan: „Ai wāi æmir ræft!“ (O weh, der Emir ſchied!) Für das gelungenſte Chronogramm erhält der Dichter ein entſprechendes Geſchenk.

Im ganzen ist von der heutigen poetischen Production zu sagen: Obgleich hier und da gute Verse geschrieben werden, welche die Zeitgenossen hochpreisen und den Arbeiten der besten frühern Meister zur Seite stellen, und obgleich fast jeder König eine Sammlung (diwān) von modernen Poesien veranstaltet — so Feth Ali Schah den Diwan Ateschkädeh, und der jetzige König, der einen Diwan auf Staatskosten drucken ließ —: so sind doch diese Erzeugnisse denen der alten Meister nicht im entferntesten ähnlich, sondern nur ephemere Erscheinungen, die alles innern Werths entbehren.

Von der Erdkunde (ilm-e dscheagraphiā) haben die Perser sehr spärliche Kenntnisse; sie glauben noch an das Ptolemäische System und halten die Erde für eine vom Ocean (dariā muhit) umgebene Scheibe. Von Europa kennen sie weiter nichts als die Namen der Nationen, mit denen sie in Berührung kommen oder die einst Repräsentanten an den Hof schickten, also die Namen: Inglis, Frænseh, Nemse (Oesterreich), Ārus (Rußland), Lehistan (Polen), Italia, Valendis oder Flamenk (Holland), Ispaniul (Spanien), endlich Portugal wegen der Orangen, welche mit diesem Namen bezeichnet werden. Auch der Name Pruss ist ihnen bekannt, und sie lieben ihn, weil er mit Ārus reimt; doch können sie nie begreifen, daß der padischāh austria und der kral-e-pruss*) beide Nemseh sein sollen. Wenn ich den Schah in der Geographie unterrichtete, war dies seine

*) Dem Stolze orientalischer Potentaten kostet es viel Ueberwindung, einem europäischen Monarchen, mit dem sie nicht in naher Beziehung stehen, den Titel Padischah zu geben; er konnte in früherer Zeit erst nach vielen diplomatischen Verhandlungen für den deutschen Kaiser erlangt werden; sie behelfen sich mit dem slawischen Wort kral. Für den König von Preußen braucht man erst seit kurzem, nachdem die preußische Regierung einen Repräsentanten an den persischen Hof gesandt, den Ausdruck padischah.

ſtehende Frage. Alle meine Erklärungen leuchteten ihm nicht ein; er argumentirte immer: „Wenn ich der Padiſchah von Iran bin, kann es doch nicht zu gleicher Zeit ein anderer ſein!“

Etwas gründlichere und praktiſchere Begriffe beſitzen ſie von der Geographie Aſiens, obwol ihnen der Name „Aſien“ vollkommen fremd iſt. Durch Pilgerfahrten, Kriege, Berichte von Derwiſchen und ſonſtige Beziehungen lernten ſie die Diſtanzen und die beiläufige Richtung eines Orts nach der Weltgegend kennen, ſodaß ſie anzugeben wiſſen, wieviel Tagreiſen ungefähr zur Erreichung dieſes oder jenes Orts erforderlich ſeien. Die Städte von Rum (Osmaniſches Reich), von Turkiſtan, Afghaniſtan, Beludſchiſtan und Vorderindien kennen ſie meiſt von frühern Kriegszügen her, ebenſo den Kaukaſus. Die Lage der Städte in Iran weiß faſt jeder Perſer anzugeben, ebenſo die Stationen auf dem Wege dahin.

In Afrika ſind ihnen Mis'r (Aegypten), Habeſch und Zengebar durch den Sklavenhandel bekannt. Amerika wird mit dem türkiſchen Namen Jengi duniā (Neue Welt) bezeichnet, wovon der Name Yankee abgeleitet ſein ſoll.

Einzelne Gelehrte haben allerdings genauere Begriffe von der geographiſchen Breite und Länge (ars u tule bælad); letztere beſtimmen ſie nach den Canariſchen Inſeln (Dschezāir e-chāledāt). Im 12. Jahrhundert beſaß Perſien den berühmten Geographen Iſhak Kaswini.

Mehr Sinn wie für die Geographie hat der Perſer für das Studium der Geſchichte (tārich); doch kümmert er ſich weder um die Chronologie noch um die Oertlichkeit, wo ſich eine Begebenheit zutrug, ihn intereſſirt ſtets nur irgendeine Perſönlichkeit, und ſo knüpft ſich ſeine ganze Geſchichtskenntniß an einzelne Individuen, an deren Wohl und Weh er Antheil nimmt. Die eigentliche Geſchichte beginnt bei ihm

erſt mit dem Islam; was ſich vorher begeben, concentrirt ſich für ihn in jener Reihe von Sagen, die er im Heldenlied Ferdauſi erzählt findet. Philipp (Filāḳus) und Alexander (Iskander) von Macedonien kennt er in mythiſcher Hülle, da die Züge des letztern ins Reich der Finſterniß (zalumāt) das Lieblingsthema vieler epiſchen Geſänge bilden. Von den eigenen Kämpfen der Perſer mit den Griechen, von der Dynaſtie der Seleuciden, von den Parthern (meluk el tewāif) und ihren glorreichen Kämpfen mit den Römern finden ſich nur die dürftigſten Spuren. Erſt mit den Saſſaniden dämmert das hiſtoriſche Licht, doch erſt mit dem Islam beginnt die eigentliche Geſchichte oder Chronik. So gründlich gelang es dem Islam, alle frühern Quellen, die Erinnerungen an glorreiche Perioden und Dynaſtien, die Zeitrechnung, die Münze, die Schrift, die Jahrbücher des Volks zu vernichten und an ihre Stelle ſich ſelbſt zu ſetzen.

Der gebildete Perſer lieſt fleißig die Geſchichte der muſelmaniſchen Epoche in dem berühmten Buche „Ruzet es sæfā", von Mirchand. Faſt in allen guten Häuſern findet ſich dieſes Buch; es erlebte mehrere Auflagen in Bombay und Teheran; der Schah läßt ſich während des Frühſtücks oft ein Kapitel daraus vorleſen, und weiß es daher faſt auswendig. In der Geſchichte der Säfavieh-Dynaſtie ſcheint die perſiſche Geſchichtsſchreibung viele Lücken zu haben, wenigſtens erfahren wir aus derſelben viel weniger, als von einigen europäiſchen, wahrheitsliebenden Reiſenden dieſer Epoche, von Chardin, Tavernier, Olearius u. ſ. w. berichtet wird. Die Geſchichte Nadir Schahs wurde vortrefflich von ſeinem Secretär Mirza Meihdi niedergeſchrieben, ſie iſt jedoch wegen der zu gewählten, viel mit Arabiſch vermiſchten Diction nur äußerſt wenigen zugänglich.

Unter der Regierung des vorigen Königs wurde die Geſchichte Napoleon's nach dem Buche von Walter Scott, ſowie

die Peter's des Großen (Peter kæbir) und Karl's XII. nach Voltaire ins Perſiſche überſetzt. Da die letzten zwei Werke in gelungenen Lithographien ſtark verbreitet ſind, ſo kennt ſie jeder gebildete Perſer ſehr genau. Dies diene dem europäiſchen Reiſenden zur Nachricht, damit er ſich Verlegenheiten erſpare; denn ſicher lenkt der Perſer das Geſpräch auf die in jenen Büchern behandelten Perioden, und entdeckt er eine Lücke in Kenntniß der Daten, ſo legt er es als grobe Unwiſſenheit aus.

Unter der jetzigen Regierung geſchah Vorzügliches für die Verbreitung hiſtoriſcher Kenntniſſe. Naſſereddin Schah ließ nämlich durch zwei Schriftgelehrte, den Reichshiſtoriker Mirza Taki, genannt lessān em-mulk (Zunge des Reichs) und Mirza Rezy Kuly Chan, benannt Leleh-baſchi, die Fortſetzung des „Ruzet es sæfā" bis auf die Gegenwart ſchreiben, ſowie eine beſondere Geſchichte des Stammes und der Dynaſtie der Kadſcharen ausarbeiten. Leider wurde bei dem jetzt herrſchenden verderbten Geſchmack der Stil ſo ſchwulſtig und ſo ſehr mit Wortſpielen, Citaten, Epigrammen und Knittelreimen überladen, daß er ſelbſt den Perſern lächerlich erſcheint und gegen den ziemlich einfachen Stil des Ruzet es sæfā ſehr unvortheilhaft abſticht.

Der Schah läßt ſich, wenn er guter Laune iſt, ein Kapitel aus dem Machwerk vorleſen und bricht, ſobald der Vorleſende zu einer beſonders barocken Stelle oder einem ſchlechten Reim gelangt, in lautes Gelächter aus, in das alle Höflinge ex officio mit einſtimmen. Die Stelle muß dann wol zehnmal, jedesmal unter derſelben Lachexploſion, wiederholt werden und der betreffende Reim bleibt für mehrere Tage die Parole.

Auch mit der Unparteilichkeit dieſer Bücher hat es eine eigene Bewandtniß. Iſt es ſchon in jedem Lande ſchwer, die Geſchichte der letzten Tage in usum Delphini zu

ſchreiben, ſo häufen ſich die Schwierigkeiten in Perſien auf alle erdenkliche Weiſe. Das ganze Werk ſoll nichts als eine Apologie des Königs und des letzten Veziers enthalten. Nun bietet aber die Geſchichte der Kadſcharen keineswegs immer glorreiche Thaten. Während ſie jetzt Anhänger Ali's, Vertheidiger und Repräſentanten des Schiismus ſind, fochten doch notoriſch ihre Ahnherren gegen die Aliden an der Seite der Yeziden. Dem Reichshiſtoriker liegt es alſo ob, alle dieſe Facta zu verdrehen oder zu ignoriren, die verübten Mord- als glorreiche Waffenthaten, die erlittenen Niederlagen als eclatante Siege darzuſtellen. Aber noch mehr. Kaum war das genannte Buch fertig und im Druck erſchienen, ſo fiel der Miniſter Mirza Aga Chan in Ungnade und wurde ins Exil geſchickt. Mit ſeinem Fall erhielt der Verfaſſer die Aufgabe, alle die zahlreichen Stellen, worin dem Vezier und ſeiner ruhmvollen Wirkſamkeit Weihrauch geſtreut war, zu ſtreichen oder ſtatt des Lobes Tadel einzutragen. Natürlich mußte das Buch zum großen Theil umgedruckt werden. So ſchreibt man Geſchichte!

Ungeachtet aller dieſer offenbaren Mängel hat das Werk aber doch bleibenden Werth; denn die vielen noch lebenden Mitglieder der Kadſcharenfamilie aus den Zeiten Aga Mahumed Chans, des Gründers der Dynaſtie, auch manche Tribuschefs, die der Affcharen, der Karakuslu u. ſ. w. wurden dabei zugezogen; ſie waren als Augenzeugen mancher großen Begebenheit im Stande, den Verfaſſer in ſeinem Vorhaben weſentlich zu unterſtützen.

Von andern hiſtoriſchen Abhandlungen ließ der jetzige Schah die Geſchichte Alexander's des Großen nach europäiſchen Quellen, die der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus I. von Baron Korff, und die der Regierung deſſelben von Mr. Richard ins Perſiſche übertragen, ſodaß er ſelbſt ziemlich au courant der neuern Geſchichte iſt und die euro-

päiſchen Geſandten durch ſein Wiſſen ſogar oft wirklich in Staunen ſetzt.

Außerdem iſt ein königlicher Reichschroniſt (waḳāi-e næḳār) angeſtellt, der alle Hofnachrichten und Ereigniſſe chronologiſch zu verzeichnen hat (ſ. Buch Eſther). Der Schah führt übrigens perſönlich ein Tagebuch (ruznāmeh), welches er zwar geheim hält, deſſen Exiſtenz ich aber verbürgen kann.

Der Buchdruck (bāsmeh) wurde zu Anfang dieſes Jahrhunderts durch den Prinz-Gouverneur Abbas Mirza Najibe-Sultaneh in Tabris eingeführt; allein die gedruckten Lettern konnten dem Geſchmack der Perſer nie recht zuſagen, weil ihre Buchſtaben nicht Linie halten, ſondern bald über bald unter dieſelbe reichen. Dies iſt auch der Grund, warum eine in Europa vortrefflich ausgeſtattete perſiſche Bibel ihnen nicht gefällt und ſie die Schrift unſchön finden. Es erſcheinen deshalb nur wenige Bücher im Druck.

Deſto größern Aufſchwung nahm die Lithographie (tschāp*). In jeder größern Stadt gibt es eine oder mehrere lithographiſche Anſtalten, durch welche in der jüngſten Zeit eine Menge lexikographiſche, hiſtoriſche und poetiſche Werke, Abhandlungen (rāsuleh) religiöſen Inhalts u. ſ. w. lithographirt wurden, und es mag jetzt kaum noch ein bedeutendes Manuſcript vorhanden ſein, das nicht lithographiſch vervielfältigt worden wäre. Allerdings läßt die perſiſche Lithographie noch viel zu wünſchen übrig; die Abdrücke ſind ſelten rein; gute Arbeiten muß man in Bombay fertigen laſſen.

Der Koran darf nur im Original gedruckt werden. Ueberſetzungen davon ſind verboten, weil es für unmöglich

---

*) Merkwürdigerweiſe bedeutet im Volksdialekt tschāp: Lüge, Prahlerei; unwillkürlich denkt man an die Redensart „Lügen wie gedruckt".

gilt, das heilige Buch zu überſetzen. Trotzdem erſchien eine Ausgabe mit Interlinearüberſetzung; ſie iſt jedoch ſehr ſelten.

Gedruckte Bücher liebt der vornehme Perſer überhaupt nicht, er trachtet nach dem Beſitz von Manuſcripten, und wie der Kunſtkenner am Gemälde den Maler oder die Schule, ſo kennt er an der Schrift die Meiſterhand des Schreibers. Früher beſchäftigte ſich in jeder Stadt eine Anzahl Schönſchreiber mit dem Copiren von Büchern, jetzt ſcheint aber dieſe Kunſt nicht mehr ſo lohnend. Ein Manuſcript, dem der Kenner bleibenden Kunſtwerth beilegt, muß auf chineſiſchem Papier geſchrieben ſein, von Anfang bis Ende ein Buchſtabe wie der andere, die gleichen Buchſtaben ſogar mathematiſch congruent, der Eingang und die Kapitelanfänge mit zarten Goldarabesken in blauem Felde aufs geſchmackvollſte verziert, der Einband (sehāfi) aus zwei auf dem Rücken gehefteten Pappdeckeln beſtehend, mit Malereien von Schiraz oder Iſpahan geſchmückt. Bei Taxationen ſchätzt man oft den Werth eines einzelnen Buchs auf die Summe von 500 Dukaten. Machthaber wiſſen durch Drohungen und andere Künſte ſich manches Manuſcript anzueignen, das ſonſt um keinen Preis feil geweſen wäre.

Die Hausbibliothek beſchränkt ſich gewöhnlich auf einen Koran, einige Diwans bekannter Poeten, ein Lexikon und ein größeres Geſchichtswerk. Umfaſſende Bücherſammlungen ſind äußerſt ſelten; außer denen einiger Imamzadehs befindet ſich meines Wiſſens nur im Schloſſe des Königs eine Bibliothek. Doch auch hier umfaßt die perſiſch-arabiſche Sammlung (kætāb-chāne) nicht mehr als etwa 300 Manuſcripte und einige gedruckte europäiſche Bücher, welche in einem kleinen Zimmer in drei mäßigen Schränken Platz finden. Die Bücher liegen horizontal übereinander, mit dem Rücken gegen die Wand, mit dem Schnitt nach außen ge-

wendet, auf letzterm ist der Titel des Buchs mit großen Buchstaben zu lesen. Da kein genauer Katalog über das Vorhandene geführt wird, so verliert sich bisweilen ein Buch, das der Schah dann, manchmal in demselben Exemplar, wieder aus dem Bazar ankauft. Die größte Bibliothek, welche Persien besaß, die zu Ardebil, wurde von den Russen, bei der Einnahme dieser Stadt, nach St.-Petersburg entführt; dort sollen daher jetzt die schönsten persisch-arabischen Manuscripte zu finden sein.

Der Schah besitzt außerdem eine schöne Sammlung europäischer Prachtwerke in lateinischer, englischer, französischer und deutscher Sprache, welche ihm von den verschiedenen Gesandten bei ihrer Ankunft als Geschenk verehrt wurden. Sie liegen völlig unbenutzt da; aus manchen sind die Kupfertafeln und Illustrationen herausgeschnitten, um den Höflingen zur Ausschmückung ihrer Enderuns zu dienen. In dieser Weise verstümmelt fand ich z. B. Buffon's Naturgeschichte und andere kostbare Werke.

Seit mehrern Jahren erscheint in Teheran wöchentlich einmal in einem kleinen Foliobogen eine lithographirte officielle Zeitung (ruznāmeh-dauleti), zum jährlichen Abonnementspreis von $2^1/_2$ Dukaten. Vornan stehen die Hofneuigkeiten, Auszeichnungen und Ernennungen u. s. w. Der Name des Schah ist stets von einigen hochtrabenden Titeln und von Gebeten für seine Erhaltung begleitet. Dann folgen die Berichte aus den Provinzen, immer mit etwas andern Worten desselben Inhalts: „Dank der Gerechtigkeitsliebe und Umsicht des Gouverneurs, erfreuen sich die rayet (Unterthanen) ungestörten Glücks; volle Unparteilichkeit und Gerechtigkeit herrscht bei Erhebung der Steuern; die Wege und Brücken sind sicher und in gutem Zustand.“ Erzählungen von wunderbaren Heilungen in den Imamzadehs, von Misgeburten u. s. w. füllen den übrigen Raum. Reicht

der Stoff nicht hin, so bleibt entweder eine Seite leer oder es werden Nachrichten aus Europa dem in Konstantinopel erscheinenden türkischen Journal entlehnt, mithin die fränkischen Padischahs und Krals als Lückenbüßer benutzt. Auch einige Decrete und Verordnungen gelangen darin zur Veröffentlichung, um die aber, wenn sie einmal gedruckt sind, kein Mensch sich mehr bekümmert. Kämen die erlassenen Instructionen zur Ausführung, so müßte volle Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Religionen, gewissenhafteste Besteuerung u.s.w. die Regel sein; leider aber straft der Erfolg alle diese schönen Verheißungen Lügen.

Während der englisch-persischen Wirren brachte die Zeitung polemische Leitartikel und Manifeste, welche in ziemlich beleidigendem Ton gegen die englische Nation und deren Repräsentanten Partei nahmen; sie waren darauf berechnet, theils den Engländern Furcht einzujagen, theils die indolenten Einwohner gegen eine Nation, welche das Heiligthum der Familie antaste, einzunehmen, das persische Volk zu einem Religionskrieg (dschehad) zu fanatisiren oder wenigstens ihm das Geld dazu(?) unter einem plausibeln Vorwand abzunehmen. Aehnliche Artikel wurden durch die Presse in Bender Karadschi (Indien) veröffentlicht. Besonders machte ein in Teheran geschriebener und in Bender abgedruckter Artikel viel Aufsehen, indem darin alles Unheil, welches England über Asien und den Islam insbesondere gebracht, mit großer Geschicklichkeit dargelegt war und zu energischer Abwehr aufgefordert wurde. Er soll viel zur Vorbereitung der indischen Meuterei beigetragen haben. Ebenso wurde das Journal de Smyrne in persischem Interesse subventionirt; die Redacteure erhielten Auszeichnungen vom Schah; kurz, man versteht es bereits, zu politischen Zwecken die Hebel der Presse anzusetzen.

Gegen Angriffe europäischer Journale ist der Hof sehr empfindlich; fortgesetzte Ausfälle gegen einen Minister können

ihn aus seinem Amt vertreiben; denn die misbilligenden Artikel werden von der Gegenpartei colportirt und mit Erfolg ausgebeutet, da man hier solche Zeitungspolemik für den Meinungsausdruck der betreffenden Regierung ansieht und ihr deshalb mehr Wichtigkeit beilegt, als sie in der Regel verdient.

Zur feinen Bildung gehört es, daß man einen Brief mit Eleganz abzufassen verstehe. Der Perser schreibt viele Briefe (kāghæz) und Billete (rukeh); er verwendet große Sorgfalt auf das Schreiben derselben und prüft die, welche er empfängt, mit scharfer Kritik. Die Briefe werden auf kleine Stückchen-Papier geschrieben, oben in der Mitte steht das Wörtchen hū (er, ist es, d. i. Gott). Hierauf folgt die Anrede (inwā oder chætāb), deren Wahl die minutiöseste Umsicht und Ueberlegung erfordert, denn sie richtet sich nach dem Stande des Empfängers sowol wie des Schreibers und ihrer Beziehungen zueinander, sodaß der Nuancen unendliche sind, wie: Excellenz, frei zum König Zutritt Habender, Geehrter, Geadelter, Befreundeter, Bruder, Freund, Augenlicht u. s. w., und die richtige Auswahl darunter oft ebenso viel Zeit und Mühe kostet, wie der Brief selbst. Der Text beginnt mit endlosen Versicherungen der Freundschaft und Hochachtung in blumigem Stil, und erst zuletzt kommt, wie beiläufig, der Gegenstand, um den es sich handelt, zur Sprache. Am Schluß wird, mit dem Wort ælbæteh (sicherlich) anhebend, der Sinn des Schreibens kurz und bündig wiederholt und die Phrase beigefügt, „ich habe kein weiteres Anliegen". Der Name wird nie unterschrieben, sondern nur das Siegel beigedrückt.

Auch die äußere Form des Briefs hat ihre eigenthümlichen, streng zu befolgenden Regeln. Man falzt das Papier an den Seiten breit ein, fängt die Schrift tief gegen die Mitte des Blatts an und bemißt die Distanz der Zeilen so,

daß der mittlere Raum nicht hinreicht, ſondern die Fortſetzung auf die beiden eingeſchlagenen Ränder zu ſtehen kommt. Ferner verlangt die Eleganz, am Ende jeder Zeile einige Worte ſchräg übereinander hinaufzuſchreiben. Iſt der Brief fertig geſchrieben, ſo wird er ſorgfältig mit der Schere beſchnitten, manchmal auch einer Ecke abgeſtutzt, welche Verſtümmelung die Unvollkommenheit alles menſchlichen Thuns andeuten ſoll. Dann wird er gerollt, geplättet und mittels eines gummirten Papierſtreifens, an deſſen Klebeſtelle das Siegel mit Tinte aufgedrückt wird, verſchloſſen. Die Adreſſe erfordert wieder dieſelben Umſtändlichkeiten wie die Anrede.

Der König erläßt oft Handſchreiben an die Würdenträger, man nennt ein ſolches dæste-chæt-mebārek (geſegnetes Handbillet); die zur Veröffentlichung beſtimmten werden in der Hofzeitung abgedruckt. Verliert ein Würdenträger ſeine Stellung, ſo werden ihm die empfangenen königlichen Handbillets wieder abgefordert, zu welchem Zweck ſich der Schah deren Abſendung in ſeinem Journal genau notirt.

Wegen der faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche, wie erwähnt, die perſiſche Orthographie ſowie die richtige innere und äußere Form der Briefe bietet, iſt in jedem guten Hauſe eigens für die Correſpondenz ein Mirza (scriba) angeſtellt. Hohe Perſonen engagiren noch einen mit den Regeln der Rechtſchreibung beſonders vertrauten Secretär, munschi genannt; wenn ein Miniſter oder Gouverneur einen Brief von Wichtigkeit ſchreibt, ſo richtet er von Zeit zu Zeit an den in einiger Entfernung ſitzenden Munſchi Fragen, wie: wird dieſes Wort mit he hæwæs oder hutti (mit aſpirirtem oder gewöhnlichem h) geſchrieben? u. ſ. w. Die Zahl der guten Munſchis iſt übrigens ſehr gering, und ausgezeichnete Leiſtungen in dieſem Fach bahnen oft den Weg zu den höchſten Staatsämtern. Der jetzige Miniſter des Aeußern

Mirza Seyd Chan z. B. verdankt seine Stellung nur seiner Gewandtheit in der Orthographie (imlā).

Früher war der Stil (inschā) noch complicirter, der Wortschwall und die Anhäufung von Synonymen so groß, daß der eigentliche Sinn (mætlæb) fast ganz darunter verschwand oder nur mit vieler Mühe errathen werden konnte. Die berühmte „Anweisung zum Briefstil" selbst (das Inscha von Meihdi Chan) wird, weil das Buch so furchtbar mit arabischen Ausdrücken überladen ist, nur von wenigen Persern verstanden. In neuerer Zeit hat der jetzige Schah, welcher die bombastische Redeweise nicht liebt, sie vielmehr bei Gelegenheit lächerlich macht, vortheilhaft auf die Vereinfachung des Stils eingewirkt. Hauptsächlich ist die bessere Geschmacksrichtung den bekannt gewordenen Uebersetzungen von Briefen europäischer Monarchen zuzuschreiben, was daraus hervorgeht, daß man in den Briefen und Manifesten des Schah häufig Sätzen und Wendungen aus der Correspondenz Napoleon's, Nikolaus' I., Peter's des Großen und Karl's XII. begegnet.

Ich besitze noch mehrere Briefe und Stilübungen aus der guten alten Zeit, unter andern ein vom Minister des Aeußern an mich gerichtetes Billet; im Eingang wird von Nachtigallen, Frühling, Rosen, Narcissen, Freundschaft und Gewogenheit gesprochen; der Gegenstand jedoch ist der, daß der Freund (der Schreibende) einen cariösen Zahn hat und im Namen der Freundschaft und Einigkeit davon befreit zu sein wünscht. Schluß: „Natürlich werden Sie die Zange nicht vergessen."

Die berühmtesten Mirzas und Munschi kommen aus dem Flecken Täfrisch in die Hauptstadt, daher die meisten Staatssecretäre, Mustafis u. s. w. von dort gebürtig sind.

Die höchste Blüte der Kalligraphie und des Inscha wird im königlichen firman (Patent, Ordre) entfaltet. Unter dem

Abdruck des großen Staatssiegels steht das königliche Anagramm (tugre), dann folgt das Schreiben selbst. Auf der Rückseite befinden sich die Siegel der Minister und der Staatssecretäre. An den Rand schreibt der Schah eigenhändig „Sahhih est" (Es ist genehmigt). Eine solche Urkunde wird selbstverständlich in höchsten Ehren gehalten; man läßt die einzelnen Worte und die Ränder vom Vergolder mit Arabesken umgeben.

Die Arithmetik (ilme hæssāb, auch hindisi) zählt für gewöhnlich nicht zu den Gegenständen des Unterrichts oder des Studiums. Die mit der Comptabilität betrauten Staatssecretäre bedienen sich statt der arabischen Ziffern eines eigenen complicirten, sehr schwer zu controlirenden Zahlensystems, hæssābe diwāni genannt. Krämer und Kaufleute machen von der bekannten Decimalmaschine (abacus) Gebrauch; sie besteht aus Kugeln, die, auf Drähte gereiht, Einheiten, Zehner, Hunderte u. s. w. repräsentiren. Neuerdings wurden jedoch durch den Unterricht der Mathematik am neuen königlichen Collegium sowie durch Uebersetzung des Lehrbuchs der Arithmetik und Algebra von Mirza Dschafer Chan mehr mathematische Kenntnisse verbreitet, und bei dem Talent der Perser für diese Wissenschaft steht zu erwarten, daß sie in wenigen Jahren allgemeinen Eingang finden wird.

Zu den Erfordernissen einer höhern Bildung gehört, nebst der Kenntniß des Gesetzes, der Sagen und der Poesie, ferner das Studium der Medicin (tibb), der Arzneimittellehre (karabādin), der Alchemie (kymia) und der Astrologie (nædschum).

Die Alchemie findet noch überall ihre zahlreichen Anhänger (kimiāger). In jeder Stadt treten Personen auf, welche Metalle umwandeln zu können behaupten und auch Producte ihrer Arbeit vorzeigen; Schwefel und Quecksilber spielen dabei die größte Rolle; das Streben geht dahin,

letzteres zu „fixiren". Viele büßen dabei Vermögen und Gesundheit ein und ertragen den Spott der Menge, ohne in ihrem Glauben erschüttert zu werden. Sie behaupten stets, so nahe am Ziele zu stehen, daß nur eine Kleinigkeit noch zur Vollendung fehle. In diesem Wahn werden sie leider durch die unreinen Präparate unterstützt, welchen oft Gold und Silber in kleinen Quantitäten beigemengt ist; bleiben ihnen nun dergleichen Stoffe als Residuum zurück, so lassen sie sich täuschen, indem sie das Educt für das Product nehmen. Auch von vielen Pflanzen glaubt man, daß sie die Metamorphose der Metalle befördern, besonders von solchen, deren Genuß die Zähne der Schafe gelb färbt. Deshalb sind die Berge des Elwend stets von Derwischen besucht, welche die geeigneten Kräuter sammeln. Sogar Derwische aus Indien machen eigens die weite Reise, um in diesem berühmten Gebirge zu botanisiren. Daß auch viel absichtlicher Betrug dabei mitunterläuft, versteht sich von selbst. Es erscheinen von Zeit zu Zeit Derwische aus Indien, welche sich für erfahrene Alchemisten ausgeben. Als geschickte Taschenspieler und Gaukler wissen sie immer etwas Gold aus dem Tiegel herauszuziehen und so den Leichtgläubigen große Summen zu entlocken. Auch den König und die Minister gelang es ihnen mehrmals zu täuschen. Wird der Betrug entdeckt, so verschwinden sie, um wieder andern Platz zu machen.

Gleichen Credits erfreut sich die Astrologie; der Glaube daran steht noch, wie in Europa im Mittelalter, in voller Blüte. Der munædschim (Astrolog) stellt das Horoskop (tāleh), bestimmt die glücklichen und unglücklichen Stunden einer Unternehmung (saat), sowie die Stunde und Minute, in welcher der König die Stadt verlassen oder in dieselbe einziehen soll. In dem Geschichtsbuch von Malcolm wird in Bezug hierauf eine interessante Anekdote erzählt.

Die englische Gesandtschaft war im Begriff die Stadt Schiraz zu verlassen. Da erklärten die Astrologen, nach der Constellation der Sterne sei die Stunde, das Thor zu passiren, nicht günstig. Allein die Gesandtschaft bestand wegen dringender Geschäfte auf sofortiger Abreise. Um nun seine Gäste nicht ins Unglück zu stürzen, ließ der Gouverneur die Stadtmauer durchbrechen, und die Engländer zogen ohne Unfall durch die Lücke.

Während der Belagerung Herats war ein Astrolog so glücklich gewesen, den Tag der Uebergabe vorher zu bestimmen, wofür ihm ein reiches Geschenk zutheil wurde. Die Sache verhielt sich indeß sehr einfach. Durch die schwebenden Unterhandlungen war die Uebergabe schon im Princip festgestellt; nun bestimmten die Astrologen, nach untereinander getroffener Verständigung, verschiedene Tage, von denen natürlich einer der rechte sein mußte.

Die Sternkundigen bedienen sich der Tafeln (sitsch) des berühmten Astronomen Chadsche Näßir aus Märageh, der sogenannten Tafeln des Ilchani, und der des italienischen Astronomen Cassini zur Bestimmung des Jahrsanfangs (nauruz), des Eintritts der Jahrszeiten (fass'l), der Sonnen- und Mondfinsternisse (kæschuf-e-äftāb u māh), desgleichen zur Abfassung der Ephemeriden und des Almanachs (taḳwim), welcher jährlich lithographirt wird und nach alter Weise auch die Empfehlung derjenigen Tage enthält, an welchen es gut ist, zur Ader zu lassen, zu baden, zu heirathen u. s. w. Der Zeitpunkt, wo der Mond sich dem Sternbild des Skorpions nähert (kæmer dar ægræb), wird als ungünstig für irgendeine neue Unternehmung angesehen. Zu ihren Beobachtungen benutzen die Astronomen das Astrolab und einen Quadranten.

Für die Zeitrechnung (tārich), besonders bei Bestimmung der religiösen Feste und selbst im bürgerlichen Kleinverkehr,

gelten die zwölf arabiſchen Mondmonate und das Mondjahr der Hedſchireh. Zur Beſtimmung des religiöſen Monatsanfangs iſt es unerlaßlich, daß der Neumond geſehen werde, daher oft Zweifel entſtehen, welcher Tag der erſte oder der zweite des Monats ſei. Im Jahre 1858 campirten wir in einem engen Thal und feierten daſelbſt das Opferfeſt, als die Nachricht eintraf, in der Hauptſtadt habe das Feſt ſchon einen Tag früher ſtattgefunden, weil bei dem weitern Horizont der Mond dort um ſo viel eher geſehen worden war. Der Tag beginnt mit Sonnenuntergang; letzterer gilt auch als Anfang für die Stundenzählung; man ſagt alſo z. B. drei Stunden vor, drei Stunden nach Sonnenuntergang u. ſ. w. Dies macht ein ſtetes Reguliren der Uhren nöthig, zu welchem Behuf auch die einzuſchaltenden Secunden für jeden Tag im Kalender verzeichnet ſind. Der einzige Vortheil dieſer Stundenzählung beſteht darin, daß in einem Lande, wo die Abenddämmerung ſehr kurz währt, der Reiſende oder der Arbeiter jederzeit weiß, wie viel Reiſe- oder Arbeitsſtunden ihm noch vom Tage übrig ſind.

In den Städten trifft man auch einzelne Gelehrte, meiſt unter den Prieſtern, welche ein paar Abhandlungen von griechiſchen Philoſophen, von Ariſtoteles (Aristu), Plato (Iflatun), oder aus Euklid's Algebra und Gleichungen (dschæbr u mæḳābil) in arabiſcher Ueberſetzung geleſen haben. Sie laſſen ſich gern mit dem Europäer in philoſophiſche und metaphyſiſche Disputationen ein, insbeſondere über Selbſtbeſtimmung und freie Wahl, jedoch nicht ohne die vorherige Reſervation, daß die geheiligte Lehre (der Koran) in allen dieſen Fragen bereits endgültig entſchieden habe, und daß ſie nur die Anſichten des Europäers darüber hören wollten.

Diejenigen, welche ſich dem Prieſterſtand widmen wollen, begeben ſich nach beendeten Vorſtudien in die Madraſſes

(öffentliche Seminarien), in welchen sie Wohnung, Bücher, Kost und aus dem Stiftungsvermögen eine kleine Pension erhalten. Doch genießen die zahlreichen inländischen Madrasses keines besondern Rufs, weshalb viele Perser die Schule zu Kerbelah bei Bagdad besuchen, um sich für den höhern Priesterstand (itschtehad) vorzubereiten. Die Disciplinen, welche sie studiren, sind: Grammatik und Syntax (nahw u særf), Rhetorik (el maanæwi wa-l-bayan), Prosodie (arus), Logik (mæntik), Theologie (tauhid), Auslegung des Korans (tæfsir), die Traditionen (hadis), Jurisprudenz (el-fikh), Arithmetik (el hæsab) und Algebra.

Gegen früher hat die Bildung im ganzen an Extensität zu-, an Intensität aber abgenommen. Es gibt jetzt mehr Leute, welche lesen und schreiben können, sehr wenige aber, die ernstlich dem Streben nach wissenschaftlichem Fortschritt huldigen; außer einigen sophistischen Thesen über religiöse Dinge wird nichts Neues geschrieben. Perser selbst gestanden mir, wenn hier und da ein Mula aus Buchara nach Teheran komme, setze er alle Schriftgelehrten Persiens in Verlegenheit, da er sie, obgleich ein Suni, in Kenntniß der arabischen Sprache und in den humanistischen Zweigen der Bildung weit übertreffe.

Zu erwähnen wäre noch, daß fast alle im Lande lebenden Armenier ihre kleinen winkeligen, und ebenso die Chaldäer ihre großen quadratischen, den hebräischen ähnlichen Lettern sehr elegant zu schreiben verstehen. Die Kinder der erstern werden in den Schulen der Keschischs (Geistliche) unterrichtet, die der letztern von den Missionaren der amerikanischen Methodisten in Selmas und der katholischen Lazaristen in Urumieh. Die in Persien lebenden Juden schreiben das Persische mit hebräischen Buchstaben.

Die Perser haben Talent zum Zeichnen und Malen; viele würden bei gutem Unterricht Erkleckliches darin leisten.

Porträtähnlichkeit treffen ſie leicht, doch mangelt ihnen alles Verſtändniß der Perſpective, ſodaß ſie nicht im Stande ſind, beſonders im Gebiet des Landſchaftlichen, ein perſpectiviſch richtiges Gemälde von einem ſchlechten Machwerk zu unterſcheiden. Der Schah ſelbſt zeichnet recht gut, wenigſtens richtiger als die meiſten andern einheimiſchen Künſtler. Er beſoldet einen eigenen Hofmaler (nækäsch bäschi), von dem er öfter ſein Porträt malen läßt. Da es ihm jedoch an Zeit zu langen Sitzungen gebricht, ſo wartet er gewöhnlich nur bis der Künſtler den Schnurrbart vollendet hat, die Aufgabe, das Geſicht daranzuhängen, ihm allein überlaſſend; als Büſte wird ſtets die von Kaiſer Nikolaus I. copirt, welche dem Schah beſonders wohlgefällt. In gleicher Weiſe beſchäftigt er auch einen ruſſiſchen Maler aus dem Kaukaſus. Es darf daher nicht befremden, wenn die Formen etwas koloſſaler gerathen, als ſie in Wirklichkeit ſind.

Während meines dortigen Aufenthalts befahl der Schah, eine Bildergalerie nach europäiſchem Muſter einzurichten; es wurde ein großer Saal ausgeräumt und die vorzüglichen Porträts der Königin Victoria und ihres Gemahls, des Kaiſers Nikolaus, Ludwig Philipp's, Napoleon's u. ſ. w., welche ſich als Geſchenke von den betreffenden Höfen im Schloſſe vorfanden, darin aufgehaugen. Da ſie aber zur Bedeckung aller vier Wände nicht hinreichten, wurden aus dem Bazar berliner farbige Lithographien: „Badende Mädchen“ und dergleichen, angekauft und die Lücken damit ausgefüllt. Ein Prinz verkaufte dem Schah das von Swoboda in Oel gemalte Porträt einer pariſer Soubrette, indem er es für ein Werk Rafael's (kär-e-Rafaïl) ausgab, und auf die Klage, daß der Preis von 200 Dukaten zu hoch ſei, erwiderte er: „Rafael's Gemälde werden in Europa mit 5000 Dukaten bezahlt.“

Andere ſchöne Künſte werden faſt gar nicht getrieben.

Der Perſer liebt zwar über die maßen Geſang, Muſik und Tanz, hält es aber nicht für ſchicklich, als freier Mann dieſe Künſte ſelbſt zu üben, ſondern will ſie nur für Entgelt von andern ſehen und hören. Bei öffentlichen Feſten, Wettrennen, Hochzeiten u. ſ. w. werden Künſtler gemiethet, welche durch ihre Productionen das Publikum oder die Gäſte unterhalten müſſen. Sie ſingen meiſt einige Lieder von Hafis oder Strophen aus Ferdauſi, mit dem oft wiederholten Refrain: „Dād bi dād, amān amān amān.“ Gute Sänger ſind ſehr geſchätzt und werden hoch honorirt. Man rühmte mir beſonders einen Sänger mit den Worten: „Wenn er ſingt, läßt ſich ein Bulbul auf ſeine Schultern nieder.“ An Inſtrumenten dienen zur Begleitung eine Art Guitarre (tār) und eine Zither (kentār). Der beſte Tarſpieler in Teheran heißt Ali-ekber. Europäiſche Muſik iſt dem Orientalen völlig unverſtändlich, ja ein Greuel, und die Anekdote, daß ein Orientale das Stimmen des Orcheſters für die Ouverture hielt, iſt gewiß buchſtäblich zu nehmen. Sah ich doch ſelbſt eine hochgeſtellte Perſon, weil die Taſten, welche ſie anſchlug, tönten, in Entzücken darüber ausbrechen, daß ſie das Piano ſpielen könne. Weder die Zeit noch ein längerer Aufenthalt in Europa kann hierin eine Aenderung hervorbringen. Wie beſtimmt er es auch in Abrede ſtellen mag, jede Oper wird den Perſer langweilen; und doch rühren ihn heimiſche Weiſen bis zu Thränen.

Tänze (raks) werden in den Harems von gemietheten Frauen und Sklavinnen ausgeführt; in öffentlichen Cirkeln der Männer ſind es unbärtige Jünglinge, welche, als Frauen gekleidet, durch ihre obſcönen Stellungen und wirbelnden Bewegungen das Publikum ergötzen. Die Tänze mit Caſtagnetten gleichen der italieniſchen Tarantella. Sänger und Tänzer gelten für Leute, die es mit den Vorſchriften der Religion und Sittlichkeit nicht genau nehmen, namentlich

das Verbot von Wein und andern Spirituosen als nicht für sie vorhanden ansehen, in welchem Betracht man sie mit den Lutis in eine Kategorie zu stellen pflegt. Die meisten Tänzerinnen sind vom Stamme der Susmani und kommen aus der Umgegend von Kirmanschah in Kurdistan. Die Honorare für dergleichen Productionen übersteigen oft alle Vorstellung; außer mit bedeutenden Geldsummen belohnt man die Künstlerinnen auch noch mit kostbaren indischen Shawls. Eine Sängerin in Kairo erntete bei jedesmaligem Auftreten 100 Pfd. St. In Sachen der Liebe und in der Belohnung von Sang und Tanz kennt der Orientale keine Sparsamkeit.

IX.

Verſuche zur Einführung der europäiſchen Civiliſation.

Inſtructoren der Armee. Engländer und Franzoſen. Reformbeſtrebungen des Emir Nizam. Berufung der Oeſterreicher. Unſere Reiſe. Ankunft in Teheran und ungünſtige Auſpicien. Sturz und Tod des Emir. Gründung der Militärſchule und der Lehranſtalt für Medicin. Meine Lehrthätigkeit. Die Polyklinik. Meine Lehrbücher der Anatomie und der Chirurgie. Operationen. Mein Plan zu einem Spital. Die Ausführung. Meine Sanitätsinſtruction für Offiziere. Perſiſche Studirende der Medicin in Paris. Leproſenhäuſer. Der Geniehauptmann Zatti. Der Mineur Czarnotta. Baron Gumoëns. Colonel Matrazzo. Der Artilleriehauptmann Krziz. Der Cavalerieoffizier Nemiro. Unſer Abſchied. Geſpräch mit dem Schah. Franzöſiſche Miſſion unter Commandant Brognart.

Während des engliſch-perſiſchen Kriegs rief der Schah einmal voll tiefen Unmuths aus: „O hätte doch nie ein Europäer ſeinen Fuß in mein Land geſetzt, dann wären uns alle die Quälereien erſpart worden; da die Fremdlinge aber nun leider eingedrungen ſind, will ich ſie wenigſtens ſo viel und ſo gut als möglich benutzen!“ In dieſen Worten liegt der Schlüſſel aller Maßregeln, welche er zur Verbreitung europäiſcher Bildung ergriffen hat; er fühlt den Druck der Großmächte auf ſich laſten und ſtrebt danach, ſie mit ihren

eigenen Waffen zu bekämpfen. Das erſte, was in dieſer Richtung geſchah, war, daß man durch europäiſche Inſtructoren die Armee bilden und die Kriegswerkzeuge verbeſſern ließ. Erſt in der neueſten Zeit wurde die Nothwendigkeit erkannt, auch einiges von den Künſten des Friedens einzuführen, und zwar weil die inländiſche Induſtrie in höchſter Gefahr ſtand, durch die wachſende Concurrenz fremder Erzeugniſſe gänzlich vom Markt verdrängt zu werden. Bei der ſchnellen Auffaſſungsgabe des Perſers und ſeinem praktiſchen Sinn konnte es, trotz der in religiöſen Vorurtheilen wurzelnden Abneigung gegen die Ideen des Auslands, nicht fehlen, daß europäiſche Bildung ſich einigen Eingang verſchaffte; ja man kann behaupten, wenn Perſien, wie die Türkei, an Europa grenzte, wäre es ſchon faſt im vollen Beſitz der abendländiſchen Civiliſation.

Einen Umſtand darf man freilich nie aus dem Auge verlieren, daß nämlich Künſte und Wiſſenſchaften in Perſien keinen jungfräulichen Boden finden. Das Land trägt bereits einen ganz beſtimmten Charakter, welchen ihm ſeine nationalen Dichter des Mittelalters, deren Einfluß noch mächtig fortwirkt, aufgeprägt haben. So ſchwer es dieſen ihrerzeit geworden, ſich an die Stelle der Griechen: eines Plato, Ariſtoteles, Ptolemäus, Euklides, Hippokrates, Galenus zu ſetzen, ebenſo ſchwierig iſt es, die Bildung des heutigen Perſien in andere Bahnen zu leiten; denn man glaubt die menſchliche Erkenntniß zum Abſchluß gebracht und keines Fortſchritts mehr bedürfend. Irrthümlich dagegen iſt die Annahme, daß der bekannte Satz: „Alles Wiſſenswerthe iſt im Koran enthalten", in Perſien den Stein des Anſtoßes bilde. Der Koran ward hier nur der Form nach angenommen, er drang nie in Mark und Blut des Volks und war daher der Bildung weder förderlich noch hinderlich; die Gelehrten und Dichter wußten immer davon Umgang zu nehmen, ſie legten

höchſtens eine formelle Verwahrung ein, wo ihre Ideen mit jenen „des göttlichen Worts" nicht übereinſtimmten.

Der als Reformator berühmte Abbas Mirza, Sohn des Feth Ali Schah, nahm mit Bewilligung der engliſchen Regierung einige engliſche Offiziere als Inſtructoren der Armee in ſeinen Dienſt. Daß es meiſt tüchtige und ihrer Aufgabe vollkommen gewachſene Männer waren, dafür ſprechen die Namen eines Colonel Shiel und eines Rowlinſon, welche beide ſpäter als Botſchafter ihr Land am perſiſchen Hofe vertraten. In der That iſt das wenige von Disciplin, was ſich noch in einigen perſiſchen Regimentern beſonders in der Artillerie erhalten hat, auf ihre Bemühungen zurückzuführen. Gleichzeitig wurden mehrere junge Perſer nach England geſchickt, um dort ihre Studien zu machen. Einer derſelben, Mirza Baba, ward nach der Rückkehr Leibarzt Mehmed Schahs; ein anderer, Mirza Dſchafer Chan, ſchrieb ein gutes Lehrbuch der Arithmetik und Algebra und bekleidete zweimal den perſiſchen Geſandtſchaftspoſten in London. Allein als unter der Regierung Mehmed Schahs und ſeines den Ruſſen ergebenen Veziers Hadſchi Mirza Agaſſi die Verwickelungen mit Herat eintraten, quittirten die engliſchen Offiziere den Dienſt. Statt ihrer berief man mehrere Franzoſen ins Land, worunter auch der Sartip (General) Ferrier, der ſich ſpäter durch ſein Buch über Afghaniſtan bekannt gemacht hat. Bei der Planloſigkeit der damaligen Regierung dienten die Europäer jedoch nur zur Schau, etwa wie Elefanten und Giraffen; ſie bezogen zwar anſehnliche Gehalte, ihre Dienſte aber wurden nie in Anſpruch genommen, und ſo iſt, einige Anekdoten abgerechnet, kein Andenken an ſie zurückgeblieben. Eine Ausnahme machte nur Dr. Erneſt Cloquet, der ſich ſtets durch Biederkeit des Charakters und beſonders in den erſten Jahren durch ſein wiſſenſchaftliches Streben auszeichnete. Als tüchtiger Operateur ward er vom

Schah zum Leibarzt ernannt, und selbst als mit dem Tode Mehmed Schah's sämmtliche Europäer, weil man sie für nutzlose Broteſſer ansah, die überdies aus Mangel an Beschäftigung allerlei Händel und Proceſſe mit der Regierung suchten, aus dem Dienst entlassen wurden, bestätigte man ihn, wenn auch erst nach mannichfachen Schwierigkeiten, in seinem Amt. Mehrere persische Jünglinge, die um diese Zeit zu ihrer Ausbildung nach Paris gingen, brachten nichts als dürftige Kenntniß der französischen Sprache von dort heim.

So lagen die Verhältnisse, als im Jahre 1850 der damalige Großvezier Mirza Taghi Chan Attabek, genannt Emir Nizam, den Entschluß faßte, in Teheran eine Militärschule nach europäischem Muster zu errichten und damit eine Lehranstalt für Medicin zu verbinden, an der sowol Militär- als Civilärzte gebildet werden sollten. Ungeachtet bitterer Erfahrungen und der entschiedensten Abneigung gegen jeden fremdländischen Einfluß hatte er sich doch überzeugt, daß ohne Heranziehung europäischer Lehrkräfte das Ziel nicht zu erreichen sein würde. Er war ein seltener Mann, der das in Persien sonst unbekannte Beispiel eines Patrioten darbot, da der Fortbestand und die Entwickelung des persischen Staats ihm aufrichtig am Herzen lag. Wirklich gelang es ihm während seiner kurz zugemessenen Verwaltung die verwickelten Verhältnisse und die zerrütteten Finanzen zu regeln, den Nepotismus mit seinen vielen Pensionen und unnützen Besoldungen zu beschränken, die Armee zu reorganisiren und zu bewaffnen, die Erpressungen in den Provinzen und die Willkür der Gouverneure zu mäßigen, die Sicherheit der Wege und des Eigenthums herzustellen, endlich die Prätendenten zu Paaren zu treiben und die in mehrern Provinzen ausgebrochene Revolution daniederzuschlagen. Für Hebung der Population besorgt, führte er, um den Verheerungen der Blattern Schranken zu setzen, im ganzen Lande die Impfung

ein; er ließ eine Instruction aus dem Englischen übersetzen, lithographiren und vertheilen; er schickte Impfärzte mit guter Bezahlung in die verschiedenen Provinzen.

Seiner Absicht nach sollten die zu berufenden Lehrer den politischen Verhältnissen des Landes möglichst fernstehen, damit sie sich mit ungetheiltem Interesse ihrer Lehrthätigkeit widmeten. Deshalb nahm er von den Russen und Engländern wie von den Franzosen Umgang, und schickte einen ihm ganz ergebenen, sehr achtbaren Mann, Mirza Däwud Chan, einen Armenier, nach Wien, um dort die geeigneten Kräfte anzuwerben. Binnen kurzem gewann derselbe die österreichischen Offiziere: Hauptmann Zatti für das Geniewesen, Hauptmann Gumoëns für die Infanterie, Oberlieutenant Krziz, jetzt pensionirter k. k. Major, für die Artillerie, Oberlieutenant Nemiro für die Cavalerie. Für das Montanisticum wurde Hr. Carnotta engagirt, und durch gütige Verwendung der wiener Professoren von Dumreicher und Dietl fiel auf mich die Wahl als Lehrer der Arzneiwissenschaft. Da die kaiserliche Militärbehörde bei dem Mangel einer directen diplomatischen Vertretung Oesterreichs in Persien unliebsame Verwickelungen besorgen mochte, wurde den Herren Offizieren vor ihrer Abreise eröffnet, daß man ihre Unternehmung als reine Privatangelegenheit ansehe; es bleibe ihnen zwar vorbehalten, nach der Zurückkunft in ihre respectiven Chargen wieder einzutreten, bis dahin jedoch hörten sie auf, zur kaiserlichen Armee zu zählen.

Dieser Zwitterzustand war, wie jede halbe Maßregel, für die ganze Expedition — der Name Mission würde nicht passen, weil jeder auf eigene Hand zu wirken hatte — unheilbringend, indem er die Offiziere des nöthigen Stützpunkts beraubte. Die österreichische Regierung brauchte sich nicht im geringsten weiter um sie zu kümmern, und hat auch in der That nicht ein einziges mal weder direct noch indirect

über das Befinden ihrer Landeskinder in Perſien Erkundigung eingezogen, was äußerſt ſchädlich auf unſere Verhältniſſe und Stellungen einwirkte; denn man iſt gewohnt, daß z. B. die franzöſiſche Regierung von Zeit zu Zeit Anfragen über ihre dort bedienſteten Angehörigen ergehen läßt und dieſelben durch Ordensverleihungen oder andere officielle Auszeichnungen in den Augen des fremden Hofs zu heben ſucht. Dieſe Vernachläſſigung ſtempelte uns von vornherein zu Parias, welche nur des Brotverdienſtes wegen in die Fremde gingen. Außerdem ſchadete es unſern Offizieren, daß ſie zu beſcheiden waren, ſich einen höhern militäriſchen Rang beizulegen, da in Perſien jeder junge Mann von gutem Hauſe wenigſtens als Major oder Obriſt in die Armee tritt.

Wir begaben uns im Auguſt 1851 nach Konſtantinopel; dort raſteten wir einige Tage und ſetzten dann unſern Weg von Trapezunt aus mittels Karavane über Armenien fort. Mit den vielen Ungemächlichkeiten einer ſolchen Reiſe nicht vertraut, litten wir ungemein, zumal wir verſäumt hatten, einen Dolmetſcher mitzunehmen und daher, ohne Kenntniß der Sprache, auf Zeichen und die wenigen einſtudirten Worte angewieſen waren. Ferner begingen wir den Fehler, uns nicht mit gehörigem Schutz weder gegen die intenſiven Sonnenſtrahlen des Tags noch gegen die empfindliche Kälte der Nacht zu verſehen; wir badeten nach europäiſchem Gebrauch in jedem Bergſtrom, an dem wir vorbeikamen, was in dieſen Klimaten unvermeidlich ſchwere Krankheiten nach ſich zieht und bekanntlich Alexander dem Großen faſt das Leben koſtete. Infolge deſſen erkrankten mehrere unſerer Expedition, worunter auch ich, am Wechſelfieber. Meine Leidensgenoſſen behandelte ich mit Chinin und ſiſtirte oder milderte wenigſtens dadurch ihre Leiden; an mir ſelbſt aber war ich nicht im Stande eine Diagnoſe zu machen, denn

viele in den mediciniſchen Lehrbüchern angeführte Symptome des Fiebers fehlten; ich hatte nur hier und da bald Hitze, bald einen flüchtigen unregelmäßigen Schauer, doch keinen Schweiß, dagegen nahmen Mattigkeit und Mangel an Appetit in einem Grade zu, daß ich apathiſch dem nahen Tod entgegenſah. In dieſem Zuſtand mußte ich gleichwol reitend Tag für Tag dem Zuge folgen, denn zurückzubleiben war unmöglich. Endlich, vier Stationen vor Teheran, übermannte mich die Schwäche vollſtändig; ich ſank vom Pferde und ſchlief auf dem Felde ein. Der Führer hielt in einiger Entfernung mit den Thieren. Etwa nach einer Stunde erwachte ich und ließ mich wieder auf das Pferd heben. Abends an der Station angekommen, ward ich erſt gewahr, daß mir 40 Imperiales, die ich bei mir getragen, fehlten; ſie mußten mir während der Lethargie entwendet worden ſein. Meine Gefährten drangen in mich, ich möge ſtrenge Durchſuchung anſtellen; allein ich gab ihnen, wie ich mich erinnere, zur Antwort: „Ich zweifele, daß ich lebend in Teheran ankommen werde, brauche alſo kein Geld; ſollte aber meine Vermuthung ſich nicht beſtätigen, ſo werde ich dort verdienen, ſoviel ich bedarf.“

Am 24. November 1851 langten wir in Teheran an. Der Empfang war kalt; niemand kam uns zur Begrüßung entgegen, und bald erfuhren wir, daß die Scene ſich inzwiſchen ſehr zu unſerm Nachtheil verändert hatte. Einige Tage vor unſerer Ankunft war nämlich der Emir infolge von Palaſtintriguen, beſonders von ſeiten der Königin-Mutter, einer erbitterten Gegnerin ſeines energiſchen Strebens nach Fortſchritt, in Ungnade gefallen. Der unzeitige Schutz, den ihm eine europäiſche Geſandtſchaft aufdrang, gab ſeinen Feinden, obgleich er ihn conſequent zurückwies, weitere Waffen in die Hand, um ihn vollends ins Verderben zu ſtürzen; er wurde im Schloſſe Fin, nahe bei Kaſchan, gefangen gehalten

und zwei Monate ſpäter auf königlichen Befehl hingerichtet.*) Als er unſere Ankunft vernahm — es war am zweiten Tage ſeiner Haft — berief er den inzwiſchen auch aus Europa wieder eingetroffenen Mirza Däwud Chan zu ſich und ſagte ihm: „Auf meine Veranlaſſung ſind die armen nemse (Deutſchen) hierhergekommen; ich würde zu ihrer Zufriedenheit für ſie geſorgt haben, wäre mir die Macht geblieben. Nun fürchte ich, daß es ihnen ſchlecht gehen werde. Suche du nach Kräften ihr Los zu erleichtern.“ So unglückliche Auſpicien waren es, unter denen die Expedition ihren Einzug hielt! Der Emir ſah richtig voraus, daß wir unſere Aufgabe weder in ſeinem noch unſerm Sinn würden erfüllen können.

Mirza Agha Chan, genannt Sader-Azam, der neue Großvezier, war ein Intriguant ſondergleichen und jedem Fortſchritt, insbeſondere jeder Schöpfung ſeines Vorgängers, principiell feindlich geſinnt. Er wollte die Errichtung einer Schule nach europäiſchem Muſter verhindern, und da man contractlich gewiſſe Verpflichtungen gegen uns eingegangen war, verſuchte er es, uns durch eine Entſchädigung abzufinden, womit er um ſo eher zu reuſſiren glaubte, da auch der damalige engliſche Geſandte, Colonel Juſtin Shiel, der mit mehrern italieniſchen Emigranten wegen der uns zugeſagten Stellen in Unterhandlung ſtand, unſere Miſſion nicht begünſtigte. Dieſen Planen trat jedoch der Schah entgegen, welcher die Anordnungen des Emir, ſeines Wohlthäters und Lehrers, nicht fallen laſſen wollte. Den Befehl zu deſſen

*) Da ihm von ſeinem Henker, einem frühern Schützling, die Wahl der Todesart freigeſtellt worden war, ließ er ſich im Bade die Adern öffnen. Ich beſuchte im Jahre 1859 dieſes Badezimmer und fand noch an den Stellen der Wand, wo ſich die Blutſpuren befunden hatten, den Kalk abgeſchürft; niemand nahm ſich die Mühe, durch einen neuen Anwurf die Lücken auszugleichen.

Hinrichtung legte er als Act der Nothwehr aus, indem das Anſehen des Emir ſo hoch geſtiegen war, daß nur er vom Volk gekannt und gefürchtet wurde, die Autorität des Königs aber ganz in den Schatten trat. Allerdings mochte die Beſorgniß nicht ungegründet ſein, daß trotz der Ergebenheit und Uneigennützigkeit des Emir derſelbe mit der Zeit durch die Verhältniſſe dahin getrieben worden wäre, die Rolle eines Uſurpators zu ſpielen. Dergleichen Beiſpiele finden ſich in der perſiſchen Geſchichte ziemlich häufig, und gerade um dieſelbe Zeit war der Vezier von Herat auf ähnliche Weiſe zum Chanat gelangt.*)

Man beſchloß daher, uns zu dulden. Wir wurden in einer öffentlichen Audienz vom König gnädigſt empfangen, beſonders zeigte er großes Intereſſe an den mitgebrachten Inſtrumenten und Apparaten, welche er ſich durch einen Dolmetſcher erklären ließ. Allein der Miniſter wußte es zu verhindern, daß wir die üblichen Ehrenkleider (chalat) erhielten; auch die Wohnung und Koſt, welche uns als Gäſten zukam, war unſerm Range nicht entſprechend.

Auf Befehl des Schah trat eine Commiſſion zuſammen, um über die Statuten der Schule zu berathen. Durch Dolmetſcher verſtändigte man uns über den Gang der Verhandlungen. Dieſelben drehten ſich um die wichtige Frage des Brückenbaus, obwol das Land keinen einzigen namhaften Fluß beſitzt und die Schüler kaum über das Einmaleins

*) Als ich ſpäter viel um den König war, konnte ich bemerken, daß er gefliſſentlich jede Erwähnung des Emir vermied. Nur ein mal fragte er mich, ob ich denn nie von dem Emir habe ſprechen hören. Ich antwortete ausweichend, worauf er nur die Worte ſprach: „Adem-e-sæcht bud!“ (Er war ein harter Mann!) und ſogleich das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand lenkte. Seinem Sohn war er jedoch ſehr gnädig; er hielt ihn zwar fern vom Hof, übertrug ihm aber Aemter und Würden.

hinaus waren; ferner um die noch wichtigere Frage, welche Decoration man für die Schüler einführen ſollte. Unſere Meinung in Bezug auf den Unterrichtsplan zu hören, fiel niemand ein, denn dies hätte dem Stolz des Perſers widerſtrebt. Endlich kam man überein, jedem Lehrer ſolle eine Anzahl Schüler behufs ihrer völligen Ausbildung übergeben werden; nur den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache ſolle ein beſonderer Lehrer, Richard, ein ſehr achtbarer Franzoſe, ertheilen. Zum Director der Schule wurde ein gelehrter Perſer, Mirza Rezy Kuli, ernannt, während dem Kriegsminiſter und erſten Adjutanten des Königs (adjutân bâschi), einem Kurden Namens Aziz Chan, die Oberinſpection anheimfiel.

Bei dem Mangel an den nöthigſten Vorkenntniſſen hätten die Schüler erſt gemeinſchaftlich in den Elementargegenſtänden unterrichtet werden müſſen. Freilich wären wir dadurch in die unangenehme Lage verſetzt worden, mehrere Jahre unbeſchäftigt zu bleiben und unſern Feinden Anlaß zu der Beſchuldigung zu geben, daß wir gleich andern unſer Brot umſonſt äßen. Da übrigens unſere Schüler aus guten Häuſern waren und meiſt fertig leſen und ſchreiben konnten, auch ſich auf ihre Poeten und etwas arabiſch verſtanden, ſo beſchloſſen wir, die Elementarſtudien überſpringend oder nach Umſtänden ſelbſt nachhelfend ſo gut es gehen werde, mit unſerm Unterricht zu beginnen.

Mir wurde die Aufgabe, meinen Schülern, vierzehn an der Zahl, die geſammte Medicin vorzutragen. Ich verſtand kein Wort perſiſch, meine Schüler ebenſo wenig franzöſiſch. Anfangs verſuchte ich es, mich zu den Vorträgen eines Dolmetſchers zu bedienen; es ſchien zu gelingen, denn er überſetzte, obwol der franzöſiſchen Sprache nur unvollkommen mächtig, ſtets ſehr geläufig; nur befremdete mich, daß er oft, wenn ich einen kurzen Satz geſagt, ziemlich lange ſprach.

Bald kam ich jedoch dahinter, daß er mich gar nicht verstand, sondern den Schülern die falschen Lehren der persischen Bücher beibrachte, die ich später die größte Mühe hatte, wieder auszurotten. Da warf ich mich denn, trotz der Acclimatisationskrankheiten, an denen ich in den ersten zwei Jahren litt, der Wechselfieber und Dysenterien, die mich fast an den Rand des Grabes brachten, mit allem Eifer auf das Studium der persischen Sprache; ich suchte die technischen Ausdrücke in verschiedenen Wörterbüchern auf, und indem ich sie durch Zwischenworte verband, gelangte ich nach sechs Monaten dahin, mit Hülfe der Finger, Zeichen, Zeichnungen und Präparate einen, wie ich glaube, ziemlich verständlichen Cursus zu geben. Wenigstens schließe ich dies aus den Aufzeichnungen meiner Zuhörer, welche ich in spätern Jahren berichtigte. Ich hatte mir ein vollständiges Skelet*) sowie mehrere getrocknete, injicirte und andere in Weingeist aufbewahrte Präparate aus der Heimat mitgebracht, und meine Schüler überwanden das Vorurtheil, durch Anfassen der Knochen werde man gesetzlich unrein (nædschis), so gründlich, daß sie selbst behufs des Studiums Schädel aus den Gräbern holten. Ueberhaupt machten die meisten von ihnen, der Mangelhaftigkeit aller Einrichtungen und der sprachlichen Hindernisse ungeachtet, in der ersten Zeit überraschende Fortschritte; leider jedoch erkaltete ihr Eifer ebenso rasch. Das liegt eben im Charakter des Orientalen; er faßt und begreift leicht, wähnt sich aber schon nach den ersten Schritten an der Grenze des Wissens angelangt und läßt dann schlaff die Arme sinken. Der anhaltende Fleiß, das nulla dies sine linea sind ihm unbekannte Dinge. Rechnet

*) Das schön zusammengefügte Skelet war lange ein Gegenstand der Neugier. Der Schah und die Großen versäumten nie, wenn sie die Schule besuchten, es sich von mir zeigen zu lassen, und richteten dabei stets eine Menge Fragen an mich.

man hierzu, daß wegen der maßlos vielen Ferien kaum hundert Lehrtage aufs Jahr kamen, daß die Zöglinge von den Obern nicht nach Verdienst, Fleiß und Fähigkeiten belobt, sondern nach Familie, Protection und körperlicher Schönheit — begünstigt wurden, daß einzelne, obgleich kaum den Kindesjahren entwachsen, neben Unterricht, Bücher und Frühstück noch Stipendien von 50—200 Dukaten jährlich bezogen und bereits ein oder mehrere Weiber hatten: so wird man mir glauben, wie meine anfänglichen Erwartungen von den Resultaten meiner Wirksamkeit immer tiefer herabgestimmt wurden.

Es konnte nicht von mir beabsichtigt sein, vollkommene Aerzte zu bilden, dazu reichte weder meine Kraft noch das vorhandene Material aus; ich wollte nur meinen Schülern eine gute Grundlage in der Medicin und Naturforschung geben, sie mit den unerlaßlichsten chirurgischen Hülfsleistungen bekannt machen und sie dadurch befähigen, entweder selbst ihre Studien fortzusetzen oder weitere Ausbildung in Europa zu suchen. Als Lehrmittel dienten mir nebst den Vorträgen und den Unterweisungen bei Gelegenheit meiner Praxis 1) die Poliklinik; 2) mehrere theils von mir übersetzte, theils in persischer Sprache verfaßte Bücher; 3) ein auf meine Veranlassung errichtetes Spital.

1) Den Vorlesungen waren zwei Stunden täglich gewidmet. Nach Beendigung derselben kamen viele Patienten zu mir; ich unterwies meine Schüler in deren Aufnahme und in den Handgriffen bei kleinen Operationen. Alsdann begleiteten sie mich bei meinen Krankenbesuchen in der Stadt; sie assistirten mir in größern Operationen, und wurden so mit der Blutstillung und mit der Behandlung anderer Zufälle bekannt. Später ließ ich sie kleine Operationen zuerst in meiner Gegenwart und dann allein ausführen; selbst bei einigen Amputationen konnte ich sie selbständig agiren lassen.

Einer meiner Zöglinge, Mirza Abdul-Ali, jetzt in Täbris ansässig, steht im Rufe eines guten Operateurs; Steinschnitt und sonstige lebensgefährliche Operationen sind ihm bereits mehrfach gelungen.

2) Behufs gründlicher Erlernung der persischen Sprache las ich auch die vorhandenen medicinischen Werke. Dies setzte mich in den Stand, selbst ein Lehrbuch der Anatomie und eins der Chirurgie in der Landessprache niederzuschreiben. Das Lehrbuch der Anatomie enthielt nur die Anfangsgründe, meine Sprachkenntniß war, als ich es schrieb, noch zu ungenügend; überdies schien mir auch ein tieferes Eingehen aus dem Grunde nutzlos, weil das bestehende religiöse Vorurtheil mir nicht gestattete, Sectionen zu machen, selbst nicht an Verbrechern. Nur einmal, während der massenhaften Hinrichtungen der Babis, einer Communistensekte, welche sich eines Attentats auf den Schah schuldig gemacht hatten, stellte man das Ansuchen an mich, die Cadaver der Hingerichteten zu seciren, damit sie noch nach dem Tode geschändet würden. Ich hatte jedoch keine Lust, als Werkzeug der Rache zu dienen und den Haß einer ganzen Sekte auf mich zu laden. So behalf ich mich beim anatomischen Unterricht mit Sectionen an Thieren, mit Bildern und Präparaten. Weit gründlicher und ausführlicher verfaßte ich später das Lehrbuch der Chirurgie in zwei Bänden mit einem Anhang über Augenkrankheiten. Hier stand mir außerordentlich reiches, durch Erfahrung gewonnenes Material zu Gebote, denn ich habe allein hundertachtundfunfzigmal den Steinschnitt gemacht, und es verging kein Tag, wo nicht eine oder mehrere, namentlich Augenoperationen vorkamen. Hauptsächlich der gesunden und frischen Luft schreibe ich es zu — denn ich unternahm alle Operationen unter freiem Himmel und ließ die Operirten nie im Zimmer, sondern unter Verandas und Bäumen lagern —, daß mir die meisten Curen glückten und die Zahl

der Unfälle verhältnißmäßig gering war. Bei plaſtiſchen Operationen konnte ich ſicher auf raſches Ankleben der Ränder rechnen. In meinem Lehrbuch der Chirurgie folgte ich im ganzen dem Plane von Chelius, doch machte ich auch viele eigene Zuſätze, ſo über den Aleppo-Knoten, über die Gangraena endemica (schāḳagulus), den Medinawurm, Lepra u. ſ. w. Den Kapiteln über Beinbrüche und Verrenkungen ſind einige wohlgelungene Zeichnungen beigefügt.*)

3) Im dritten Jahr meines Aufenthalts ſetzte ich es nach großen Mühen endlich durch, daß ein Spital für kranke Soldaten außerhalb der Stadt erbaut werden ſollte. Bis dahin waren die Kranken in den dunkeln, kellerartigen Kaſernen verblieben, ſodaß bei dem im Winter häufig graſſirenden exanthematiſchen Typhen ſtets ganze Regimenter von der Seuche angeſteckt wurden und die Mortalität unter den Truppen eine ſchreckliche war. Ich zeichnete den Plan für die einzelnen Säle, die Küche, Apotheke, die Magazine u. ſ. w. Das Ganze bildete ein Viereck mit einem geräumigen Hof, in deſſen Mitte ein von Pflanzenbeeten umgebenes Baſſin. Rings um das Gebäude ſollte Buſchwerk gepflanzt und das Ganze mit einer hohen Mauer eingefriedigt werden. Die Säle waren etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß über dem Boden erhöht. Von dem höchſten Punkt der Wölbung erhob ſich ein ſchornſteinartiger Schlauch, durch deſſen Oeffnung eine mäßige Luftcirculation ſich bewirken ließ. Für die Entleerungen waren niſchenartige Vertiefungen in der Mauer angebracht, von wo kleine nach außen ſich öffnende Thüren den Unrath ſofort entfernten. Dies war mein urſprünglicher Plan, allein es

*) Beide Lehrbücher wurden in Teheran lithographirt; die „Anatomie" (teschrieh bedene insān) erſchien im April 1854, die „Chirurgie" (kitābe dscherāhi-we resuleh kehāli) im Mai 1857, erſtere iſt in der Näs'ch-, die andere in Taalikſchrift geſchrieben.

ging damit wie mit dem Entwurf zum Tempelbau im Buche Esra. Der General-en-Chef, ein Kurde und Anverwandter des Oberfeldarztes, sah das Unternehmen mit ungünstigen Augen an. Ich fand daher, als ich nach einigen Monaten vom Landaufenthalt in den Bergen zurückkehrte, meinen Plan gänzlich geändert; statt großer, luftiger Säle hatte man, um an den Kosten der Wölbung zu sparen, enge, kellerartige Zimmerchen gebaut. Glücklicherweise setzte ich es durch, daß alles niedergerissen und nach meinem Grundriß wieder aufgeführt werden mußte. Die Bäume zur Anpflanzung, die ich aus eigenen Mitteln beschafft, wurden ohne Wurzeln eingesetzt oder gestohlen und als Brennholz verbrannt. Im innern Hof ließ ich Klee anbauen, da auf andere Weise im heißen Sommer, selbst bei steter Berieselung, kein Rasen zu erhalten ist; das lockte die Reconvalescenten, sie konnten der persischen Vorliebe für rohe Vegetabilien, Grünzeug und Klee nicht widerstehen, sondern weideten mir buchstäblich die Pflanzen ab.*)

Die Hauptschwierigkeit fand sich aber erst, als es sich um die Unterhaltungskosten handelte: nicht etwa weil sie zu gering bemessen wurden, sondern weil man von anderer Seite gerade die rechtliche Verwendung der angewiesenen Gelder fürchtete. Bisher hatten nämlich die sogenannten Militärärzte in den Kasernen die Rechnungen über Verpflegung und

---

*) Es ist erstaunlich, in welchen Massen die Perser rohe Lactuca, Gurken, Lauch, Zwiebeln, Münze, Dracunculus, Scorzonera und die Blätter der Rettichpflanze, deren Wurzeln sie verschmähen, consümiren. Auf den Märschen erhält sich der persische Soldat fast ganz von den Kräutern, die er am Wege findet. Hat er noch überdies eine Hand voll Mehl, Reis oder Bohnen, so kocht er sich damit seine beliebte Suppe (äsch). Der persische Minister rühmte einst gegen einen europäischen Diplomaten: „Euere Soldaten wollen verpflegt sein, die unsern können von Gras (wlaf) leben und doch gut marschiren!"

Medicamente geführt und dabei stets einen größern Krankenstand als den wirklichen angegeben, die armen Patienten aber aus Mangel an Pflege verkommen lassen; selbst das allernothwendigste Medicament, das Chinin, wurde nicht angeschafft. In dem neuerrichteten Spital erblickten sie deshalb Beeinträchtigung ihres Gewinns, den sie mit den Offizieren zu theilen pflegten. Auf ihren Betrieb wurde mir, zum Lohn für meine viele Mühe und Arbeit, der größte Theil der Säle abgenommen und einem persisch-kurdischen Medicus übergeben. So scheiterten leider, obgleich ich über hinreichende Geldmittel zu verfügen hatte und nöthigenfalls das Fehlende aus eigenen Mitteln zuschoß, alle meine Bestrebungen, eine vernünftige Norm und Ordnung einzuführen. Die zur Spitalwache commandirten Soldaten verließen eigenmächtig ihre Posten, indem sie meinten, sie seien nur zum Kriegsdienst, nicht zur Wache in den Spitälern da, und wurden dafür noch ihres Muthes wegen belobt. Meine Schüler, die ich der Reihe nach mit der Oekonomie des Hauses betraute, aßen*) das Geld, Köche und Wärter die Lebensmittel, Wäsche, Geräthschaften und Medicamente, welche für die Kranken bestimmt waren. Kurz, der Hauptzweck des Spitals, als eine Musteranstalt zu dienen, wurde durch die Untauglichkeit und den bösen Willen der daran Beschäftigten vereitelt!

Demungeachtet blieb meine Arbeit nicht ganz fruchtlos. Ich brachte doch meinen Schülern bessere Begriffe bei von der Organisation eines Spitals; sie beobachteten einige hundert Kranke, verfolgten und notirten den Verlauf der Krankheiten und lernten einsehen, was selbst mit gebundenen Händen für das Wohl der Soldaten geleistet werden könne.

---

*) Ein persischer Idiotismus; man ißt Geld, Kummer, Ruthenstreiche, Koth, Reue u. s. w.

Von den Verpflegten erhielt ich wohlthuende Beweise der Erkenntlichkeit, und während anfangs ein widerwilliges Vorurtheil gegen die Anstalt herrschte, baten die Erkrankenden zuletzt selbst um Aufnahme.

Als später meine Stellung als Leibarzt, weil damit häufige Reisen verbunden waren, mich hinderte, das Spital selbst zu leiten, wurde es gänzlich den persischen Hekims übergeben. Da sah ich denn freilich bei gelegentlichen Besuchen Greuelscenen, die mich mit Grausen vor meiner eigenen Schöpfung erfüllten. Typhus- und Dysenteriekranke wälzten sich auf dem nackten Ziegelboden buchstäblich in ihrem Koth; das Kleefeld war abgeweidet, jede Anpflanzung, jeder Baum verschwunden!

Auf solche Weise von der Unverbesserlichkeit dieser gewissenlosen Hekims überzeugt, schrieb ich nun eine mehr für Offiziere berechnete Instruction bezüglich des Verfahrens bei Erkrankungen der Soldaten. Ich behandelte darin speciell Intermittens, Dysenterie, Typhus und Erkältungskrankheiten: diejenigen Uebel, welche die meisten Todesfälle in Garnisonen wie auf Märschen zur Folge haben, und um die Anweisung verständlich zu machen, richtete ich sie in casuistische Paragraphen ein. Zu meiner großen Befriedigung vernahm ich von Offizieren, daß es ihnen mit Hülfe dieser Instruction gelungen sei, selbst in sehr berüchtigten Gegenden, wie in Arabistan, um Disful und Schuschter (Schuschan) u. s. w., die Sterblichkeit ihrer Truppen auf ein früher nicht gekanntes Minimum zu reduciren.

Nach vierjährigem Unterricht wurden drei von meinen Schülern, welche die Zeit auch zur Erlernung der französischen Sprache benutzt hatten, und einige Jahre später noch vier andere, behufs ihrer völligen Ausbildung nach Paris geschickt. Die erstern erlangten in den Jahren 1860 und 1861 an der pariser Facultät ihr Doctordiplom; einer von

ihnen, Mirza Houſſein, ſchrieb dort eine mir gewidmete Theſe „Ueber Behandlung des Wechſelfiebers mit arſeniger Säure, nach Erfahrungen am Spital zu Teheran", eine fleißige Arbeit, welche beachtenswerthe Aufſchlüſſe über dieſe Heilmethode gibt und um ſo intereſſanter iſt, da der Verfaſſer an ſich ſelbſt deren Wirkungen beobachtet hat. Auch die beiden andern ſchrieben jeder eine gut compilirte Theſe.*) Ueber Fleiß und Befähigung derſelben ſprachen ſich bei meiner letzten Anweſenheit in Paris die Profeſſoren lobend aus. Und ſo bleibt mir ſtets das frohe Bewußtſein, wenigſtens einige Keime zur Fortbildung in der Medicin, Naturwiſſenſchaft und freien Forſchung bei den Perſern gelegt zu haben, welche hoffentlich mit der Zeit gute Früchte tragen werden.

In frühern Jahrhunderten muß es eine ganze Anzahl Spitäler (dar et schæfa**) und Verſorgungshäuſer im Lande gegeben haben, wie aus den bezüglichen Statuten (tæswuk) und zahlreichen Verordnungen des Teymur leng (Tamerlan) hervorgeht. Das einzige von allem aber, das ſich erhalten hat, iſt das reich fundirte Hospiz in Meſchhed zu Ehren des Imam Reza, „des Protectors der Fremden".***) Sonſt finden ſich nur in Azerbeidſchan, Chämſeh und Chalchal einige Aſyle für die Lepröſen (dschezami). Es ſind elende, in weiter Entfernung von den Städten ſtehende

---

*) De la Polyurie, par le Dr. Mirza Reza ben Mokim (Paris 1860); Du diagnostique et du traitement des hydropisies enkystées, par le Dr. Mirza Ali Naghi (1861).

**) Dar et schæfa, d. i. Pforte der Geſundheit, iſt der ſchöne Name für Spital; möchte doch die Wirklichkeit dem Namen entſprechen!

***) Mit dem Hospiz iſt eine Speiſeanſtalt verbunden, wo die Reiſenden im Namen des Imams bewirthet werden. Daher hört man oft erzählen: „Wir wurden vom Propheten (hezret) mit Reis, Thee, Kaffee u. ſ. w. bewirthet."

Lehmhütten, die eher den Schlupfwinkeln der Raubthiere, als menſchlichen Behauſungen gleichen. Die Unglücklichen, denen ſie zum Aufenthalt dienen, leben von milden Gaben der Umgegend oder der an ihrer Colonie vorbeiziehenden Fremden. Bisweilen ſpendet ihnen zwar der Schah einige hundert Ladungen Getreide; allein gewöhnlich ißt, wie man mir ſagte, der Gouverneur die ganze Sendung, und den Unglücklichen kommt kein Körnchen davon zu. Betteln können ſie nur von den vorüberziehenden Karavanen; in Städten und Flecken werden ſie nicht eingelaſſen, denn ſie gelten für unrein und ihre Krankheit für erblich. Man kann ſich kaum einen Begriff von dem traurigen Zuſtand dieſer Elenden machen, für welche der Tod die größte Wohlthat iſt. Einmal gelang es mir, einen meiner Schüler zu den Leproſenhäuſern abzuſchicken; er ſollte ſehen, was ſich thun ließe, und wenigſtens das Todte vom Lebenden ſcheiden. Nach ſechs Monaten kehrte er mit glänzenden Zeugniſſen und Berichten von ſeinen glücklichen Curen zurück; doch fürchte ich ſehr, daß alles erlogen war. Auch hier muß man alſo die Hoffnung auf Beſſerwerden in die Zukunft ſetzen, nach dem bibliſchen Spruch: „Es fällt kein Tropfen vom Himmel, der nicht, ehe er verdunſtet, die Erde befruchtet.“

Im Jahre 1858 bewog ich einige angeſehene Chane in Teheran, zu einem Spital für Zugereiſte zuſammenzuſteuern. Ich fand auch ein leerſtehendes, paſſendes Local, der reichſten Prinzeſſin des Landes, der Zieh ſultaneh, gehörig. Sie willigte anfangs in die Ueberlaſſung der Räume zu dem genannten Zweck, fragte mich aber dann, ob niemand in dem Spital ſterben werde, und da ich dieſe Verſicherung nicht geben konnte, zog ſie mit dem Ausruf: „Ihr könnt doch nicht verlangen, daß mein Haus zu einer Leichenkammer (murdeschur chāneh) gemacht werde!“ ihr Wort zurück. Der vielgenannte Emir hatte in ſeinem letzten Willen der

Stadt Teheran eine bedeutende Summe zur Gründung eines Spitals vermacht; nach seinem Ableben wurde jedoch das Testament umgestürzt und das Geld zur Erbauung einer mædræsseh (Priesterseminar) verwendet.

Es bleibt mir noch übrig, auch einiges über das Schicksal meiner Gefährten mitzutheilen.

Der Hauptmann Zatti hatte im zweiten Jahr nach unserer Ankunft das Unglück, an Kohlendunst zu ersticken. Mir fiel die Obduction zu, die erste, welche in Persien stattfand. Dem Wirken dieses tüchtigen, wenn auch etwas exaltirten Mannes war somit, nachdem es kaum begonnen, ein Ziel gesetzt. An seine Stelle trat später der k. k. Oberst Karaczay, der aber, ein hinfälliger Greis von 70 Jahren, trotz seiner fast krankhaften Thätigkeit wenig zu leisten vermochte.

Bald nach dem Hauptmann Zatti starb auch der Mineur Czarnotta. Düstern, melancholischen Temperaments, glaubte sich derselbe überall von Geistern und Feinden verfolgt. Er unternahm mehrere geologische Erforschungsexpeditionen, darunter eine auf den Vulkan Dämawend. Bei Besteigung des Gipfels ließ er sich aus Furcht vor seiner Umgebung von niemand begleiten; er verirrte sich im Gebirge und brachte die Nacht, um sich vor Kälte zu schützen, in der Höhle einer Solfatara zu. Früh ward er fast leblos aufgefunden; man trug ihn hinab und erwärmte seine erstarrten Glieder. Er kam wieder zu sich; doch war seit dieser Zeit seine körperliche wie geistige Kraft gebrochen. Auf einem neuen Ausflug in die Kupferminen von Karadagh, in der Nähe des Kaspischen Meers, erkrankte er an Intermittens. Er behandelte sich selbst homöopathisch, versäumte deshalb die Anwendung des wirksamsten Mittels, des Chinin, und starb kurz nach seiner Rückkehr nach Teheran an Continuo-Remittens, combinirt mit Leberabsceß. Seine Tagebücher hatte er aus Argwohn

in Chiffren geführt; die hinterlaſſene reiche Mineralienſammlung wurde nach Wien geſchickt, langte jedoch daſelbſt nicht an. Sein Tod und ſchon vorher ſeine verkehrte Geiſtesrichtung waren für den wiſſenſchaftlichen Erfolg unſerer Expedition von unberechenbarem Nachtheil, denn, von der Regierung mit allen Mitteln reichlich ausgerüſtet, hätte er für die Geognoſie Perſiens Großes leiſten können. Durch den Verluſt der Mineralien ging auch die letzte Spur von ſeinem Wirken unter.

Baron Gumoëns, ein geborener Schweizer, widmete ſich dem Dienſt der Infanterie. Als Offizier von geradem, offenem Charakter begann er den Kampf gegen die Unterſchleife, den Nepotismus in Beſetzung der Offizierſtellen und die vielen andern beſtehenden Misbräuche. Allein die Verhältniſſe waren ſtärker als er, zumal er es verſäumte, das Terrain, auf dem er wirken ſollte, und die Leute, mit denen er es zu thun hatte, zu ſtudiren. Hauptſächlich aber wurde ſeine Wirkſamkeit durch den Umſtand gelähmt, daß bald nach uns auf engliſche Verwendung ein Colonel Matrazzo mit noch fünf Offizieren in perſiſche Dienſte trat. Dieſer Matrazzo, gewandt und ſchlau (smart), ein Jonier und als ſolcher ein halber Orientale, wußte ſich gleich in den erſten Tagen zurechtzufinden und die Verhältniſſe zu ſeinem Vortheil auszubeuten. Er errichtete ebenfalls eine Schule für die Infanterie, kleidete ſeine Zöglinge in goldgeſtickte Uniformen und umgab ſich mit einer Leibgarde, die er Generalſtab nannte. Knaben, die es kaum bis zum Einmaleins bringen konnten, gerirten ſich dabei als Generale und empfingen ſogar entſprechenden Gehalt, während fähige und fleißige Schüler überſehen und zurückgeſetzt wurden. Auch Manöver veranſtaltete er, Schlacht von Marengo, Auſterlitz u. ſ. w. getauft; und da er unſere Offiziere zwingen wollte, als Subalterne bei denſelben mitzuwirken, kam es zu

Reibungen, in denen der listige Charlatan natürlich immer die Oberhand behielt. Dies bestimmte Gumoëns, ihm den Platz zu räumen, froh, nach einem Aufenthalt von funfzehn Monaten Persien wieder verlassen zu können.

Bedeutenderes leistete der Artillerieoffizier Krziz während seiner achtjährigen Thätigkeit. Er bildete seine Schüler zu tüchtigen Mathematikern aus und machte sie mit allen theoretischen wie praktischen Hülfsmitteln des Fachs bekannt. Für jeden Gegenstand gab er ein selbstverfaßtes Lehrbuch mit den nöthigen Tafeln in Lithographie heraus, wobei er an seinem Dolmetscher Mirza Zeky Chan, der in Paris studirt hatte, eine sehr brauchbare Stütze fand. Außerdem führte Krziz die Telegraphie in Persien ein, indem er das Schloß des Königs mit dessen Garten vor der Stadt durch eine Telegraphenlinie verband und alle dazu erforderlichen Requisiten nach seinen Angaben und unter seiner Leitung in Teheran anfertigen ließ. (Als später die Telegraphenverbindung zwischen Teheran und Sultanieh angelegt wurde, mußte man den ganzen technischen Apparat aus Paris kommen lassen.) Er war auch der erste, der einen Plan von Teheran aufnahm und durch trigonometrische Messungen die Höhe des Demawend und anderer Gebirgsspitzen bestimmte. Sein civilisatorisches Wirken erfreute sich ziemlicher Anerkennung seitens der gebildeten Perser; der König zeichnete ihn durch Verleihung des Titels und der Decoration eines Särtip (General) aus. Von der österreichischen Regierung erhielt er die große Medaille für Kunst und Wissenschaft; doch da diese Auszeichnung nicht officiell dem Hof zu Teheran angezeigt wurde, blieb sie ohne Einfluß auf seine dortige Stellung.

Beschränkt und unvollkommen dagegen waren die Resultate, welche der Cavalerieoffizier Nemiro zu erzielen vermochte. Ihm stand die Meinung der Perser entgegen, daß

ſie die beſten Reiter und Fechter der Welt ſeien und daher keines Reit- und Fechtunterrichts bedürften. Wie kann überhaupt eine reguläre Cavalerie beſtehen, wo der Sold ſo unregelmäßig gezahlt wird, daß der Soldat, um ſein Pferd zu ernähren, oft genöthigt iſt, Waffen und Reitzeug als Pfand zu verſetzen? Auch er wurde übrigens mit dem Särtiptitel und der entſprechenden Decoration beehrt.

Machten unſere Offiziere dem Großvezier Vorſtellungen über das, was zu ihrer gedeihlichen Wirkſamkeit mangele, ſo fragte er ſeinen Secretär, ob die Herren ihren Gehalt richtig erhalten hätten, und wurde dies bejaht, ſo erwiderte er ihnen: „Sähib (Herr), ich begreife die Urſache Ihrer Klagen nicht, da Sie ja pünktlich bezahlt werden.“

Wol blieben bei ſo unüberwindlichen Hinderniſſen unſer aller Leiſtungen im ganzen weit hinter unſern Abſichten zurück; dennoch können wir behaupten, daß die von uns ausgeſtreute Saat nicht ganz auf unfruchtbaren Boden gefallen iſt, daß wir unſerm Mutterland, obgleich es uns beharrlich ignorirte, Ehre gemacht, daß während der ganzen Zeit von keinem Mitglied der Expedition ein Schritt geſchah, der ihm zur Schande gereicht hätte, und daß vor uns noch niemals Inſtructoren in Perſien ſo tüchtig ihre Aufgabe erfüllt haben.

Die perſiſche Regierung hielt die gegen uns übernommenen Verbindlichkeiten dem Wortlaut nach ein, aber freilich war ſie weit entfernt, den Pflichten, welche ſie uns als Lehrern und als von einer befreundeten Regierung anvertrauten Gäſten ſchuldig war, in jeder Hinſicht nachzukommen. Wir ſchieden gegenſeitig sine odio et amore.

Zur Beſtätigung des Geſagten mag das folgende Geſpräch dienen, welches am 25. April 1860 zwiſchen dem König und mir bei Gelegenheit meiner Abſchiedsaudienz ſtattfand.

Schah: „Du haſt wol viel Geld geſammelt?“

Ich: „Ich habe wenig Bedürfniſſe, ich bin ein Derwiſch.“

„Haſt du 20000 Dukaten?“

„Ich will dein Opfer ſein; mache ſelbſt die Rechnung. In den erſten vier Jahren bezog ich 900 Dukaten jährlich als Profeſſor, ſpäter gegen 2000 Dukaten; die Geſchenke waren nicht bedeutend, die Einnahmen aus meiner Praxis ſehr mäßig.“

„Würdeſt du, im Fall dein Land Krieg führte, Militärdienſte nehmen?“

„Allerdings.“

„Wenn aber eine Kugel deine Kullah (Mütze) träfe?“

„Um die Kullah wär's nicht ſchade, aber ein Kopf findet ſich nicht alle Tage wieder.“

„Was macht Karaczay?“

„Er genießt eine gute Penſion; ich glaube etwa 200 Dukaten.“

„Das nennſt du gut? Warum verlangen dann die Frengis ſoviel Geld von mir?“

„Ich ſelbſt habe nie etwas verlangt. Die Europäer wollen in der Fremde Geld zurücklegen, denn den Lebensunterhalt verdienen ſie auch zu Hauſe; und da ihnen im perſiſchen Dienſt keine Penſion in Ausſicht ſteht, ſuchen ſie im Gehalt Entſchädigung.“

„Wenn dich dein Kaiſer zum Miniſter des Aeußern machte?“

„Das würde ich nicht annehmen.“

„Warum nicht?“

„Ich fühle in mir einige Fähigkeit zum Hekim, aber keine zum Vezier.“

„Und doch —“

„Große Miniſter des Aeußern, wie Pitt in England,

Talleyrand in Frankreich und — Mirza Seid Chan*) in Perſien, ſind rar.

„Was wirſt du in Europa anfangen?"

„Ich werde reiſen, um die Spitäler zu beſichtigen."

„Komme bald mit deiner Frau zurück."

„Inſchallah."

Um dieſelbe Zeit kam auch eine franzöſiſche Miſſion unter Leitung des Commandanten Hrn. Brognart ins Land. Wir Oeſterreicher waren ſchon nicht mehr neu, wir waren abgenutzt; neue Formen und neue Phyſiognomien wurden gewünſcht. Die Franzoſen, meiſt Offiziere der afrikaniſchen Armee, konnten ſich jedoch viel weniger in die Verhältniſſe ſchicken; von Disciplin und Subordination war bei ihnen keine Rede. In Bezug auf den Commandanten Brognart ward das Boumot in Umlauf geſetzt: „Die öſterreichiſche Miſſion reuſſirte nicht, weil ſie keinen, die franzöſiſche, weil ſie einen Commandanten an der Spitze hatte." Faſt alle verließen ſie nach kurzer Zeit wieder ihren Poſten, ohne irgend Nennenswerthes ausgerichtet zu haben, wie überhaupt der Franzoſe nur wo er en masse und in ſteter Verbindung mit ſeinem Vaterland, ſpeciell mit Paris auftritt, ſich nützlich machen kann; iſolirt in einem unciviliſirten Lande, wird er ſich nie, weder geiſtig noch körperlich, acclimatiſiren.

Von dem Erfolg der civiliſatoriſchen Beſtrebungen der Miſſionäre zu Urumieh und Selmas konnte ich nirgends etwas wahrnehmen; ſie ſcheinen ſich auf Verbreitung religiöſer Lehren und einiger Kenntniß der engliſchen und franzöſiſchen Sprache zu beſchränken.

Nachdem ich mich zur Genüge überzeugt, wie wenig unter den obwaltenden Umſtänden von im Lande ſelbſt ge-

---

*) Er wird von den europäiſchen Diplomaten ſtatt ministre aux affaires étrangères ſpottweiſe ministre étranger aux affaires genannt.

gründeten Schulen für die Cultur der Einwohner zu hoffen sei, daß überhaupt der Unterricht nicht hinreiche, sondern mehr durch das Beispiel civilisirter Länder gewirkt werden müsse, bewog ich im Jahre 1858 den damaligen Minister Feruch Chan, eine weitere Anzahl von Jünglingen nach Frankreich zu schicken, um sie daselbst in Künsten, Gewerben und Wissenschaften ausbilden zu lassen. Hoffentlich werden diese Landeskinder, welchen durch vorherigen Unterricht in der französischen Sprache ihre Aufgabe erleichtert wurde, bei ihrer Rückkehr in die Heimat das Erlernte mittheilen und in weitere Kreise verbreiten. Allzu viel darf man sich jedoch auch hiervon nicht versprechen; denn der Orientale hat einen scharfen Blick für die Schäden und Mängel unserer modernen socialen Zustände, vermag aber nicht den sittlichen Kern, der bei alledem den Grundcharakter der europäischen Gesellschaft bildet, zu entdecken; daher man ihn häufig von den Europäern sagen hört: „Sie sind ärger als wir." Und es ist eine in der Türkei und in Aegypten allbekannte Thatsache, daß solche Eingeborene, welche in Europa erzogen wurden, bei ihrer Rückkehr das europäische Element in weit höherm Grad hassen und verachten als diejenigen, welche niemals ihr Land verließen. Möchten meine Zöglinge von dieser Erfahrung eine erfreuliche Ausnahme machen! Nach den neuesten unparteiischen Berichten aus Paris berechtigen mehrere derselben, sowol in der polytechnischen und Militär-Schule als auch in den gewerblichen Etablissements, zu den besten Hoffnungen, daß sie ihrem Vaterlande als Träger künftiger Bildung und Gesittung dienen werden.

X.

Religion und Geſetz.

Sunniten und Schiiten. Die Prieſterſchaft. Die Mulas als Richter. Ihre Verderbniß. Die Scheriet und das Urf. Strafen. Tortur. Gebet. Der Muezzin. Wallfahrten. Almoſen und Bettler. Faſten. Feſte und Feiertage. Die Paſſionsſpiele. Verbote. Hazardſpiel. Schachſpiel. Wucher. Aberglaube. Sekten (die Scheichi; die Ali Allah; die Babis).

Der Perſer iſt bekanntlich Schiite. Als ſolcher rühmt er ſich: „Musulman em!“ (Ich bin Mohammedaner!), welchen Namen er den Sunniten nicht zugeſteht. Man vergleicht oft den Schiismus des Islam, weil er die Sunna, die Interpretation des Korans, nicht anerkennt, mit dem Proteſtantismus des Chriſtenthums. Der Vergleich paßt aber nicht; denn die Schiehlehre iſt im Gegentheil die complicirtere, ſich mehr vom Monotheismus entfernende und von den widerſinnigſten Sagen (hædîs) entſtellte, während die Sunna den urſprünglichen Islam nur inſoweit umgeſtaltet hat, als es nothwendig war, um das für Nomaden gegebene Geſetz den Verhältniſſen einer ſeßhaften Geſellſchaft anzupaſſen.

Der Sunnite betet: „Lā ilah il allah muhammed rasul allah!“ (Es gibt kein göttliches Weſen außer Allah, und

Mohammed iſt ſein Apoſtel!) Er braucht nicht an die Wunder Mohammed's zu glauben, weil ſeine einfache und klare Lehre aller Wunder leicht entbehren kann. Der Schiite aber ſetzt zu obiger Formel noch hinzu: „Ali wali allah!" Das Wort wali hat, wie viele andere arabiſche Worte, die verſchiedenſten Bedeutungen: Sklave, Diener, Vertrauter, Stellvertreter u. ſ. w., und in den verſchiedenen Bedeutungen dieſes Worts liegen auch die mannichfachen Nuancen der Schiehlehre. Die meiſten nehmen es in dem Sinn des locum tenens; andere aber betrachten Ali als Incarnation Gottes, ſie ſchreiben ihm zahlreiche Mirakel zu und ſtellen ihn hoch über Mohammed. Der Perſer ruft daher nie den Namen Mohammed an; ſein gewöhnlicher Ruf, den er faſt bei jedem Schritt und jeder Bewegung wiederholt, den man an alle Wände geſchrieben, in die Rinde der Bäume eingeſchnitten findet, iſt: „Jā Ali!" Nur ſelten vernimmt man daneben: „Ai chudā!" (O Gott!) Dem Ali zunächſt genießt ſein Sohn Huſſein die größte Verehrung, derſelbe, welcher in der Schlacht zu Kerbelah ums Leben kam.

Das Dogma der Schiiten beſteht eigentlich nur in Negationen. Sie leugnen das Succeſſionsrecht Omer's, die Legitimität der drei erſten Chalifen Abubekr, Osman und Omer, indem das Chalifat rechtmäßig dem Ali gehört habe, und die Ehrbarkeit Ayſcha's, der Frau Mohammed's. In Betreff Omer's ſtützen ſie ſich auf die Sage: „Ein gottesfürchtiger Mann ſah einſt im Traum einen verſtorbenen Miſſethäter hoch im Himmel ſitzen und erhielt auf die Frage, wie ſich das ſchicke, zur Antwort, derſelbe habe noch in der Sterbeſtunde die Formel «Fluch dem Omer» ausgeſprochen." Deshalb unterlaſſen ſie nie, dem Namen Omer „Laanet ber!" (Fluch dem Omer!) beizufügen. Sie dichteten dieſem Helden von hiſtoriſcher Sittenreinheit allerhand obſcöne Geſchichten an und behaupten, ſein Mörder Abu Lulu ſei

nach gelungener That mittels einer nächtlichen Himmelfahrt nach Kaschan versetzt worden. Dort wurde letzterm ein Mausoleum erbaut, welches bis auf den heutigen Tag viele fromme Gläubigen anzieht; als ich selbst im Juni 1859 daran vorbeizog, zeigte mir mein Führer voll Andacht den geweihten Ort. Ein Mittwoch im Jahre wird als Gedenktag der Ermordung Omer's im ganzen Land durch Freudenfeuer, Feuerwerk und Flintenschüsse gefeiert (aide omerkuschi, Fest der Omertödtung); in manchen Gegenden wird eine Omer vorstellende Puppe auf einem Esel unter Musikbegleitung von Lutis durch die Straßen geführt und mishandelt, was an Orten, wo sich Sunniten befinden, häufig Anlaß zu Zank, Streit und ernstlichen Thätlichkeiten gibt. Die Regierung verbot zwar zur Vermeidung dieses Unfugs mehrmals dergleichen Processionen, allein nie mit dem nothwendigen Ernst, weil sie nicht wagte, gegen eine im religiösen Dogma begründete Ceremonie mit Strenge einzuschreiten.

Der Sunnite verrichtet nicht gern in einem Zimmer sein Gebet, wo unverzerrte Abbildungen von Menschen oder Thieren sich befinden; soweit geht seine Scheu vor dem Bilderdienst. Ich sah häufig, daß Afghanen, welche während der Verwickelungen mit Herat in Teheran lebten, z. B. der feingebildete Mir Alem Chan, ein Neffe des Fürsten von Kandehar Kohendil Chan, alle Bilder verdecken oder aus dem Zimmer schaffen ließen, ehe sie ihr Gebet sprachen. Anders die Schiiten: sie lieben die Bilder, und fast in jedem Hause des Volks ist ein schlechter Holzschnitt, den Propheten Ali vorstellend, zu finden. Da man jedoch sagt, sein Gesicht sei von so vollkommener Schönheit gewesen, daß kein Maler sich daran wagen könne, wird er immer verschleiert dargestellt. Der König glaubt sich im Besitz des wahrhaften Conterfeis Ali's. Es soll ihm aus Indien zugekommen sein

und wird in einem goldenen Käſtchen mit feiner Emaillirung aufbewahrt; wenn daſſelbe durchs Zimmer getragen wird, verneigen ſich alle Höflinge, auch der Schah macht eine tiefe Verbeugung gegen den heiligen Schrein. Vor einigen Jahren ſtiftete er ſogar einen Orden des heiligen Ali und machte ſich zu deſſen Großmeiſter. Die Ceremonie wurde mit der größten Feierlichkeit vollzogen, und um ihr eine religiöſe Weihe zu geben, wurden ſelbſt Prieſter dazu entboten; dieſe fanden ſich jedoch nur mit Widerwillen ein, weil ſie mit Recht in dem Act einen wirklichen Bilderdienſt erblickten, von dem der Koran ſo eindringlich abmahnt. Naſſer-eddin Schah erhob den Geburtstag Ali's zu einem Feiertag, was er bis dahin nicht geweſen war. Aus dem allen geht hervor, daß die Schiehlehre vom reinen Monotheismus abweicht, und gewiß würde der Chalif Ali, wenn er noch lebte, ſie deshalb als Götzendienſt verdammen, wie er es mit einer Sekte that, welche ihn ſchon bei Lebzeiten als göttliches Weſen verehrte.

Nach einem beglaubigten Hädis iſt es dem Perſer erlaubt, in Fällen, wo ihm durch deren Bekennung ein Nachtheil erwachſen könnte, ſeine Religion zu verleugnen (tækkieh din). Häufig geben ſich daher Perſer in türkiſchen Ländern für Sunniten aus und verrichten nach Art der letztern ihr Gebet. Dieſe für erlaubt gehaltene Heuchelei herrſcht auch im Verkehr der Perſer untereinander; man überbietet ſich in Betheuerungen ſeines Glaubens und Anpreiſungen der „gereinigten Religion" (mæzhæb-e-mutāhereh), ſo ſehr man auch gegenſeitig von der Täuſchung überzeugt iſt. Daſſelbe gilt von den Prieſtern. Gleich den römiſchen Auguren innerlich über ſich lachend, jammern zwei Mulas einander die Misgeſchicke Huſſein's und Haſſan's vor. Die Religion iſt zur leeren Formel herabgeſunken. Unter den Gebildeten glaubt niemand an den Koran; die einen ſetzen gar nichts

an deſſen Stelle, die andern bilden ſich eigene individuelle Anſichten oder adoptiren das philoſophiſche Syſtem von Derwiſchen, die ſie dann als ihre Leiter (murschid) verehren. Aus den letztern beſtehen die zahlreichen Sekten der Sufis; doch gelten alle äußerlich für Schiiten. Nach dem Grundſatz des Täkkieh glaubt ſich jeder Perſer zur Scheinheiligkeit berechtigt; überdies gebietet ihm ſchon ſeine bekannte Vorſicht, mit der wahren Meinung zurückzuhalten, bevor er das Terrain genau ſondirt hat, und ſelbſt dann verclauſulirt er ſich noch in einer Weiſe, daß man ihm nicht leicht beikommen kann.

So darf behauptet werden, daß der Schiismus, obgleich die in Perſien herrſchende und verbreitetſte Religion, die wenigſten Anhänger aus Ueberzeugung zähle.

Man könnte demnach zu der Annahme verſucht ſein, das Land müſſe einen günſtigen Boden zur Verbreitung des Chriſtenthums bieten, allein man würde ſich hierin täuſchen. Faſt noch nie hat ſich ein Muſelman aufrichtig zum Chriſtenthum bekehrt; das Dogma der Trinität iſt ihm unfaßlich, ebenſo der Begriff chriſtlicher Tugend und Entſagung. Man leſe die ehrlichen Berichte der Miſſionare, und man wird in die Wahrheit des Vorſtehenden keinen Zweifel ſetzen. Die mit ſo bedeutenden Koſten gedruckten, eingebundenen und gratis vertheilten Bibeln werden von den Empfängern ſofort aus den Deckeln geriſſen und im Bazar als Maculatur verbraucht. Der einfache Bibelſtil iſt dem Orientalen zuwider; er liebt pomphafte Worte, eine blumige, bilderreiche Sprache, der er gern Gedanken und Inhalt aufopfert. Zuweilen ließ ſich der Schah zur Beluſtigung einige Kapitel aus der Bibel vorleſen, und jedesmal brachen er und die Höflinge ſehr bald in lärmendes Gelächter aus, ſodaß an ein Fortſetzen der Lektüre nicht zu denken war. Damit dem Koran nicht trotz ſeiner Heiligkeit ein ähnliches Schickſal zutheil werde,

ist es bekanntlich verboten, ihn ins Persische zu übersetzen.

Die Religion Mohammed's kennt keinen Priesterstand im eigentlichen Sinn, ebenso keinen Tempel; jedermann ist befugt mit lauter Stimme das Gebet (azān) vorzutragen, und jeder Ort kann dazu gewählt werden. Noch heute geschieht es, daß irgendein mit guter Stimme begabter Mann auf den Giebel des Hauses oder auf die Plattform (musællā) des Bazars tritt und die Nachbarschaft zum Gebet einladet. Wenn sich trotzdem eine Priesterschaft ausbilden konnte, so geschah es, weil der Koran, welcher das Gesetz enthält, in arabischer Sprache geschrieben, also nur den Gelehrten zugänglich ist, und weil nach dem strengen Ritus Gebete und Trauungsformeln mit reinem arabischen Accent ausgesprochen werden sollen, was der persischen Kehle nur nach jahrelanger Uebung oder vielmehr nie ganz gelingt. So entstanden die Scheich ul islam, die Imam-dschumeh, die Mutschtehid und der Troß der Mulas; die drei erstgenannten müssen aus dem Stamm des Propheten, letztere können auch aus dem Volk hervorgehen. Anfangs waren es durch Frömmigkeit und Kenntnisse ausgezeichnete Männer, deren viele sich in der Literatur berühmt gemacht haben. Nach und nach aber misbrauchten sie ihre bevorzugte Stellung; sie verdrängten die Kazis (weltliche Richter) und maßten sich ausschließlich die Befugniß Recht zu sprechen und Processe (mærafeh) zu schlichten an; sie verfälschten Testamente, verdrehten das Recht, ließen sich bestechen, beraubten Witwen und Waisen, borgten unter der Hand Geld auf hohe Zinsen und ergaben sich in geschlechtlicher Beziehung den gröbsten Ausschweifungen. Sie verstanden es, die niedern Volksklassen an sich zu fesseln, indem sie Verbrechern ein schützendes Asyl gewährten und, selbst ungläubig, die Menge fanatisirten. Es ist soweit gekommen, daß kein Testament vor ihren Praktiken sicher ist, und daß

notoriſch das Gut der Witwen und Waiſen von ihnen „verſpeiſt" (churde) wird. Während ſie vor der Welt Armuth und Demuth heucheln, ſammeln ſie für ſich, ihre Familie und die Moſcheen Reichthümer an; denn auch die Erträgniſſe des Moſcheenguts (mākuſāt) fallen ihnen zu. Sie ſuchen glänzende Verbindungen, ſelbſt mit Prinzeſſinnen einzugehen. Die ärgſten Rabuliſten und mit allen Spitzfindigkeiten des Geſetzes vertraut, beugen ſie das Recht, zumal oft beide Parteien durch denſelben Prieſter-Richter vertreten ſind, nach der Seite derjenigen Partei, welche ihnen am meiſten zahlt.

Da es in Perſien keine Grundbücher gibt und der Beſitz nirgends regiſtrirt, ſondern einfach in einem Contract (kæbāleh) von einzelnen Mulas beſtätigt wird, kann ſich leicht jemand durch Beſtechung eines Mula ein falſches Document frühern Datums verſchaffen, auf Grund deſſelben den Beſitz eines längſt in andere Hände übergegangenen Grundſtücks in Anſpruch (idéā) nehmen und, falls es ihm nicht gelingt, ſeine fingirten Anſprüche durchzuſetzen, doch eine hohe Abfindungsſumme erpreſſen. Denn das muſelmaniſche Geſetz kennt kein Verjährungsrecht; vor ſechs Jahren wurde zwar ein ſolches, auf 20 Jahre lautend, vom König gegeben und durch das officielle Organ promulgirt, es erlangte jedoch, wie viele andere Geſetze, keine Rechtskraft. Manche Häuſer in der Stadt Teheran, ja ganze Dörfer finden deshalb keine Käufer und verfallen, weil man die Geltendmachung veralteter Anſprüche ſeitens irgendeines frühern Beſitzers fürchtet. Kaum verbreitet ſich die Kunde, daß dieſer oder jener Chan der Gunſt des Hofs verluſtig gegangen ſei, als auch ſchon von allen Seiten Rechte auf ſeine Beſitzthümer angemeldet werden. Mein Nachbar in Teheran kaufte eine Ruine; er baute ſich an deren Stelle ein ſchönes Haus und hatte es bereits zehn Jahre lang inne, da kam

ein Derwiſch zugereiſt, der einen alten Contract präſentirte, und der Beſitzer mußte froh ſein, daß ſich der unerwartete Prätendent mit einem Pferd und 15 Dukaten abfinden ließ.

Haben die Mulas im Pöbel und unter den Lutis mächtigen Anhang, ſo ſind ſie dagegen vom Bürgerſtand gehaßt und verachtet, weil ſie häufige Beiſpiele geben, daß die Vollſtrecker des Geſetzes ſelbſt gegen daſſelbe freveln, von der Regierung aber als Anſtifter von Meuterei und Aufruhr gefürchtet. Es iſt allerdings nicht zu leugnen, daß die Furcht vor ihnen den Despotismus der Machthaber einigermaßen in Schranken hält; allein es fragt ſich ſehr, was verabſcheuungswürdiger ſei: das Werkzeug, oder das dadurch bekämpfte Uebel. In der öffentlichen Meinung iſt der Stand der Mulas ſehr geſunken; man ſpricht allgemein von mulā-bāzi (Mularänken); ſie werden häufig in obſcönen Bildern als handelnde Perſonen dargeſtellt und in den beliebten Farcen (zaynet) ihrer ſpitzfindigen Geſetzinterpretationen wegen verſpottet.

Schon Nadir-Schah begünſtigte die Prieſterſchaft nicht; er zog einen großen Theil ihrer kirchlichen Fundationen ein, beſonders ſolche, die für Kerbelah (türkiſches Gebiet) beſtimmt waren; doch erſt unter Mehmed Schah (ſtarb 1848) begann eine eigentliche Controle der Mulas durch Aufhebung des Aſylrechts für Verbrecher. Der Großvezier Emir nizam (ſtarb 1851) verſetzte ihnen ſodann den herbſten Schlag. Er citirte den Scheich ul islam von Tabris nach Teheran zur königlichen Audienz. Der Scheich, Böſes ahnend, ließ ſich von mehrern tauſend Lutis aus Tabris begleiten, wurde aber vom Emir bedeutet, der Schah wünſche ihn „allein" in einer Privataudienz zu empfangen, und ſo ſah er ſich in der Alternative, entweder offen als Rebell aufzutreten oder Gehorſam zu leiſten; er wählte das letztere und wurde mit Penſion ins Exil geſchickt. Der Emir ſetzte ferner die

Richter-Prieſter (mutschtehid) auf feſten Gehalt und vindicirte der Krone das Recht der Inveſtitur. Mit dem Amtsantritt ſeines Nachfolgers, des Sader Aazam, athmeten die Prieſter wieder freier auf; von neuem wurden die Aſyle reſpectirt, und das Anſehen des Imam-dſchumeh von Ispahan ſtieg zu bedrohlicher Höhe. Dieſen günſtigen Umſchwung ihrer Lage verdankten ſie dem Umſtand, daß von den Babis ein Attentat auf den König verübt worden war und er nun zu ſeiner Sicherheit die Religion oder vielmehr das Anſehen der Prieſter ſtärken zu müſſen glaubte; es entſtand ein förmlicher Ali-Fanatismus. Doch bald erntete der Schah die bittern Früchte dieſes Beginnens. Die Provinz Reſcht wurde durch den Mutſchtehid Hadſchi Mula Raſi zum Aufruhr gereizt, deſſen Dämpfung viel Menſchenblut koſtete. Nun ſtrebte man, die Prieſtermacht wieder einzuſchränken. Da drohten die Mutſchtehids das Land zu verlaſſen; viele waren bereits nach Schah abdulazim ausgewandert, ſie wurden aber unter Verſprechungen zurückgerufen. Im Jahre 1856 war es endlich beiden Theilen klar, daß weder die Regierung ſich auf die Prieſter ſtützen könne, noch dieſe der Regierung vertrauen dürften.

Neben der prieſterlichen Rechtspflege (scheriet) wurde eine weltliche (urf) eingeführt, welche von dem König, den Gouverneuren und dem hohen Gerichtshof (dīwān-chāneh) gehandhabt wird. Man kann das Urf nicht eigentlich Geſetz nennen, weil es ſich weder auf Antecedenzien noch feſte Normen gründet, ſondern nur auf augenblicklichem Bedürfniß, Staatsrückſichten und auf Willkür beruht. Welche Angelegenheiten der Scheriet, welche dem Urf zufallen ſollen, darüber gibt es keine Regeln. Die Mulas erkennen natürlich die Competenz des Urf nicht an; ſie erklären deſſen Decrete für ungeſetzlich; allein der König übt die Gerichtsbarkeit de facto aus. Ja ſelbſt als von drei Sektirern ein Attentat auf den

Schah verübt worden, bestritten einige Mulas das Recht, dieselben zu tödten, indem sie geltend zu machen suchten, daß die Mörder, drei an Zahl, nach der Satzung des Koran sich durch eine bestimmte Geldsumme loskaufen könnten.

Dem Urf verfallen meist politische Verbrechen: Auflehnung gegen die Macht des Schahs oder Gouverneurs, Verbreitung falscher Gerüchte gegen die Regierung, Unterschlagung öffentlicher Gelder; polizeiliche Uebertretungen, wie Skandal in den Straßen, Rausch, Kartenspiel u. s. w.; aber auch Diebstähle, Mordthaten und Straßenraub.

In Persien gilt die Strafe nicht als Nothwehr zur Selbsterhaltung der Gesellschaft gegen diejenigen, welche die Bedingungen ihrer Existenz bedrohen und antasten, sondern sie ist ein Act der Rache; daher die Grausamkeit und das Raffinement in den Strafarten. Dem König und den Gouverneuren sind mir-kæsab (Nachrichter) in großer Anzahl zugetheilt, welche sie auch auf allen Reisen und Expeditionen begleiten. Die Strafe erfolgt meist augenblicklich auf ein gegebenes Zeichen, hier und da auch in persönlicher Gegenwart des Königs.

Die Todesstrafe wird entweder durch den Strang oder durch Köpfen oder mittels Schleifen des Opfers durch die Straßen vollstreckt. Nach der Execution wird der Körper des Hingerichteten geviertheilt, ein Theil auf dem Pranger, die andern auf den Stadtthoren ausgestellt.. Mit Ausnahme der grausamen Hinrichtung der Babis findet in neuerer Zeit eine raffinirte Verlängerung der Todesqualen nicht mehr statt, während früher z. B. die Verbrecher lebendig mit freibleibendem Kopf eingemauert wurden. Ebenso hat der jetzige Schah die Strafe des Blendens abgeschafft; er sagte mir eines Tags: „Ich ließ noch niemand blenden, und werde es auch nie thun; ich ziehe es vor, den Frevler zu tödten!“ Als Strafe für geringere Vergehen: wiederholten Diebstahl,

Fälschen des Siegels u. s. w., werden oft die Finger der rechten Hand abgehauen. Auf solche Weise bestrafte Individuen sieht man ziemlich häufig als Bettler in den Straßen. Kleinere Diebe werden aus dem Rayon ihres Wirkungskreises exilirt, zuvor jedoch mit einem Strick durch den Nasenknorpel durch die Stadt geführt (mæhär).

Das Ohrenabschneiden (gusch-buriden), eine uralte persische Sitte (smerdis), ist die Strafe für Verleumdung und Verbreitung falscher Nachrichten. Es wird jedoch nicht die ganze Ohrmuschel auf einmal weggeschnitten, sondern gewöhnlich nur ein sehr kleiner Theil, sodaß die Strafe an einem und demselben Individuum wol zehnmal vollzogen werden kann. Das Mehr oder Weniger steht im Belieben des Mirkäzab, er bemißt es nach der größern oder geringern Summe, die der Delinquent ihm anbietet. Bei der Gewohnheit der Perser, die Mütze tief über die Ohren zu ziehen, ist der Defect wenig bemerkbar (Smerdis). Ein witziger Chan, welchem Mehmed-Schah wiederholt die Ohren abschneiden ließ, bis endlich nichts mehr übrigblieb, entblößte, als ein neuer Befehl zu dieser Strafe erfolgte, vor dem Schah sein Haupt und sagte: „Glauben denn Ew. Majestät, daß mein Ohr eine Wiese sei, welche mit jedem Frühling frische Keime treibt?“

Auch das Nasenabschneiden scheint jetzt gänzlich außer Gebrauch zu sein, doch kamen mir noch mehrere Beludschen mit abgeschnittenen Nasen zu Gesicht; an einem übte ich mit Glück die Rhinoplastik.

Wegen Schmähgedichten (hædschw) ließ der Schah mehrern Prinzen die Locken glatt wegschneiden und ihnen in den Bart speien (zulf buriden u berisch tuf kerden). Zur Applicirung der Bastonnade (tschub-churden) gibt es einen eigenen Apparat (tschube felek). Die Füße des Sträflings werden oben an einen horizontalen Balken gebunden,

darunter liegt er mit dem Rücken auf der Erde. Während der Streiche unterhandelt er mit dem Mirkäzab, von deſſen Willen die Gewalt oder Milde der Schläge abhängt. Wenige mit aller Heftigkeit geführte Streiche können den Tod oder wenigſtens langwierige Eiterung der Fußſohlen und Zehen herbeiführen, hingegen laſſen mehrere hundert ſchonend ertheilte Schläge kaum merkliche Spuren zurück. Oft wird nur auf die halbe Strafe erkannt; dann bindet man zwei Individuen zugleich, den einen mit dem rechten, den andern mit dem linken Fuß an den Balken.

Misliebig gewordene Würdenträger werden oft mehrere Jahre in ihr Haus oder in eine Stadt internirt und daſelbſt durch aufgeſtellte Polizeileute bewacht (chäneh næschin).

Für politiſche Verbrecher hat der Großvezier Emir nizam in Teheran ein unterirdiſches Gefängniß (ambär) eingerichtet, wo ſie mit Händen und Füßen an Balken angeſchloſſen ſind. Die Verpflegung der Gefangenen geſchieht auf deren eigene Koſten oder durch Mildthätigkeit von Privaten. Die Unglücklichen verbleiben daſelbſt jahrelang ohne alle Unterſuchung, bis Typhus, Cholera oder ſonſt eine Epidemie das Local aufräumt. Nur zuweilen erſcheint der Mirkäzab in ihrer Mitte, um auf Befehl ein Opfer zur Hinrichtung herauszuholen. Bei Krankheitsfällen oder einem glücklichen Ereigniß in der königlichen Familie pflegt allerdings eine Anzahl Sträflinge entlaſſen zu werden, wobei es aber nicht auf die Schwere oder Geringfügigkeit des Vergehens, ſondern auf die Summen ankommt, welche der einzelne dem Vorſteher des Gefängniſſes für ſeine Befreiung zu bieten vermag. Als ſolcher fungirte lange Zeit der berüchtigte Hadſchi Ali Chan, von welchem ſpäter berichtet werden ſoll. Ein Gefängniß dieſer Art kann natürlich kein Fortſchritt zur Humanität genannt werden.

Der Tortur (sekentsche) werden noch hier und da

Angeklagte zur Erpreſſung eines Geſtändniſſes, vorzüglich aber gefallene Würdenträger unterworfen, um ſie zur Geldherausgabe und zum Verrathen des Orts, wo ihre Schätze vergraben liegen, zu nöthigen.

Als Torturmittel wendet man an: die Daumenſchrauben, das Binden der Hände an einen Baum, ſodaß der Körper in der Luft ſchwebt, das Brennen in der Achſelhöhle, das Setzen des nackten Körpers auf Eisſtücke, das Unterbinden des Glieds zur Hinderung des Urinirens u. ſ. w. Da es jedoch nicht in der Abſicht der Regierung liegt, durch die Tortur zu tödten, ſo wird die Marter nur ſo lange fortgeſetzt, bis der Gepeinigte eine gewiſſe Summe zugeſteht. In einigen Tagen beginnt dann eine ähnliche Procedur, worauf ein abermaliges Zugeſtändniß erfolgt. Es iſt weder Gewohnheit der Regierung, den ganzen Betrag auf einmal zu fordern, noch die des Opfers, ihn auf einmal zu leiſten; daher die Sitte, das Geld in Parcellen an verſchiedenen Orten zu vergraben, um bei jeder Tortur eine theilweiſe Enthüllung machen zu können; denn würde der Gefolterte bei der erſten Tortur alles herausgeben, ſo bliebe ihm kein Mittel der Beſtechung und des Ausgleichs, er müßte dann bei dem nächſten Experiment ſicher unterliegen. Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit!

Die wichtigſten religiöſen Acte des Perſers beſtehen in: Gebet, Wallfahrten, Almoſengeben, Faſten und Feier der heiligen Feſte.

Dem Gebet (næmāz) muß die Waſchung des Geſichts, der Füße und Hände vorhergehen (wuzu). Die Hände werden vom Elnbogen gegen die Fingerſpitzen zu gewaſchen; man verſpottet die Türken, die es umgekehrt machen, weil ſie damit die Unreinlichkeit von der Peripherie dem Centrum zuführen. Aller Schmuck wird abgelegt, vorzüglich Ringe, ebenſo die ſeidenen Kleider, denn ſie ſind nicht „gebetfähig"

(næmaz nedārend). Der Körper muß ſich im Zuſtand der Reinheit befinden, andernfalls erſt durch ein Vollbad von der Verunreinigung befreit werden. Mit beſonderer Vorſicht wählt man den Ort des Gebets; es darf kein unrechtmäßig erworbener ſein, weshalb man vermeidet, in einem Hauſe, das confiscirt oder dem Eigner durch Gewalt oder Betrug genommen worden, das Gebet zu verrichten. Bekanntlich wendet ſich der Perſer beim Beten gen Mekkeh (kæbleh); er trägt, um in zweifelhaften Fällen die Richtung zu finden, einen kleinen Kompaß (kæbleh-næmāh, Mekkehzeiger) bei ſich.

In der Moſchee zu beten, iſt nicht vorgeſchrieben; es kann jemand ein ſehr frommer Muſelman ſein, ohne je in ſeinem Leben die Moſchee beſucht zu haben. Uebrigens wird das Gebet häufig benutzt, um ſich aus einer Verlegenheit zu ziehen oder eine Unterhaltung abzubrechen. Ich war oft Zeuge, wie der Großvezier mitten im Geſpräch mit dem Agenten einer fremden Macht plötzlich ſagte: „Wækt-e-næmāz est!“ (Es iſt die Gebetzeit!), womit die Verhandlungen zu Ende waren. Der Betende braucht vor niemand, wer es auch ſei, aus ſeiner Stellung ſich zu erheben; und geht der Schah ſelbſt an einem betenden Diener vorbei, ſo läßt ſich dieſer nicht im mindeſten ſtören. Das Gebet, welches fünfmal des Tags zu beſtimmten Stunden verkündet wird, heißt Azan. Der Verkünder (muezzin) ſingt es mit kräftiger, ſonorer Stimme und verſtärkt durch Vorhalten der Hand die Schallwelle nach einer Seite hin, ſodaß die Stimme oft eine Viertelmeile weit zu hören iſt. Text wie Melodie haben in ihrer Einfachheit etwas Ergreifendes auch für den Europäer. Jeder Reiſende wird ſich mit Wohlgefallen des Eindrucks erinnern, wenn bei ruhiger, ſternklarer Nacht die liebliche Stimme des Muezzins von der Wüſte herübertönt und unwillkürlich zur Andacht ſtimmt. Der Perſer behaup-

tet, geborener Muezzin zu sein, sodaß weder Türke, Araber noch Aegypter ihm darin nahe komme. Muezzins mit starker und wohlklingender Stimme werden sehr gut bezahlt.

Die Wallfahrt (ziäret) nach Mekkeh unternehmen, der bedeutenden Kosten, Unbequemlichkeiten und Gefahren wegen, nur wenige ältere Personen, meist Aerzte, um durch den Titel Hadschi Ruf zu erlangen, hohe Priester und reiche Kaufleute, vorzüglich aus Gilan am Kaspischen Meer. Bei weitem die Mehrzahl der Pilger kommt unterwegs um; oft sieht kaum der zehnte Theil der Ausgezogenen die Heimat wieder. Man nennt daher den Gesang des tschausch (Zugführer) das Todtenlied (marsieh). Um die Gefahren der Wüste, namentlich die räuberischen Anfälle der Beduinen zu meiden, nehmen die Pilger den Weg über Tabris und Scham (Damaskus) oder über Konstantinopel und Kairo. Doch noch schlimmere Feinde bedrohen dieselben unter der Form von Krankheiten, welche der Wechsel des Klimas erzeugt; bricht z. B. die Cholera in einer Karavane aus, so entrinnen wenige dem Tod. Auf dem Landweg dauert die Hin- und Rückreise sammt Aufenthalt neun Monate; zur See, welchen Weg die Bewohner der Südprovinzen zu wählen pflegen, nimmt sie viel kürzere Zeit in Anspruch.

Am häufigsten sind die Wallfahrten nach Kerbelah bei Bagdad. Dieser Ort steht bei den Schiiten fast in gleichem Ruf der Heiligkeit wie Mekkeh, und wird von Pilgern selbst aus Indien, dem Kaukasus und aus Aegypten besucht. Man findet selten einen Perser von Stand, der nicht ein- oder mehreremal im Leben, sei es aus wirklicher oder erheuchelter Frömmigkeit, einer Wallfahrt nach Kerbelah sich angeschlossen hätte.

Nächst Kerbelah genießt der Wallfahrtsort Meschhed, an der nordöstlichen Grenze des Reichs gelegen, das größte Ansehen. Die Reise dorthin hat ebenfalls ihre Beschwerlich-

keiten und Gefahren, indem viele Pilger von den Turkomanen geraubt und nach Chiwa oder Buchara in die Sklaverei verkauft werden, aus der sie sich durch schweres Lösegeld befreien müssen oder auch nie zurückkehren.

Der Titel eines Hadschi wird jedoch nur durch die Fahrt nach Mekkeh erlangt; Kerbelah und Meschhed berechtigen zur Benennung Kerbelai und Meschhedi.

Als kleinere Wallfahrtsorte sind noch Kum und Schah abdul Azim zu nennen.

Die von Mekkeh Heimkehrenden bringen ihren Bekannten arabische Fächer, Datteln, Kaffee u. s. w. als Angebinde mit und werden von ihnen mit dem Glückwunsch: „Ziāret kæbul!" (Die Pilgerfahrt möge genehm sein!) empfangen. Die Pilger sollen sich während der Reise eines gottgefälligen Wandels befleißigen, keinen Wein trinken, auch sich in geschlechtlicher Beziehung zurückhalten; doch finden häufig Uebertretungen dieser Gebote statt.

Auf Reisen begegnet man nicht selten einem Karavanenzug von Pilgern. An der Spitze reitet beim Zug durch die Städte der Tschausch; er trägt eine rothe Fahne und singt mit gellender Stimme das Lob des zu besuchenden Patrons. Ihm folgt ein langer Troß von Männern und Frauen, auch Kinder, einzeln oder paarweise in Körben (kædschāweh) auf Pferde und Esel gebunden. Im Karavanserai angekommen, richtet jeder seine kleine Wirthschaft ein, versorgt die Thiere und bereitet sich den Mundvorrath. So geht es Tag um Tag langsam weiter. Pilger, welche von Indien aus zu Fuß den Weg nach Mekkeh und Kerbelah zurücklegen, brauchen mehrere Jahre, bis sie wieder in der Heimat anlangen.

Die jetzigen Könige von Persien wallfahrten höchstens nach Kum, da Meschhed an der äußersten Grenze des Reichs liegt und ein Schachzug in jene Gegend schlimm ablaufen

könnte, die andern heiligen Orte aber, als außer Landes gelegen, begreiflicherweise gar nicht in Betracht kommen. Kum hat außerdem noch den Vorzug, daß mehrere Fürsten der Kadscharendynastie daselbst beigesetzt sind.

Ueber das Almosengeben (zækut) enthält das Religionsgesetz bestimmte Vorschriften, in denen auch das Minimum normirt ist. Obwol der gewöhnliche Mann an diese Norm sich nicht hält, weil seine Mittel dazu kaum ausreichen würden, gibt er doch viel Almosen an Thiere wie Menschen; er folgt ohne Heuchelei dem Zuge seines Herzens und steht in diesem Punkt dem Europäer voran. Auch den Gelübden (næzær besten), die er in schwierigen Lebenslagen thut, bleibt er die Erfüllung nicht schuldig. Soll das Almosen gottgefällig sein, so muß es von rechtmäßig erworbenem Geld gegeben werden, und da der Perser diese Eigenschaft seinem Geld nicht immer zutraut, so verpfändet er häufig ein kostbares Geräth oder einen Shawl, verschenkt das dafür erhaltene Geld und löst später sein Pfand wieder ein. Vor dem Opferfest wurde ich häufig von Würdenträgern um ein Darlehn von 5—20 Dukaten angegangen; ich glaubte anfangs, es geschehe aus wirklichem Geldmangel, überzeugte mich aber dann, daß es keinen andern Grund hatte, als weil sie meinen Erwerb für ehrlich und deshalb mein Geld zum Almosen geeignet hielten. Ich konnte bei Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man am Europäer alles für unrein halte, nur nicht, wie es scheine, sein Geld. Bei Krankheiten geliebter Angehörigen schlachtet man Schafe und vertheilt das Fleisch an die Armen.

Infolge der Bereitwilligkeit zum Almosengeben ist auch die Zahl der Bettler sehr groß. Die Blinden werden vorzugsweise reichlich bedacht, sodaß manche von dem Erlös ihres Bettels mehrere Weiber anständig erhalten, andere nicht unbedeutende Summen vergraben haben sollen. Es herrscht unter den Blinden

ein Geiſt der Aſſociation; ſie betteln gewöhnlich zu vieren, und rufen dem Vorübergehenden zu: „Vier Blinde für einen Kreuzer!“ In der Zwiſchenzeit treiben ſie allerhand Späße und Schwänke. Häufig begegnet man Bettlern mit verſtümmelten Händen; dies ſind beſtrafte Diebe, doch ſchwächt der Umſtand das Mitleid nicht, ſie erhalten gleichen Antheil wie die übrigen. Auch den Europäer verſchmähen die Bettler nicht in Contribution zu ſetzen; ſie machen ihm das Compliment, das Mitleid des Frengi ſei größer als das des Muſelman, obgleich das Gegentheil wahr iſt.

Aeußerſt beläſtigend ſind die Faſten (rūzeh, siām) im Monat Ramazan; ſie unterbrechen Handel und Verkehr und erfordern eine vollſtändige Umwandlung der Lebensweiſe. Man wacht und ißt des Nachts, und ſchläft den ganzen Tag bis zum Sichtbarwerden der Sterne. Die Sunniten nehmen ſchon gleich nach Sonnenuntergang den Imbiß (iftār) und werden deshalb von den Schiiten beſchuldigt, die Faſten nicht zu halten, obwol ſie ſich im Durchſchnitt ſtrenger als die Schiiten kaſteien; denn abgeſehen von der großen Zahl der Sektirer finden ſich auch viele der Sufis keineswegs geneigt, die gebotenen Entbehrungen zu tragen. Müſſen ſie auch zum Schein an der Nachtmahlzeit theilnehmen, ſo laſſen ſie es ſich doch im geheimen auch am Tage ſchmecken. Wenn zwei ſolche Sünder, die einander recht gut kennen, ſich begegnen, ſo macht dennoch einer dem andern in vollem Ernſt Complimente über das magere Ausſehen, und man tröſtet ſich gegenſeitig, daß bereits ſo viele Faſttage abgelaufen, mithin nur noch wenige zu überſtehen ſeien. Abends ſtellen ſie ſich matt vor Hunger und betrachten mit ſcheinbarer Sehnſucht die Speiſen.

Während der Nacht wird im Koran geleſen; bei nahender Morgenröthe verkündet in den Städten ein Kanonenſchuß, daß man ſich von nun an der Speiſe und des Tranks

zu enthalten habe; darauf wird das Morgengebet verrichtet und man legt ſich zu Bett. Nachmittags füllen ſich die Moſcheen mit Andächtigen; andere verweilen bis Sonnenuntergang auf dem großen Platz, wo eine Art Markt oder Ausſtellung europäiſcher Waaren ſtattfindet.

Der Ramazan iſt unbedingt für nicht arabiſche Klimate eine höchſt widerſinnige Einrichtung. In einem Staat, deſſen meiſte Bewohner vom Ertrag der Arbeit leben, wo alſo die Geſchäfte ihren regelmäßigen Gang haben müſſen, erfordert er die größten Opfer an Zeit und Arbeitskräften. Er ruinirt ſowol die Geſundheit als das Hausweſen, denn die Erſparniß an Koſt iſt nur eine ſcheinbare, die Conſumtion iſt im Gegentheil größer und koſtſpieliger als in der gewöhnlichen Zeit, und viele Familien ſtecken ſich in Schulden, um dem Aufwand für Nahrung und Beleuchtung zu genügen. Leute, denen nothwendige ſchwere Geſchäfte obliegen, dispenſirt zwar das Geſetz vom Faſten; allein gerade dieſe verſchmähen in der Regel den Dispens, während Müßiggänger ſich ſelbſt dispenſiren oder durch vorgeſchützte Krankheit Mittel finden, von den gebotenen Entbehrungen Umgang zu nehmen.

Außer dem Freitag jeder Woche gelten als große Feſte: der Neujahrstag (ayde nawruz), das Opferfeſt (ayde ḳurbān), das Ramazanfeſt (ayde bairam); als kleine: der Geburtstag Mohammed's (ayde maulude peigæmber) und die vom jetzigen König beigefügten: der Geburtstag Ali's und das Feſt des Imam der Auferſtehung (imāme āchere zæmān), des Imam Mehdi. Im ſtrengen Sinn werden die Feſte jedoch nur von den zum Hofe Gehörigen, den Regierungsbeamten, Offizieren u. ſ. w. gefeiert; das Volk kennt mit Ausnahme des Neujahrsfeſtes keinen Feiertag. Am Freitag ſind alle Bazare geöffnet, die Gewerbs- und Handelsleute gehen ihren Geſchäften nach, der Landmann bearbeitet ſein Feld wie an den übrigen Wochentagen. Der König und

die Gouverneure aber ertheilen Freitags und an sonstigen Festtagen feierliche Audienz (salam), die Minister und Würdenträger lassen sich Glückwünsche darbringen; die gebräuchliche Formel lautet: „Ayde schumā mæbārek bād.“ Allgemein, von hoch und niedrig, wird nur der Nauruz nebst den darauffolgenden Tagen festlich begangen.

Das Opferfest fällt auf den 10. des Mondmonats Zilkadeh und trifft daher nach einem Cyklus von Jahren mit dem Versöhnungstag der Juden zusammen. Beiden liegt dieselbe Tradition, das Opfer Abraham's zu Grunde, nur daß die Moslims Ismael für Isaak substituiren. Während bei den heutigen Juden das symbolische Opfer sich auf das Schlachten einiger Hähnchen am Vorabend des Festes beschränkt, wird es von den Muselmanen im großartigen Maßstab ausgeführt. Ganze Heerden von Opferschafen werden in die Städte getrieben; in manchen Häusern schlachtet man deren zehn, und es gibt kaum eine Familie, welche nicht wenigstens ein Schaf opfert. Fleisch ist daher um diese Zeit so häufig, daß, obgleich jeder Arme nach Belieben davon holen kann, doch noch vieles verdirbt und auf die Straße geworfen wird. Hier bleibt es sammt den Resten und Eingeweiden mehrere Tage liegen, denn die Hunde und Schakale vermögen die großen Massen nicht so rasch zu consumiren, und es entstehen infolge dessen fast immer Dysenterien und andere Krankheiten. Wird das Opferfest im Sommerlager des Schah gefeiert, so muß der Platz am folgenden Tag geräumt werden, da die verpestete Luft und das von hineingeworfenen Eingeweiden verunreinigte Wasser längern Aufenthalt daselbst unmöglich machen. In Jahren, wo die Cholera herrscht, kann man stets nach dem Fest eine gesteigerte Heftigkeit der Epidemie wahrnehmen. Gleich dem Fastnachtsochsen in Paris, wird in Teheran ein Kamel mit Musik und unter großem Gepränge durch die Straßen

geführt. Früher wurde es von dem König ſelbſt geſchlachtet, jetzt iſt dieſes Amt einem nahen Anverwandten aus der königlichen Familie übertragen; eigenhändig ſchlachtet der Schah nur einige Schafe, die ihm zu dem Zweck vorgeführt werden.

Zu den Feſten ſind ferner die Paſſionstage (jaum äschureh) in den erſten zehn Tagen des Monats Muharrem zu rechnen, an welchen die Paſſionsvorträge (taazieh) und Paſſionsſpiele (taazieh-schæbih) zum Andenken an die Niederlage und das Märtyrerthum der Aliden bei Kerbelah abgehalten werden. Sie gleichen einer allgemeinen Landestrauer, jedermann legt ſchwarze Gewänder an, Proceſſionen durchziehen die Stadt und beſingen in düſtern Weiſen mit dem ſtets ſich wiederholenden Refrain: „Ai Hussein, ai Hassan!“ die Leiden der verehrten Opfer. Bei dem Refrain ſchlagen die Kinder aufhüpfend zwei hölzerne Rollen taktförmig aneinander, während die Erwachſenen ſich mit der flachen Hand ſo feſt an die Bruſt ſchlagen, daß der Schall weithin gehört wird und die getroffenen Stellen noch lange mit Blut unterlaufen ſind. Die Berber aus Kabuliſtan und Kaſchmir, von denen eine beträchtliche Zahl das Berberviertel in Teheran bewohnt, und andere Wallfahrer aus fernen Gegenden, die an den Umzügen theilnehmen, geiſeln ſich ſogar die Bruſt mit Ketten. Der eintönige Geſang, die dumpfen Schläge an die Bruſt, das Zuſammenſchlagen der Holzcylinder und das Raſſeln der Ketten ertönen oft ſchaurig bis ſpät nach Mitternacht in den Straßen.

An vielen öffentlichen Plätzen der Städte ſieht man Circus (tækkieh), welche durch fromme Stiftungen gebaut und erhalten werden. In der Mitte des umſchloſſenen Raums erhebt ſich eine Plattform, die Bühne zur Aufführung der Paſſionsſpiele. Zu den Feſttagen werden die innern Wände des Circus mit geblümtem Kattun und

mit Shawls decorirt; als Dach wird eine große Zeltdecke (tschäder-pusch) darüber ausgespannt. Auf breiten Gestellen prangen chinesische Schüsseln und Vasen von hohem Werth, europäische Krystallgläser, Kandelaber u. s. w., die aus den Nachbarhäusern zur Verherrlichung der Imams entlehnt werden. Auch ich wie andere Europäer wurden oft angegangen, unser Scherflein zur Ausschmückung beizutragen. Mit besonderm Luxus sind die Tekkiehs des Ministers und des Königs decorirt; der Staat schießt bedeutende Summen zu, die kostbarsten Gefäße und Krystalle aus der königlichen Schatzkammer bedecken die Gestelle, und den Acteurs, welche die Pagen Jezid's, des Besiegers der Aliden, vorstellen, werden die Kronjuwelen unter Bewachung anvertraut. Sänger (ruzichān) kommen aus allen Theilen des Reichs herbei; berühmt sind die von Kaschan, sie erhalten für jede Vorstellung ein bedeutendes Entgelt. Da ihre Mitwirkung nur in einigen Scenen nöthig ist, so finden die Vorstellungen in den verschiedenen Stadttheilen zu verschiedenen Stunden statt; die Ruzichans reiten im Galop von einem Ort zum andern und treten oft an einem Tage in funfzehn verschiedenen Tekkiehs auf.

Der Cyklus der Aufführungen nimmt eigentlich neun Tage hintereinander in Anspruch, an deren jedem eine andere Reihe von Begebenheiten zur Darstellung kommt. Weil aber die Zahl der Acteurs nicht ausreicht, so dauern sie die vollen zwei Monate Muharrem und Sefer hindurch. Die Personen des Stücks — auch die weiblichen werden von verschleierten Männern dargestellt — erscheinen meist zu Pferde mit Panzerhemd und Helm; auch ganze beladene Karavanen ziehen über die Bühne. Manche Scenen sind von ergreifender Wahrheit und machen einen wirklich tragischen Effect, nur wird das Ganze zu sehr in die Länge gezogen. Die Zuhörer schluchzen und weinen; sie folgen der Handlung mit

ſo lebhafter Theilnahme, daß ſie die Perſon, welche den Jezid vorſtellt, zerfleiſchen möchten. In den unciviliſirten Gegenden von Luriſtan ſoll es wirklich vorgekommen ſein, daß ein Acteur ſein allzu täuſchendes Spiel mit dem Leben büßte; der Böſewicht pflegt daher, um die Illuſion abzuſchwächen, bei den ergreifendſten Scenen ſelbſt mitzuweinen.

Nach der Tradition ſoll ein europäiſcher chriſtlicher Geſandter im Lager des Jezid erſchienen ſein, um für die unglücklichen Opfer Fürſprache einzulegen, und da ſeine Bitten kein Gehör gefunden, er ſich zum Islam bekannt und ebenfalls den Märtyrertod erlitten haben. Auf dieſe Scenenreihe, welche am ſiebenten Tage aufgeführt wird, verwenden die Darſteller allen Witz und alle Erfindungsgabe. Der erſte europäiſche Geſandte, der an den perſiſchen Hof kam, trug ein Fernrohr bei ſich: darum hält man es für die Wahrheit der Darſtellung erforderlich, daß der Geſandte ſtets mit einem Fernrohr unter dem Arm auf der Bühne erſcheine. Zu ſeiner Coſtumirung werden Kleider von den Europäern entlehnt, wodurch nicht ſelten die lächerlichſten Caricaturen entſtehen. So ſah ich, wie der Geſandte (iltschi), mit ſeiner Tochter, einem Knaben in Crinoline und Damenkleidern, in einem Cabriolet ſitzend, vorfuhr; er ſtieg aus, das unvermeidliche Fernrohr unter dem Arm, ſang mehrere Arien und Duette und ſtarb endlich ſammt Fräulein Tochter den Märtyrertod. Einmal erſuchte auch mich der Kriegsminiſter, einige Kleidungsſtücke aus meiner Garderobe für den Iltſchi zu leihen; ich gab Frack und Hoſe, doch der Hut fehlte, da ich die perſiſche Mütze trug. Man behalf ſich mit einem vorräthigen öſterreichiſchen Dragonerhelm, und ſo erſchien der Geſandte in Frack und Helm.

Auch unter den Zuſchauern fehlt es nicht an komiſchen Auftritten; die armen Frauen, welche viele Stunden lang eingepfercht auf den Teppichen knien, gerathen bisweilen zur

Beluſtigung des ganzen Publikums in Streit; ſie fahren einander ins Geſicht, reißen ſich die Schleier herunter und laſſen nicht eher ab, bis ſie durch königliche Diener getrennt werden. Man ſagt, der Schah unterhalte eigene agens provocateurs, welche die Frauen zum Streit reizen müſſen.

Am achten Tage wird die Taazieh des Emir Teimur (Tamerlan) aufgeführt, vermiſcht mit luſtigen Schwänken und Farcen. Endlich am zehnten Tage findet auf einem großen öffentlichen Platz die Apotheoſe der Märtyrer ſtatt. An einem Seil fährt eine den Erzengel Gabriel vorſtellende Puppe herab und empfängt die Seelen der Imams, um ſie in die Gefilde des Paradieſes zu geleiten. Vorher laſſen die Großen ihre reichgezäumten und mit köſtlichen Shawls geſchmückten Galapferde auf dem Platze herumführen. Der Europäer hat hier Gelegenheit, manches edle Thier zu bewundern, das ihm ſonſt nie zu Geſicht gekommen wäre.

Die Sitte der Taaziehſpiele iſt ſo allgemein, daß ſich kein Großer ihr entziehen kann, obgleich ſie ſehr bedeutenden Koſtenaufwand verurſachen; denn abgeſehen von dem Entgelt für die Acteure, müſſen die Gäſte während der Vorſtellung mit Sorbets und nach derſelben mit einem ſplendiden Souper bewirthet werden. Da außerdem während der langen Zeit von zwei Monaten alle Geſchäfte ſtocken und die Arbeit zurückbleibt, ſo iſt es klar, daß auch dieſe Feſte viel zum Ruin des Hauſes und zur Verſchuldung der Familien beitragen.

Von Strenggläubigen werden übrigens die ſceniſchen Darſtellungen für unerlaubt, für eine Entheiligung der Imams und für Götzendienſt erklärt; ſie beſchränken die Feier der Paſſionstage auf die Vorträge (taazieh), welche darin beſtehen, daß ein Sänger vom Podium herab in Form von Recitativen die Paſſionsgeſchichte der Aliden abſingt. Die vortreffliche Modulation der Stimme nach dem Alter und Geſchlecht der handelnden Perſonen beweiſt, daß der Perſer

zum Schauſpieler geboren iſt. Dieſe Taaziehs beſuchen auch die Mullas, während ſie die Spiele zwar dulden, doch misbilligen. Nicht ſelten werden ſogar noch in andern Monaten des Jahrs infolge von Gelübden Taaziehſpiele aufgeführt. Man muß Augenzeuge geweſen ſein, um ſich von dem Enthuſiasmus des Publikums, beſonders des weiblichen Theils, für dieſe theatraliſchen Aufführungen einen Begriff zu machen.

Haben wir bisher von den mancherlei Uebertretungen der poſitiven Gebote (amer) berichtet, ſo geht aus dem Nachfolgenden hervor, daß ebenſo wenig die Verbote (nahf) ſtreng befolgt werden.

Ueber den häufigen Genuß berauſchender Getränke wird an einer andern Stelle unſers Buchs Ausführliches mitgetheilt werden.

Ein hazardiöſes Kartenſpiel iſt unter den höhern Ständen und deren Bedienſteten ſehr im Schwung; es heißt Kändſchefeh, auch Asbazi, und hat Aehnlichkeit mit dem ſogenannten Landsknecht. An den königlichen Hof werden bei Feſtlichkeiten oder Jagden einige Prinzen und Würdenträger zum Spiel geladen; es ſoll dabei manchmal ein Weib auf eine Karte gewonnen und verloren worden ſein. Leute aus den niedern Klaſſen ziehen ſich in die Ruinen (chærābāt) zurück, um dort der Leidenſchaft des Spiels zu fröhnen. Werden ſie von der Wache dabei ertappt, ſo droht ihnen die Strafe der Baſtonnade. Erlaubte Spiele ſind: das Trictrac (tæchte nard) und das Schachſpiel (schātrendsch). Die Schachfiguren heißen: König schāh, Königin vizir (der Name Vezier iſt ganz dem orientaliſchen Begriff angemeſſen, eine Königin kann nie in die Oeffentlichkeit treten und beſonders keine weiten Ausflüge machen), Thurm fil (Elefant), Ritter asp (Pferd), Läufer farsin, Bauer piādeh (Fußgänger); Schachmatt heißt schāh māt (nicht von dem arabiſchen Wort

mat, todt, ſondern von dem perſiſchen, welches, ähnlich dem deutſchen „matt“, abgeſpannt, zerrütteten Geiſtes bedeutet). Das Schachſpiel iſt in den beſſern Klaſſen ſehr beliebt, wird aber mit weniger Studium und Nachdenken geſpielt als in Europa, obwol die Regeln ganz dieſelben ſind. Junge Leute aus den niedern Klaſſen ſieht man ziemlich häufig beim Moraſpiel. Ein auf Kenntniß der klaſſiſchen Epigramme beruhendes Spiel beſteht darin, daß von dem einen ein kurzes Sinngedicht citirt wird, worauf der andere raſch ein ſolches herſagen muß, das mit demſelben Anfangsbuchſtaben beginnt, mit welchem das erſte endigte. Ich wohnte einem derartigen Wettkampf bei, der über eine Stunde dauerte, bis endlich kein paſſender Satz mehr aufgefunden wurde.

Das Verbot, Wucherzinſen zu nehmen, läßt ſich wol bei einem Nomaden-, nicht aber bei einem Handelsvolk, welches die Perſer ſind, aufrecht erhalten. Es wird daher gänzlich umgangen. Der geſetzliche Zinsfuß (tænzil) beträgt 12 Procent; bei den ungeregelten Ausgaben aber, durch koſtſpielige Heirathen, Feſte, Faſten, der Prunkſucht in den höhern Ständen und den alles Maß überſchreitenden Luxus der Frauen verurſacht, ſowie bei dem augenblicklichen Bedarf großer Summen, um durch Beſtechung eine Anklage niederzuſchlagen oder ein Amt zu erkaufen, darf es nicht befremden, daß Gelder zu weit höhern Zinſen, bis zu 80 Procent, und zwar mit monatlichem Zuſchlag der Zinſen zum Kapital, aufgenommen werden, und daß es kaum jemand in Perſien gibt, der nicht entweder Schuldner (gharsdār) oder Gläubiger (talabdar) wäre. Selbſt Prieſter leihen durch Vermittelung von Agenten Gelder auf hohe Zinſen aus. Der glückliche Zuſtand des Derwiſchthums, d. h. der Unabhängigkeit, wird mit den Worten bezeichnet: „Ne ghars dārem ne talab!“ (Ich bin weder Schuldner noch Gläubiger!) Die Zahl dieſer Glücklichen mag jedoch eine äußerſt geringe ſein.

Der Glaube an Zauberei, Hexenweſen (sæ'hr u dschādu) und Wahrſagerei (fāl) iſt nicht ſo allgemein, wie er etwa bei uns im Mittelalter geweſen. Ich hörte wol von Individuen ſagen, daß ſie im Verdacht ſtänden, mit Diws und Dſchins (böſen und guten Geiſtern) zu verkehren, doch nie, daß man ſie deshalb verfolgt oder beſtraft hätte. Wie allerwärts, ſind es auch hier die Frauen, welche zumeiſt dem Aberglauben huldigen, beſonders in Sachen der Liebe und Fruchtbarkeit, ſowie in Bezug auf Krankheit und die Sterblichkeit der Kinder; ſie glauben an den böſen Blick (bæd næzer), an die Möglichkeit, durch Bezauberung die Liebe des Mannes zu- oder abzuwenden; ſie behängen ſich und ihre Kinder mit ſchützenden Amuleten und Talismanen (taawiz, teles'm) oder ſuchen verderbenbringende an die Kleider ihrer Nebenbuhlerinnen und Feindinnen zu heften. Dieſe Amulete, allen drei Naturreichen entnommen, ſtehen zwar in unbeſtrittenem Anſehen, doch ſagt der gebildete Perſer lächelnd von ihnen: „Kāre zenāne est!“ (Sie ſind Sache der Frauen!) Anders verhält es ſich mit dem Befragen des Orakels (istechāre und fāl); denn wenige Perſer gehen an ein Unternehmen ſelbſt von geringer Wichtigkeit, ohne vorher das Schickſal um Rath zu fragen. Man bedient ſich dazu des Roſenkranzes oder des Koran und des Hafis, indem durch Einſtechen in das Buch eine Stelle aufgeſchlagen wird, oder einer Art Würfel (ræm'l); für letztere Procedur gibt es eigene Deuter, ræmmāl genannt. Nicht nur die Annahme einer Expedition, eines Commandos, des Gouvernements einer Provinz, ſondern auch das Eſſen eines Apfels, das Trinken einer Tiſane wird oft von der Iſtechare abhängig gemacht.

Ebenſo betrachtet man die Träume (chāb diden) als Hinweiſung auf kommende Dinge. Am feſteſten wurzelt jedoch der Aberglaube, daß gute und böſe Vorbedeutungen

(chusch und bæd ḳadam) an drei Dingen ſich kundgeben: an der Frau, dem Pferde und dem Hauſe. Begegnet dem Perſer bei Erwerbung eines derſelben etwas Günſtiges, ſo entledigt er ſich ihrer um keinen Preis; ſtößt ihm hingegen etwas Uebles zu, ſo ſucht er ſie ſo raſch als möglich wieder los zu werden. Manche Frau des Schah mußte blos deshalb den Harem verlaſſen, weil ſie „bæd ḳadam" war. Rappen und Pferde mit einem weißen Hinterfuß bringen Unglück. Die Zahl 13 iſt beſonders ſchlecht angeſchrieben, der Kaufmann vermeidet ſogar ſie beim Zählen zu nennen, auf 12 läßt er ziādeh, d. i. plus, und ſodann gleich 14 folgen. Jeder Tribus hat ſeine eigenen glücklichen und unglücklichen Wochentage. Doch nirgends findet ſich der Glaube an Geſpenſter, für welche auch die Sprache kein Wort beſitzt. Oft hört man Märchen von menſchenfreſſenden, in Wüſten hauſenden Ghuls, den Werwölfen in europäiſchen Sagen entſprechend.

Ein im ganzen Orient üblicher Brauch iſt es, an gewiſſen Moſcheen, Bäumen, Steinhaufen oder auf hohen Bergen kleine Fetzen der Kleidung als Vota anzuheften (vota suspendere).*) In Teheran ſteht nahe dem Schemiranthor eine Kapelle, deren Gitter mit Tauſenden von Lumpen behangen iſt, und auf dem Wege nach Abegerm am Demawend ſah ich eine einzelnſtehende mächtige Juniperus excelsa, an der kein Vorüberziehender ein Stück aus ſeiner Kleidung hängen zu laſſen verſäumt. Der ihm zugeſchriebenen Heiligkeit verdankt der Baum ſeine Erhaltung. In Ermangelung eines Baums trägt auch an gewiſſen Stellen jeder Reiſende einen Stein herzu; mit der Zeit entſteht eine Pyramide, und in ihrem Schutz wächſt bald ein Rhamnus auf, an welchem dann die Vota befeſtigt werden.

Für beſonders vertraut mit den Diws und Dſchins

*) Vgl. Kremer, Aegypten (Leipzig 1863), S. 151.

gelten die Schlangenbeschwörer: Derwische, welche allerlei giftige Schlangen, Skorpione und Warnechsen auf öffentlichen Plätzen produciren. Sie reizen die Thiere, schlingen sie sich um den Hals, stecken die Hand in ihren Rachen, und theilen, unter Anrufen der Dschins und Afrit (Kobold), auch andern Personen für ein Entgelt die Unverletzlichkeit (afsun) vom Biß giftiger Thiere mit. Manche behaupten, das Affun nur in der rechten oder linken Hand zu besitzen, sodaß sie nur mit dieser giftige Thiere berühren und fangen könnten.

All dergleichen Beschwörungen und Zauberkünste sind vom Gesetz verpönt; allein sie finden in der Praxis mehr Anerkennung als die Religion, welche sie verbietet.

Allgemein respectirt wird nur das Verbot, Schweinefleisch und das Fleisch von erstickтem Vieh zu genießen. Der Orientale, auch der im Orient lebende Christ, hat eine ausgesprochene Antipathie dagegen. Jedes Thier, von dem er genießen soll, muß so geschlachtet sein, daß dem Blut gehöriger Abfluß gestattet wurde. Er weicht hiervon nur im äußersten Nothfall ab, denn die Macht der Gewohnheit und der Ekel, der ihm von Kindheit auf gegen diese Speisen eingeflößt wird, unterstützen das religiöse Verbot.

Von den Schiiten wenig unterschieden ist die Sekte der Scheichi. Sie hat ihren ursprünglichen Sitz in Kirmanschah, wo viele schlagfertige Männer mit den Waffen für ihre Lehre einstehen; doch leben auch Anhänger derselben in verschiedenen Städten zerstreut, selbst in der Residenz. Trotz der Anfeindungen von seiten der Mulas wußten die Scheichi ihre Gleichberechtigung zu behaupten; sie besitzen eine Moschee in Teheran und Priester, welche Predigten halten. Eine vorgeschlagene Disputation mit den Schiehpriestern wurde von diesen nicht angenommen. Ihre Lehre beschäftigt sich vornehmlich mit subtilen Untersuchungen über die Form der Existenz des Imam Meihdi, welcher am Tage der

Auferstehung erscheinen soll, und erinnert dadurch an die Sophismen der byzantinischen Kirche. Wie jede neue Sekte zeichnen sich die Scheichi durch Fanatismus und Starrsinn aus; daher die Civilisation nichts von ihnen zu hoffen hat.

Unter dem Namen Ali Allah versteht der Perser alle die verschiedenen Sekten, welche an die Incarnation Ali's glauben: sowol diejenigen, welche ihn als die unmittelbare Incarnation Gottes, als die, welche nur die mittelbare durch Abraham, Moses, David und Jesus Christus annehmen. Obgleich sie sich zu den Moslems rechnen, leugnen sie doch die Gültigkeit des Korans, verrichten nicht das Gebet und halten sich weder an die Speise- noch an die Reinigungsgesetze. Des letztern Umstandes wegen können die Europäer leichter mit ihnen verkehren und wählen deshalb meist Ali Allahs zu Dienern. Ihr Hauptsitz ist in und um Kirmanschah, wo sie öffentlich auftreten und ihr geistliches Oberhaupt residirt, dem sie übermenschliche Verehrung zollen. Ich sah diesen Hierarchen einst in einer Audienz des Königs. Der Schah empfing ihn zwar nur im Garten, zeigte sich aber sehr gnädig und ertheilte ihm beim Abschied die Ehre des Chalaats. Man erzählt sich in Persien die abenteuerlichsten Geschichten von diesen Sektirern. Sie sollen unbeschädigt durch das Feuer passiren und ihre Kinder ohne Nachtheil von hohen Stockwerken herabstürzen können: Märchen, welche wol, da sie so oft unter Garantie des Augenscheins wiederholt werden, in bei ihnen eigenthümlichen Ceremonien ihren Ursprung haben mögen. Ali Allahs sind über das ganze Land zerstreut, besonders viele wohnen in der Stadt Demawend. Der Zweig, welcher sich den Namen Däwudi beilegt, hat die Gegend um Kaswin inne und die Dörfer, welche gegen Resht zu liegen.

Sunniten befinden sich auch in beträchtlicher Anzahl

in Kurdistan, in Azerbeidschan, am Persischen Golf, in Talisch und am Kaspischen See.

Viel Aufsehen erregte in neuester Zeit die Sekte der Babis. Ihr Stifter, ein gelehrter Seïde (Propheten-Abkömmling), nannte sich bâb eddin (Pforte des Glaubens). Er schrieb einen Kanon in arabischer Sprache, leugnete den Koran, führte den Communismus der Güter und die volle Emancipation der Frauen ein, und lehrte, daß, wer für die Vertheidigung und die Ausbreitung des von ihm verkündeten Glaubens falle, unsterblich sei und im Moment des Todes an einem andern Ort wieder auflebe.

Diese Lehre, eine Erneuerung und Fortsetzung der in der Sassanidenzeit von Mäzdak aufgestellten Dogmen, gewann bald zahlreiche Anhänger in Schiraz, Masanderan, Ardistan, Sendschan und in andern Städten, vornehmlich unter den Seïden, den Gelehrten des Reichs. Auch viele durch Geist und Wissen ausgezeichnete Frauen schlossen sich ihr an; unter ihnen ward besonders die gelehrteste Frau Persiens, Gurret el ayn (Augenweide), als eifrige Bekennerin genannt. Die einen traten aus Ueberzeugung zu der Sekte über, andere ließen sich im Rausch, vom Genuß des Haschisch in einen Zustand der Seligkeit versetzt, dazu werben. Demnach wurde dieses Narkotikum von den Babis zu gleichem Zweck wie von den Assasinen benutzt.

Im Anfang der Regierung des Nassereddin Schah beging der Großvezier Emir nizam den Fehler, daß er den Babeddin, weil er seine Lehren nicht widerrufen wollte, anstatt ihn als Schwärmer und Narren durch Einsperrung unschädlich zu machen, zum Tode des Erschießens verurtheilte. Bei der Execution, welche in Tabris stattfand, wurde der Delinquent gegen eine Mauer gestellt, und eine kleine Abtheilung Soldaten hatte auf Commando zu schießen. Da aber die Soldaten wahrscheinlich sehr ungern dem Befehl

gehorchten, drückten sie ohne zu zielen ihre Gewehre ab. Babeddin benutzte den entstandenen Pulverdampf, um durch das Loch einer Wasserleitung zu schlüpfen. Zu seinem Unglück und zum Glück des Landes wurde er jedoch auf der andern Seite der Mauer entdeckt und nun wirklich erschossen. Wäre er nicht aufgefunden worden, so hätte das Volk unbedingt an seine Himmelfahrt geglaubt, und dieses Wunder hätte hingereicht, den größten Theil der Bevölkerung zu seiner destructiven Lehre zu bekehren, da man ohnehin, von der herrschenden Religion unbefriedigt, sich nach etwas Neuem sehnt.

Bald nach dem Tode Babeddin's erhoben seine Anhänger die Fahne der Empörung. Sie nahmen mehrere feste Orte in Masanderan und kämpften mit Löwenmuth, sodaß sie nur durch die ungeheuere Uebermacht und erst nach langen Kämpfen erdrückt werden konnten. Einzelne, obgleich schlecht befestigte Orte, wie Sendschan, hielten sie viele Monate gegen die Kanonen der königlichen Truppen; allein sie wurden endlich völlig besiegt, und damit schien die Sekte erloschen.

Als im Spätsommer 1852 der Schah in Begleitung von etwa 500 Mann Garde von seinem Lustschloß Niaveran aus einen Spazierritt unternahm, kamen drei Männer auf ihn zu, wovon der eine à bout portant eine Pistole auf ihn abfeuerte. An das parthische Reiterkunststück gewöhnt, glitt der Schah im Nu unter den Bauch seines Pferdes; die Garde, wie Ein Mann zurückweichend, überließ ihn seinem Schicksal, denn alle waren der Meinung, er sei todt herabgesunken und auf Anstiften eines Prätendenten ermordet worden; wegen einer Leiche aber es mit den Lebenden zu verderben, hielt man für überflüssig. Nur ein fremder Diener bemerkte, daß der Schah sich regte; er trat beherzt hinzu und ergriff einen der Mörder. Es entstand ein Kampf,

in welchem der Diener einen Dolchstich in den Bauch erhielt; unterdessen traten aber andere hinzu, packten die Mörder — und der König war gerettet. Wie sich ergab, hatten ihn nur einige kleine Schrotkörner in der Gegend der Gesäßmuskeln getroffen. In den Attentätern erkannte man fanatische Babis, welche den Tod ihres Propheten rächen wollten. Die Pistolen und die Munition, deren sie sich bedient, waren aber so schlecht, daß sie nur durch ein Wunder ihr Ziel hätten erreichen können. Der Schah zeigte sich sogleich dem Volk, um allen böswilligen Gerüchten zuvorzukommen. Einem Prinzen, der ihm Glück wünschte, daß Gott ihn gerettet habe, erwiderte er: „Allerdings hat Gott mich gerettet, denn ihr habt mich sämmtlich im Stich gelassen."

Nun begannen die Verfolgungen. Man bestärkte den Schah in dem Glauben an ein weitverzweigtes Complot der Babis; man hinterbrachte ihm, unter den Regimentern, Staatsbeamten, Leibdienern, Priestern, Lehrern, Garden, in jedem Hause befänden sich Sektirer und er sei keinen Augenblick mehr seines Lebens sicher. Sogar die Frau des Großveziers, die aus Masanderan gebürtig war, beschuldigte man, zu der Sekte zu gehören; mit mehr Grund wurde der Oberste der Läufer, Schatir baschi, und seine Familie der Ketzerei angeklagt. Von allen Seiten in Angst und Schrecken gesetzt, verfiel der Schah auf ein macchiavellistisches Mittel zur Ausrottung der Verschwörer. In Teheran lebte der Oberste der königlichen Farasche (færasch bäschi), Hadschi Ali Chan, ein Mann ohne Herz und auf Commando zu jeder Grausamkeit bereit; ihm gab er den Befehl, alle Babis auszuforschen und ins Gefängniß zu werfen. Dann verordnete er, jedem Corps, jeder Branche des Civil- und Militärstandes solle wenigstens ein Babi zur Hinrichtung übergeben werden, damit, falls in einem oder dem andern Corps noch heimliche Anhänger der Sekte wären, sie sich

durch die Theilnahme an der Execution für immer bei ihren Glaubensgenossen compromittirten. Dieser Plan wurde auch ausgeführt. Hadschi Ali, ein erfinderischer Kopf, ersann die gräßlichsten, qualvollsten Todesarten. Das Wegblasen vor der Kanonenmündung wurde als zu gelind nur einmal angewandt; man amputirte stückweise, räderte, brannte, trieb Hufeisen in die Sohlen und zwang den Gemarterten damit zu tanzen, bohrte Löcher in den Leib und steckte brennende Kerzchen hinein u. s. w., und mit aller Strenge wurde darauf gehalten, daß jeder einzelne im ganzen Corps sich bei Verübung der Martern betheiligte. Die Märtyrer bewiesen den Muth und die Standhaftigkeit des Fanatismus; keiner widerrief, keinem entschlüpfte ein Schmerzensschrei. Ich war Zeuge von der Hinrichtung der Kurret el ayn, die vom Kriegsminister und seinen Adjutanten vollzogen wurde; die schöne Frau erduldete den langsamen Tod mit übermenschlicher Stärke.

Viele andere wurden unter der Anklage des Babismus von Hadschi Ali ihres Vermögens beraubt, und auch in den Provinzen vollstreckten die Gouverneure massenhafte Executionen. Dennoch dürfte die Gefahr für das Land wie für den König keineswegs beseitigt sein. Die Anhänger Bab-eddin's besitzen das von ihm verfaßte Gesetzbuch*), sie haben einen Propheten und viele Märtyrer, also den vollständigen Apparat zu einer festgegründeten Religion. Sie zogen sich in die entfernten Provinzen zurück und verbergen nach dem schiitischen Grundsatz (takkieh) ihren wahren Glauben; andere flüchteten nach Kerbelah, wo sie vielleicht auf eine neue Schilderhebung sinnen.

---

*) Ein Exemplar dieses Kanons befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Teheran; eine Abschrift davon soll für die kaiserliche Bibliothek in Petersburg genommen worden sein.

Von den andern Religionsgenossen: den Armeniern, Juden und Gebern, war schon im Anfangskapitel die Rede. Es wäre nur noch zu erwähnen, daß am Urumiesee die Lazaristen und die Methodisten sich das Seelenheil einiger armer fleißiger Chaldäer-Nestorianer streitig machen, und daß es ihnen bereits gelungen ist, unter dieser kleinen Heerde viel Zwietracht und Bruderkampf zu stiften — ad majorem Dei gloriam!

XI.

Bäder und Begräbnißstätten.

Oeffentliche Bäder. Der Dalak (Badediener). Das Färben der Haare. Badeproceduren. Die Frauenbäder. Vorzüge und Nachtheile des persischen Bades. Tod und Beerdigung. Friedhöfe. Transport der Leichen nach den heiligen Orten.

A. Bäder.

Im engen Zusammenhang mit dem religiösen Leben der Perser stehen die Bäder (hammām, gærm-ābe, warmes Wasser); denn sowol durch die geschlechtliche Vermischung, die Menstruation, das Gebären, überhaupt durch jede Krankheit, als auch durch das Berühren für unrein geltender Gegenstände, wie Blut, Eiter, Cadavertheile, Hunde u. s. w., wird der Körper gesetzlich unrein (nedschis), und in allen diesen Fällen muß er der Reinigung durch das Bad unterzogen werden. Aber auch abgesehen von den rituellen Bestimmungen sind Bäder dem Orientalen ein unentbehrliches Bedürfniß; ohne sie kann er sich keinen Comfort für möglich denken, und er verwendet daher auf den Bau und die Erhaltung derselben große Sorgfalt. Es gibt öffentliche und private Badeanstalten. Erstere verdanken ihr Dasein und ihre Unterhaltung frommen Stiftungen; letztere dienen zwar

mehr zum eigenen Gebrauch des Besitzers, stehen aber zu gewissen Stunden für Entgelt auch dem Publikum offen.

Die Heizung geschieht mit getrocknetem Pferdemist; ein mit Rohr geschichteter Düngerhaufen läßt immer auf die Nähe eines Bades schließen. Den Eingang des Gebäudes schmücken Abbildungen, gewöhnlich die Heldenkämpfe Rustan's mit den Diws darstellend, wobei die beliebteste Figur ein vom Sieger mittendurch gespaltener Reiter zu sein scheint, dessen eine Hälfte bereits vom Pferde sinkt, während die andere sich noch aufrecht hält. Die Bäder selbst befinden sich in gewölbten Souterrains, welche das Licht von oben durch zahlreiche gläserne Halbkugeln empfangen. Das erste Zimmer heißt das Kühlzimmer (ser-e-hamam). Um einen in dessen Mitte sprudelnden Springbrunnen zieht sich rings an den Wänden eine mit Teppichen bedeckte Balustrade hin. Hier entkleidet man sich und schürzt ein Tuch (lung) um die Lenden. Dann tritt man in das zweite Zimmer. Es enthält ein großes, mit Wasser gefülltes Bassin, unter dessen aus einer mächtigen Bronzeplatte (tun) bestehendem Boden ein gelindes Feuer brennt. Für die gesetzliche Reinigung (wuzu) genügt mehrmaliges Untertauchen in diesem Bassin. Das zu einer bestimmten Quantität darin befindliche Wasser wird nicht erneuert, ob auch hundert Personen nacheinander baden, denn es kann der mohammedanischen Satzung gemäß, trotz der Ueberfüllung mit animalischen Substanzen, nie unrein werden.

Gilt es jedoch, der Gesundheit oder Annehmlichkeit wegen ein Bad zu nehmen, so begibt man sich in das dritte Zimmer. Der Fußboden desselben besteht aus Ziegel- oder Marmorsteinen, welche mittels unterirdischer Röhren durch Wasserdampf erhitzt werden. Man wird sogleich von dem Dalak (Bader und Kneter) in Empfang genommen und verbleibt ihm wenigstens zwei volle Stunden zur unbeschränkten

Dispoſition. Der Dalak gießt Waſſer auf die heißen Ziegel, um etwas Dampf zu erzeugen; doch iſt die Dampfmaſſe keineswegs ſo groß wie in dem gewöhnlichen ruſſiſchen Bad. Hierauf breitet er ein Tuch (lung) auf dem Boden aus, rollt ein anderes als Kopfkiſſen zuſammen und heißt den Badenden ſich niederlegen. Nun beginnt die Haarfärbung. Jeder Perſer färbt ſowol Haupt- und Barthaar wie die Augenbranen bis ins höchſte Alter, theils zur Verſchönerung, theils weil er der Meinung iſt, das Haar dadurch zu ſtärken und zu conſerviren. Jedenfalls können die dort gebräuchlichen Färbemittel dem Haarwuchs nicht ſchädlich ſein, denn Kahlköpfigkeit findet man äußerſt ſelten, nur infolge des überſtandenen Erbgrindes; hingegen iſt der ſtarke und volle Bartwuchs der Perſer als eine nationale Eigenthümlichkeit berühmt. Das ſchwarzgefärbte Haar gibt den Männern ein jugendliches Ausſehen, welches einen Fremden in Betreff des Alters leicht irreführt. Auch die dort lebenden Europäer färben ſich das Haar, um der Sitte und den Schönheitsanſprüchen des Landes zu genügen.

Zum Zweck der Färbung werden die Haare mittels dreimaliger Waſchung mit Seife vom Fett gereinigt und dann mit der Paſte von Henna eingerieben. Henna iſt ein mit lauem Waſſer angerührtes Pulver der Lawsonia inermis, welche von vorzüglicher Güte in der Nähe der Stadt Yezd gedeiht, in Ispahan ſortirt und gemahlen wird und von da aus in den Handel kommt. Die Paſte muß wenigſtens eine Stunde liegen bleiben; Frauen, die nicht von Geſchäften gedrängt ſind, laſſen ſie oft 4—6 Stunden einwirken. Danach wird ſie mit lauem Waſſer abgeſpült. Dunkele Haare nehmen davon eine cochenillenartige Nuance an, während helle ſich brennend hochroth färben. Diejenigen, welche dieſe Hennafarben lieben, ſtehen von jeder fernern Operation ab. Die meiſten jedoch wollen ein glänzendes

Rabenschwarz erzielen und bedienen sich dazu der Paste von Reng, des Pulvers einer Indigofera, welche in Arabistan in der Nähe von Schuschter und Disful cultivirt wird. Das gemahlene Pulver ist sehr hygroskopisch, bäckt leicht zusammen und verliert dann mit der erbsgrünen Farbe auch seine Kraft. Gutes Reng muß, mit lauem Wasser angemacht, in kurzer Zeit tiefblau werden und an der Oberfläche pfauenschwanzfarbig anlaufen. Die Reng-Pasta bleibt ebenfalls eine Stunde lang auf den Haaren liegen; mehrere Stunden nach der Abspülung entsteht Oxydation, welche die tiefste und so festhaftende Schwärze erzeugt, daß sie durch keine Säuren und Alkalien wieder entfernt werden kann. Nur wegen des Nachwuchses bedarf es von Zeit zu Zeit einer Wiederholung der Procedur. Um den eigenthümlichen Glanz, welchen die Henna hervorbringt, zu erhalten, wird von manchen nach der Anwendung des Reng das Haar wieder noch eine Viertelstunde mit Henna behandelt.

Frauen und hier und da auch Männer lassen sich außer den Haaren die Handteller und Fußsohlen, besonders aber die Nägel im Bade mit Henna färben, wodurch diesen Theilen ein orangegelbes Aussehen gegeben wird, das im Orient sehr beliebt ist. Die Farbe dringt dabei nur in die dicken Epidermis- und Hornschichten dauernd ein, von den dünnen, z. B. an den Grenzen der Stirn, läßt sie sich mittels eines eingeseiften Wollbeutels leicht wieder abwaschen.

Eine tiefblaue Färbung der Augenbrauen wird dadurch erzeugt, daß man dieselben tagelang mit einer Masse aus grobgemahlenen Indigoblättern (wasmeh) belegt.

Mittels Henna werden auch die Schweife der königlichen Pferde gefärbt und Schimmel zu Goldfüchsen umgewandelt, oder durch auf den Leib gelegte Schablonen mit Figuren von Quasten und Troddeln bemalt.

Endlich wendet man die Henna bei erfrorenen Gliedern,

Contuſionen, Abſchürfungen und leichten Gelenkentzündungen als vermeintliches Hautſtärkungsmittel an.

Während der Zeit, welche die Färbung erfordert, beſchäftigt ſich der Dalak mit den übrigen Manipulationen. Er entfernt mit einem Meſſer die überflüſſigen Haare an den Extremitäten und am Kopf. Prieſter, überhaupt Leute, welche noch den Turban tragen, laſſen ſich das Haupt eigentlich ganz kahl raſiren. Nach der neuern Mode bleiben jedoch die Partien um die Schläfe und am Wirbel unberührt; erſtere werden in zwei Locken vor und hinter dem Ohr, letztere zu einem Schopf oder einer Art chineſiſchem Zöpfchen vereinigt. Die Frauen behalten ihr volles Haupthaar. Auch von den Genitalien und aus den Achſelhöhlen müſſen nach dem Ritualgeſetz die Haare entfernt werden, damit kein Schmuz oder excrementeller Stoff an dieſen Theilen hafte. Dies geſchieht mittels einer Paſte von Auripigment und Kalk (nureh). Hierauf reibt der Dalak mit einem polirten Lavaſtein (senge pā, Fußſtein) die Fußſohlen, um ſie von überflüſſigen Epidermislagern zu befreien. Der ganze Leib aber wird mit den Händen tüchtig durchgeknetet, alsdann mit einem rauhen Wollbeutel abgerieben, endlich ganz mit Seifenſchaum bedeckt, welcher der Haut eine weiche, ſammtartige Oberfläche verleiht. Zuletzt werden die einzelnen Gelenke, beſonders die Wirbelſäule, nochmals durchwalkt und ausgeſtreckt. In dem Orientalen erzeugt die Procedur, welche ihn in einen Zuſtand von Ermattung (langueur) verſetzt, angenehm wollüſtige Empfindungen. Nachdem der Körper wiederholt mit lauem Waſſer abgeſpült worden, taucht der Gebadete zum Ueberfluß noch einmal ins Baſſin des zweiten Zimmers. Im erſten Zimmer wieder angelangt, wird er mit Tüchern bedeckt und von den Dienern einer abermaligen ſanften Knetung (muschte māl) unterzogen, um den Körper zu trocknen und die Hautthätigkeit zu beleben, wonach er

die Kleider anlegt und die Anstalt verläßt. Beim Heraustreten spürt man in den ersten Momenten eine ziemliche Mattigkeit, die jedoch bald dem Gefühl allgemeinen Wohlbehagens Platz macht. Ist man recht angegriffen von einem starken Ritt, so genügt ein solches Bad, um dem Körper seine frühere Spannkraft zurückzugeben.

Von vielen Frauen werden die Bäder als Versammlungsorte zur Unterhaltung und zum Austausch von Stadtneuigkeiten benutzt; sie bringen oft halbe Tage darin zu, Scherbets schlürfend oder mit Musik und Gesang die Zeit vertändelnd. Die Sitte, sich in den Bädern zu tätowiren (chäl), d. h. an Kinn, Hals, Brust und um den Nabel Figuren und Blumenstöcke einzuätzen, ist bei den Frauen heutiger Zeit immer mehr im Abnehmen.

In gemeinschaftlichen Bädern bleiben die Morgenstunden ausschließlich für Frauen reservirt. Die Eröffnungszeit wird in jedem Stadtviertel durch ein Trompetensignal verkündet. Da die öffentlichen Badeanstalten, wie erwähnt, durch Fundationen erhalten werden, ist der Preis eines Bades sehr gering. Wegen des religiösen Charakters, den der Perser den Bädern beilegt, verbietet er Nichtmohammedanern deren Benutzung, selbst der Eintritt wird von Fanatikern ungern gesehen. In der Türkei dagegen steht ihr Gebrauch jedermann, auch den Christen, frei.

Ein persisches Bad reinigt allerdings den Körper am gründlichsten; es leistet auch bei Ermüdung durch Strapazen sowie in manchen rheumatischen Leiden gute Dienste; unleugbar aber erschlafft und verweichlicht es bei häufigem Gebrauch, und es kann deshalb seine Einführung in Europa zu andern als medicinischen Zwecken nicht empfohlen werden. Nachahmungswerth ist nur die Billigkeit der öffentlichen Bäder und ihre gleichmäßige Vertheilung in den verschiedenen Stadtbezirken, ferner das Abreiben des Körpers mit einem

rauhen, härenen Beutel; denn es wird dadurch eine ſo durchgreifende Reinigung der Haut bewirkt, wie ſie durch gewöhnliche Wannenbäder nie zu erreichen iſt.

Dem Orientalen gilt jedoch ſein Bad als unerlaßliches Erforderniß zu einem behaglichen Daſein. Spricht er von den Annehmlichkeiten eines Aufenthaltsorts, ſo hebt er zuerſt hervor, daß dort gute Bäder zu haben ſeien. Ebenſo beurtheilt er die Größe und Mächtigkeit einer Stadt nach der Zahl von ſchönen, mit Marmorplatten ausgelegten Bädern, welche ſie beſitzt.

Unter den Badedienern findet man viele Neger; ſie widerſtehen dem ſchädlichen Einfluß der lauwarmen Dämpfe beſſer als die Weißen, von denen die meiſten an Gelenkkrankheiten und an gefährlichen Dyſenterien erkranken. Von dem Misbrauch der Bäder zur Befriedigung der niedrigſten thieriſchen Leidenſchaft, der bekanntlich in der Türkei ſehr verbreitet iſt, halten ſich die Perſer frei.

B. Begräbnißſtätten.

Der Perſer erwartet den Tod mit bewundernswerther Faſſung und Ruhe. Nie ſah ich dort jene qualvolle Todesangſt, wie ſie dem Arzt in Europa ſo häufig am Krankenbett entgegentritt. Seine Ruhe gründet ſich jedoch nicht auf das Bewußtſein eines gottgefälligen Lebenswandels und die Zuverſicht in eine beſſere Welt verſetzt zu werden, denn ich beobachtete ſie nicht minder bei Verbrechern, denen ihr Todesurtheil verkündet war, ſondern ſie wurzelt in dem Glauben an ein unabänderliches Fatum, das erfüllt werden muß, ohne deſſen Zuſtimmung, wie Saadi ſich ausdrückt, ſelbſt der Fiſch auf dem Trockenen nicht ſterben kann. Auch die Sorge um das Los der Zurückbleibenden ſtört nicht die Ruhe des ſterbenden Perſers, ſo ſehr er auch im Leben an der Familie hängt; iſt er doch ſicher, daß nach ſeinem Tode ein

anderer Familienchef den leergewordenen Platz ausfüllen wird, daß seine Kinder von den Verwandten aufgenommen und versorgt, daß seine Frauen durch Wiederverheirathung ihren Lebensbedarf decken werden. Er macht zwar in Gegenwart eines Mula sein Testament (wassiet), doch betrifft dasselbe mehr Legate zur Anlage von Brücken, Karavanserais, Moscheen, Madrasses u. s. w., als die Vertheilung seiner Güter unter die Erben, da das Erbrecht durch feste gesetzliche Bestimmungen geregelt ist. Wenige unterlassen es, eine Summe für den Transport ihrer Leiche an eine der heiligen Grabstätten festzusetzen. In den letzten Augenblicken umgeben die Koranleser (ḳāri) das Lager des Sterbenden, mit lauter Stimme die wohltönenden Verse des heiligen Buchs vorlesend.

Sowie der letzte Lebenshauch (ræmæḳ) entflohen, beginnt das officielle Geheul der Frauen, welche Wüthenden gleich umherfahren, sich die Haare ausraufen und die Fäuste ins Gesicht schlagen oder dermaßen mit dem Kopf gegen die Wand rennen, daß nicht selten die Bildung des Staars daraus erfolgt. Bei den armen Klassen wird sofort zur Beerdigung (dæf'n) geschritten, zumal wenn der Todesfall am Donnerstag nachmittags eintrat, denn man hält es für unheilbringend, am Freitag eine Leiche im Hause zu haben; bei den Wohlhabenden wartet man wenigstens einige Stunden, um den nöthigen Pomp herzurichten und die Freunde des Verstorbenen zum Leichenzug einzuladen. Nur die Beerdigung eines Ermordeten suchen die Angehörigen so lange zu verhindern, bis der Mörder ausgemittelt und der Blutrache übergeben worden.

Die Leiche wird auf einer Bahre, gewöhnlich mit einem Shawltuch bedeckt, unter Begleitung der Freunde und dem ununterbrochenen eintönigen Klagegesang: „La ihla il Allah!" auf den nächsten Imamzadeh (Friedhof) getragen. Hier

nehmen ſie die Murdeſchuren (Todtenwäſcher) in Empfang, denen es obliegt, den Körper, ähnlich wie bei den Juden, zu waſchen und, falls ſie eine Wunde an demſelben entdecken, dem Kalamter (Polizeimeiſter) davon Anzeige zu machen. Dieſer ſoll die Beerdigung nicht eher, als bis die Todesurſache conſtatirt worden, geſtatten. Einigemal wurde die Beerdigung von Todten, welche an einer von mir ausgeführten Operation geſtorben waren, beanſtandet, und ich mußte erſt die Todesurſache beſcheinigen. Nach beendeter Waſchung legt man dem Leichnam etwas Kampher (kāfur) in den Mund, hüllt ihn in ein weißes, mit heiligen Sprüchen bedrucktes Bahrtuch und ſenkt ihn, mit dem Geſicht gegen Kerbelah gewendet, ins Grab.

Einige Tage nach der Beerdigung eines Staatsbeamten ſchickt der Schah einen Würdenträger zur Condolenz (aazādāri) an die Familie mit dem Geheiß, die Trauer aufzulaſſen (aaza werdäschten). Die Söhne werden dem König vorgeſtellt und erhalten als Zeichen ſeiner Gnade ein Ehrenkleid (chalāt). In der Regel wird auch das Amt und die Würde des Vaters auf ſie übertragen, ſodaß nicht ſelten einem ſechsjährigen Kinde die Generalswürde verliehen wird. Dies hindert jedoch den Schah nicht, unter dem Vorwand, daß die Rechnungen des Verſtorbenen defect ſeien, einen großen Theil des Nachlaſſes für ſich in Anſpruch zu nehmen und wirklich einzuziehen.

Die Begräbnißſtätten (ḳaberistān), neben den Imamzadehs inmitten der Stadt ſich befindend, haben keine Einfriedigung und ſind von Verkehrswegen, häufig auch von offenen, nicht ausgemauerten Waſſerleitungen durchkreuzt. In der Regenzeit verſinkt oft der Fuß des Pferdes in ein gähnendes Grab. Die geringe Tiefe der Gräber macht ſie Schakalen und Hyänen leicht zugänglich. Man pflegt deshalb in den Dörfern ſchwere Steine auf das Grab zu wälzen,

um den Leichnam vor Ausgrabung durch Hyänen zu schützen. Die Grabsteine sind meist unansehnlich, gewöhnlich bezeichnet nur ein senkrechter Schieferstein das Vorhandensein eines Grabes. Nur über den Grabstätten einiger weniger vornehmer Personen erheben sich massiv aus gemeißelten Steinen errichtete, mit Inschriften versehene Denkmäler (dæchmeh).*) Dergleichen Dächmehs stehen z. B. auf den Gräbern von Saadi und Hafis in der Nähe von Schiraz und auf dem Grabe Avicena's in Hamadan, welches die Inschrift trägt: „Hekimel hukemā afsel el fazela scheich ib'n Ali Sina." (Dem Doctor der Doctoren, dem Vorzüglichsten der Vorzüglichen, dem Avicena.)

Bei der beschriebenen Lage und mangelhaften Einrichtung der Friedhöfe darf es nicht wundernehmen, daß die benachbarten Stadtviertel beständig von Dysenterien heimgesucht sind und durch Cholera- oder Typhus-Epidemien besonders hart mitgenommen werden. Es gibt zwar auch Friedhöfe außerhalb der Stadt — sehr ausgedehnt und berühmt ist der von Ispahan, auf welchem, wie es heißt, hundertvierundzwanzig Propheten begraben liegen —, am meisten benutzt aber werden die in der Stadt gelegenen, weil es für die Hinterlassenen bequemer ist, dort die vorgeschriebenen Gebete am Grabe zu verrichten.

Die Ueberreste wohlhabender und angesehener Personen werden entweder sogleich oder nach erfolgter Wiederausgrabung zum Imamzadeh eines der geheiligten Orte Kerbelah, Meschhed, Kum oder Schah abdul aazim abgeführt. Auf diesen geweihten Imamzadehs kommt eine Grabstätte sehr hoch zu stehen. Der Preis wechselt je nach dem Grad der Heiligkeit des Orts und der größern oder geringern Ent-

*) Ganz ähnliche Grabmonumente sieht man auf dem alten Friedhof in Prag.

fernung vom Heiligen Grabe (saneh) zwiſchen 5—2000 Dukaten. Da ferner auch der Stand des Verſtorbenen auf die Beſtimmung des Preiſes von Einfluß iſt, ſo laſſen manchmal die Angehörigen eines Würdenträgers, um einer zu hohen Forderung zu entgehen, die Leiche incognito nach Kerbelah bringen und dort beerdigen; es war dies z. B. mit den Ueberreſten Suliman Chan's, eines Onkels des Königs, der Fall.

Behufs des Transports werden die Leichen mit Filz umwickelt, an zwei ſeitliche Stangen befeſtigt und quer über den Rücken eines Maulthiers gelegt. Gewöhnlich überläßt man dem Mauleſeltreiber allein den Conduct, zuweilen aber wird eine Schar Diener und Knechte zur Begleitung mitgegeben.

Auf Reiſen begegnet man oft einer Todtenkaravane; ihre Annäherung macht ſich im Sommer ſchon aus weiter Ferne dem Geruch bemerkbar. So offenkundig indeß die Nachtheile ſolcher Leichentransporte für die Geſundheit der Lebenden ſind, ſcheint es doch unmöglich, das tief eingewurzelte Vorurtheil auszurotten. Als Dr. Cloquet und ich während einer herrſchenden Cholera-Epidemie es bei der Regierung durchgeſetzt hatten, daß nur nach beſonderer von uns und dem Kalamter einzuholenden Erlaubniß Leichen ausgegraben und transportirt werden ſollten, erhob ſich ein ſolcher Sturm des Unwillens in der Bevölkerung, daß wir bald inne wurden, etwas Unausführbares und unſere Perſon aufs äußerſte Gefährdendes angeſtrebt zu haben. Schon nach einigen Tagen blieb die königliche Verordnung unbeachtet.

Wer die chriſtlichen Gottesacker zu Tabris, Teheran, Ispahan und Schiraz beſucht, wird dort die Namen mancher verdienten europäiſchen Reiſenden leſen, welche in dem ungewohnten

Klima ein frühzeitiges Grab fanden. Fern von den Ihrigen gebettet, sind doch ihre Namen nicht vergessen, denn dankbar haben die Annalen der Wissenschaft verzeichnet, was der einzelne zur Erweiterung menschlicher Erkenntniß beigetragen. Friede ihrer Asche!

XII.

Der Nauruz (Das Neujahrsfest).

Zeitrechnung. Vorbereitungen zum Feste. Investitur der Gouverneure. Derwische. Salam für die Priester und Würdenträger. Aelteste Gebräuche. Neujahrscour beim Großvezier. Gratulationscour der Gesandten. Oeffentliche Audienz. Das Volksfest. Der Frauensalam. Besuche. Pferderennen. Der letzte Festtag.

Bei den Mohammedanern aller Sekten gilt bekanntlich das Mondjahr als Norm der Zeitrechnung, namentlich zur Bestimmung der religiösen Feste und Feiertage. Da nun in das Mondjahr keine Schalttage eingefügt werden, so fallen die Feste wechselnd in verschiedene Jahreszeiten und kehren erst nach einem Turnus von über dreißig Jahren zu derselben Periode zurück. Besonders auffallend tritt dieser Wechsel an dem Fastenmonat (ramazan) hervor, denn er bewirkt, daß selbst in den persischen Breitegraden die tägliche Fastenzeit zwischen neun und sechzehn Stunden variirt.

In der vormuselmanischen Epoche lag seit dem graueſten Alterthum das Sonnenjahr der Zeitrechnung zu Grunde, dessen Einsetzung dem fabelhaften Kaianidenkönig Dschem oder Dschemsid zugeschrieben wurde. Immerhin bleibt es bemerkenswerth, daß man demselben König auch die Erfin-

dung oder Verbesserung des Pflugs zuschrieb, da allerdings ein fortgesetzter Landbau ohne regelmäßig wiederkehrende Jahresperioden nicht wohl möglich ist. Der Islam schaffte natürlich alle heidnischen Feste ab, und man darf annehmen, daß der kluge Mohammed hauptsächlich deshalb statt des bis dahin geltenden Sonnenjahrs das Mondjahr einführte, um in die Daten der alten, zum Theil noch zäh im Volk haftenden Festtage Verwirrung zu bringen; die agrarischen Verhältnisse lagen ihm als Nomaden zu fern, als daß er auf dieselben hätte Rücksicht nehmen sollen. Nur die Feier des Neujahrsfestes (nauruz), die zu tief mit dem iranischen Stamm verwachsen war, wagten die spätern Gesetzgeber und Eroberer nicht anzutasten. Man fand eine plausible Form für deren Fortbestand, indem man sie dem Andenken der Siege des vierten Chalifen, des in Persien besonders hochverehrten Ali, weihte. Der Nauruz ist daher auch der einzige Feiertag, welchen die Schiiten mit den im Lande lebenden Gebern (Parsen) gemein haben.

Erst unter der Regierung des Seldschukidenfürsten Melik Schah Dschelal-eddin stellte der gelehrte Astronom Chadsche Näßir genaue Beobachtungen an, welche eine Wiederannäherung an das alte Sonnenjahr zur Folge hatten. Doch kennt auch das persische Sonnenjahr keine Schalttage; es beginnt mit der Secunde, wo die Sonne in das Zeichen des Widders tritt; sein Anfang fällt also in die verschiedenen Tag- und Nachtstunden der Frühlingsäquinoctien.

Das Neujahrsfest ist epochemachend im öffentlichen und Familienleben des Persers und kann in mancher Beziehung mit der in einigen Ländern Europas üblichen Weihnachtsfeier verglichen werden. Schon zwei bis drei Monate vorher beginnen die Vorbereitungen dazu. Fabelhafte Massen von Süßigkeiten (schirini) werden in den Städten Ispahan und Yezd fabricirt und von dort mit Karavanen durchs

ganze Land verschickt. Der Verbrauch in diesem Artikel übersteigt alle Vorstellungen. Ohnehin sind die Perser jeden Alters und Geschlechts große Freunde von Süßigkeiten; am Nauruz aber muß auch der ärmste sowol einen Vorrath davon im Hause haben, als auch seinen Freunden und Verwandten dergleichen zuschicken. Nirgends fehlen, in besserer oder schlechterer Qualität, die Fladen aus Gez-Manna; nächst diesen sind Candis, Zeltchen, überzuckerte Mandeln, verschiedene candirte Samen und Früchte, mit Butter und Fettschwanz versetzte Pasten u. s. w. allgemein beliebt. Die ärmsten Klassen behelfen sich mit Traubensirup (schire) statt des Zuckers zur Bereitung ihrer Schirini. Aber was es auch koste, das Jahr muß süß beginnen.

Neben den Süßigkeiten werden Früchte, die man sehr künstlich aufzubewahren und bis zum Nauruz frisch zu erhalten versteht — Melonen von Ispahan und Kum, Trauben, Granatäpfel von Saweh, Birnen von Nätäns, Aepfel von Demawend —, in riesigen Ladungen verschickt. Einer alten Sitte gemäß läßt man auf Tellern Gerste, Weizen, Linsen und Kresse keimen, sodaß eine liebliche kleine Rasenfläche entsteht, welche demselben Gebrauch zufolge am dreizehnten Tage, dem letzten des Festes, auf die Gasse geworfen wird.

Wer es irgend zu erschwingen vermag, besonders aber jede Frau, legt am Nauruz ein neues Gewand an. Die Fabrikation und der Verkauf von Stoffen gehen daher um diese Zeit am stärksten, und manches Haupt einer zahlreichen Familie muß alle Mittel aufbieten, selbst Schulden machen, um dem unumgänglichen Bedarf zu genügen. Vorzüglich sind die seidenen Pluderhosen, worauf sich die Wünsche der Frauen concentriren, die Klage und Verzweiflung der Männer.

Der Schah empfängt aus allen Theilen des Landes Geschenke (pischkisch) an Shawl-, Seiden-, Woll-,

Kamelot- und Baumwollstoffen, während er seinerseits das ganze Personal seines Harems sammt der zahllosen Dienerschaft zu beschenken, sowie den Staatsbeamten und Gouverneuren Ehrenkleider (chalat) zu überschicken hat. Bis vor etwa zehn Jahren erhielten sogar noch der uralten Sitte des Dschemschid gemäß fast alle Diener und die Offiziere der Armee jeder einen Shawl im Preise von 8—100 Dukaten, die hohen Würdenträger und Gouverneure aber fertige, bis 400 Dukaten kostende Tunicas (dschubbe) aus Shawl, mit Perlenquasten und Goldtressen besetzt, vom König verehrt. Die hierzu erforderlichen Ausgaben waren ebenso belastend für den Staatsschatz als erträgnißlos für den Empfänger; denn schon beim Einkauf wurden die angewiesenen Summen fast zur Hälfte unterschlagen; alsdann schnitt sich der Ueberbringer ein Stück von dem Shawl ab, um es zu verkaufen; endlich mußte der Beschenkte für die Ehre der königlichen Spende wenigstens den vollen Werth des Erhaltenen in Geld entrichten. Seit dem Jahre 1854 wurden deshalb die officiellen Gaben auf die Minister, die höchsten Würdenträger, die Gouverneure und die anwesenden europäischen Gesandtschaften beschränkt mit Ausnahme der englischen, welche von jeher das Geschenk ablehnte.

Für die Gouverneure der Provinzen hat übrigens das königliche Ehrenkleid die Bedeutung einer wirklichen Investitur; das Ausbleiben desselben gilt als Zeichen für die bevorstehende Amtsentsetzung, denn am Nauruz muß der Gouverneur entweder in seiner Würde bestätigt oder ihm ein Nachfolger designirt werden. Vor sieben Jahren wurde eine Verordnung erlassen, wonach die sämmtlichen Gouverneure sich zum Nauruz in der Residenz einfinden sollten; natürlich war es dabei auf die von ihnen mitzubringenden Geschenke für den König und die Minister (haddieh) abgesehen. Allein der Befehl kam nie zur Ausführung, sondern es blieb wie

früher beim Chalat. Man ſieht daher um dieſe Zeit königliche Kämmerlinge als Ueberbringer der Ehrenkleider nach allen Richtungen des Landes abgehen. Der pomphaften Miſſion entſprechend, reiſen ſie mit großem Gefolge von Dienern, Handpferden (jedek) und Laſtthieren. Der Gouverneur, begleitet von ſeinen Secretären und Dienern, zieht dem königlichen Sendboten einige Meilen entgegen; vor einem reichlich mit Süßigkeiten und Früchten verſehenen Zelt ſteigt er vom Roß und empfängt mit derſelben Ehrerbietung, als ſtände er vor dem Schah ſelbſt, das Ehrenkleid, welches ihm von dem Kämmerling über die Schulter geworfen wird. Die ganze Ceremonie heißt davon Chalat puſchan. Nachdem man im Zelte Süßigkeiten, Thee, Kaffee und Nargileh genoſſen, kehrt der Inveſtirte unter ſteten Glückwünſchen in ſeine Behauſung zurück. Nun muß er für namhafte Geſchenke an den Schah ſowie für nicht minder reiche Gaben an den Premierminiſter und andere dem Thron naheſtehende Perſonen Sorge tragen, damit ſie im Geſpräch mit dem König ſeiner in Gutem gedenken, wenigſtens nichts Nachtheiliges von ihm ſagen. Oft iſt die Summe, für welche ihm das Chalat geſchickt wird, ſchon im voraus feſtgeſetzt. Selbſtverſtändlich liegt ihm die glänzende Verpflegung des Kämmerlings und ſeines zahlreichen Troſſes ob; er hat demſelben aber auch noch ein baares Geſchenk von 800—2000 Dukaten einzuhändigen, damit er bei ſeiner Zurückkunft an den Hof viel von der Tugend und Gerechtigkeitsliebe des Gouverneurs ſpreche, und von dem überglücklichen Zuſtand, in welchem ſich ſeine Provinz befinde. Der Schah verſäumt nie, ſich bei den Zurückkehrenden nach dem Ertrag ihrer Miſſion zu erkundigen; er ſchickt ſeine Lieblinge dahin, wo das meiſte für ſie zu gewinnen iſt, und Wehe dem Gouverneur, der bei ſolcher Gelegenheit ſich knickerig zeigen wollte! Da der Ueberbringer des Chalat in der Regel auch noch Pferde,

Teppiche, Eunuchen und andere Sklaven zum Geschenk erhält, so vermag die Sendung in eine gute Provinz den zerrütteten Vermögensverhältnissen eines Mannes gründlich wieder aufzuhelfen.

Sowie der König im großen, muß jeder in seinem kleinern Kreis den Dienern und Clienten Geschenke zukommen lassen, die jedoch zumeist nur in Kleidern von Tuch und Nanking bestehen.

Einige Tage vor dem Feste schreitet man zum Scheuern der Wohnungen und zum Ausklopfen der Teppiche (farschtekun), und zwar geschieht letzteres nur dies eine mal im Jahr, obgleich von den Dienern häufig der zusammengekehrte Staub unter die Teppiche verborgen wird. Um das Farschtekun in der königlichen Wohnung vornehmen zu lassen, begibt sich der Schah nach einem seiner Lustschlösser und verweilt daselbst, bis das Geschäft vorüber ist.

Zwei bis drei Wochen vor dem Nauruz strömen die Derwische aus den verschiedenen Theilen des Landes in die Städte. Sie stellen sich ihrem Chef, dem Derwisch-Baschi, vor und erhalten von ihm Anweisung auf Unterkunft bei den wohlhabenden Einwohnern. Vor dem ihm zugewiesenen Hause angekommen, schlägt der Derwisch seinen mit eiserner Spitze versehenen Stock in die Erde und ruft mit gellender Stimme sein Losungswort: „Ja hakk!“ (Göttliche Wahrhaftigkeit!) Hierauf lehnt er ein Halbzelt neben die Hausthür, gräbt rings umher den Boden auf, säet Gerste und einige Frühlingsblumen, und richtet sich völlig heimisch ein. Der Wirth hat die Pflicht, für seinen Unterhalt zu sorgen und nach dem Fest ihm ein hübsches Sümmchen als Viaticum zu schenken. Unterläßt er es, so setzt sich der Derwisch mehrere Monate an seiner Hausthür fest, während welcher Zeit derselbe verpflegt werden muß und überdies die Aus- und Eingehenden mit seinem unaufhörlichen Ruf: „Ja hakk!“

und durch den gellenden Ton einer aus Steinbockshorn gefertigten Posaune beläſtigt. Einen Derwiſch barſch abzuweiſen, wagt niemand; man ſcheut das allgemeine Vorurtheil ſowie den Fluch und die Rache ſeiner ſämmtlichen Genoſſen.

An dem letzten dem Feſt vorhergehenden Tage begibt ſich alles in die Bäder, wo die Haare ſchwarz und die Nägel gelb gefärbt werden. Die Parſen beſtreichen ſogar den ganzen Körper, das Geſicht ausgenommen, mit Henna, um ſich einen gelben Teint zu verſchaffen.

Bei Hofe wird der Eintritt des Nauruz, fände er auch erſt um Mitternacht oder noch ſpäter ſtatt, durch einen Salam (öffentliche Audienz) gefeiert, zu welchem nur Prieſter, Seïde, hohe Staatsbeamte von der Kategorie der Mukareb el Chakan, d. i. die zum König freien Zutritt Habenden, und einige Stabsoffiziere geladen werden. Man verſammelt ſich in einem inmitten des königlichen Gartens (diwänchäne) gelegenen Kiosk, der einen geräumigen achteckigen Saal mit Baſſin und Springbrunnen bildet. Der untere Theil der Wände, aus weißem Marmor beſtehend, iſt mit Reliefſculpturen und zierlich in Gold und Blau ausgelegten Arabesken reich und geſchmackvoll decorirt; der obere Theil und der Plafond ſind ganz mit Spiegelglas belegt. Den Boden bedeckt ein koſtbarer perſiſcher Teppich von zartem Muſter und lebhaften Farben. In einer tiefen Fenſterniſche liegt, etwa um eine Spanne erhöht, ein mit Perlen geſtickter Seidenteppich und darauf ein rundes Polſterkiſſen von Brocat, mit Perlenquaſten verziert. Es iſt der für den Schah beſtimmte Sitz.

Nach und nach füllt ſich der Saal mit den Mukareb el Chakans; an ihrer Spitze der Premierminiſter, mit Chalat bekleidet und in der Rechten einen hohen mit Diamanten beſetzten Stab haltend, während draußen vor den Fenſtern die Offi-

ziere der Armee, in Reih und Glied poſtirt, des entſcheidenden Moments harren.

Etwa zwanzig Minuten vor dem Jahreswechſel erſcheint der Schah. Er trägt ein ſo ſchwer mit Perlen, Smaragden und Rubinen beſetztes Staatskleid, daß er nur mit Mühe unter deſſen Wucht ſich fortbewegen kann. Auf ſeinem Haupt ſitzt die ſchwarze Lammfellmütze, ebenfalls von Diamanten ſtrotzend und überragt von dem mächtigen Reiherbuſch (dschiggeh), der oben in einen breiten Bart von buntfarbigen, geſponnenen Glasfäden endet. Vor und hinter den Ohren wallt, der herrſchenden Mode gemäß, eine Haarlocke hervor. Um jeden Arm ſchlingt ſich eine goldene Spange; die eine enthält den großen Krondiamanten daria ennur (das Meer des Lichts), eine große, flache Tafel von reinſtem Waſſer, die andere den in Delhi erbeuteten größten Rubin der Erde, auf deſſen Baſis die Namen ſämmtlicher Mogolenherrſcher eingravirt ſind. Der Gürtel von Goldtreſſen, vorn durch eine reich mit koſtbaren Steinen beſetzte Platte geſchloſſen, Epauletten aus Demantſchnüren und ein Hindu-ſäbel mit ebenfalls reich incruſtirtem Griff ergänzen den pompöſen Anzug.

Beim Eintritt in den Saal iſt der König von einem Eunuchen und einigen Kämmerlingen begleitet. Er ſchreitet auf ſeinen Platz in der Fenſterniſche zu, ſetzt ſich mit untergeſchlagenen Beinen auf den ſeidenen Teppich und lehnt ſich gemächlich an das Polſterkiſſen. Unmittelbar nach ihm treten einige Mutſchtehiden-Seïden (Prieſter höhern Rangs) ein und nehmen, einer alten Prärogative zufolge, ohne deſſen Erlaubniß abzuwarten, neben dem König Platz. Dieſer richtet einige Worte an ſie, gewöhnlich das Wachsthum der Macht und der Heilighaltung des Islam betreffend, worauf ſie ſtets etwa Folgendes erwidern: „Unter dem Schatten Euerer Majeſtät, dem Aſyl des Glaubens, ſchlägt die Religion

immer tiefere Wurzel und verringert ſich täglich die Zahl der Ungläubigen" (kafir). Hierauf hält der Schah die officielle Anſprache an den Premierminiſter, worin er ihn nach den neueſten Berichten aus den Provinzen fragt. Der Miniſter antwortet in langer, wohlgeſetzter Rede: „Der Regen und die Barmherzigkeit Allahs ſtiegen auf die Gefilde und Fluren herab, alles gedeiht unter der geſegneten Hand, überall herrſcht Fülle und Ueberfluß" — obwol notoriſch in einigen fernen Provinzen die Bewohner vom Mangel aufgerieben werden —; er berichtet ferner über den Fortſchritt der Gewerbe, der Künſte und der Civiliſation überhaupt — welches europäiſche Wort er ſtets im Munde führt, ohne den Umfang ſeiner Bedeutung zu ahnen —, über die Siege der ruhmreichen Armee, über die Bauten von Brücken, Karavanſerais und Straßen — welche meiſt nicht exiſtiren —, und ſchließt damit, daß unter einem ſolchen Hort der Segen von Tag zu Tag nothwendig ſich mehren müſſe.

Indeſſen naht der entſcheidende Moment, nur wenige Minuten fehlen noch. Der nizam el ulema (der Chef der Gottesgelahrten) ſchreibt mit Goldlöſung auf eine weiße Porzellanſchale die neue Jahreszahl und darunter einen Segenswunſch. Jetzt geben die Sternkundigen das Zeichen, eine Kanone wird abgefeuert und der Hofaſtronom kündigt dem König feierlich an, das neue Jahr habe begonnen. Sofort rufen die anweſenden Prieſter und Würdenträger ihr „Mæbärek bäd!" (Es ſei geſegnet!) Vom Finanzminiſter werden dem Schah mehrere Säcke voll neugeprägter kleiner Gold- und Silbermünzen gereicht. Der Schah ſchüttet den Inhalt auf ein großes Silberplateau, miſcht ihn durcheinander und vertheilt an jeden der Eingeladenen einige Stücke davon; denn es gilt als gutes Omen (maymenet), in der Stunde des Jahrswechſels neue Münzen zu empfangen. Der Reihe nach treten die Prieſter, die Miniſter und dann

die übrigen im Saal befindlichen Personen einzeln vor, und jeder fängt in den zusammengehaltenen Hohlhänden die Spende auf, welche er zum Zeichen des Dankes an Herz und Stirn drückt. Zuweilen richtet der Schah einige verbindliche Worte an den Empfänger. In derselben Reihe verlassen die Beschenkten den Saal. Der Schah jedoch bleibt, von den Hofcharzen umgeben, auf seinem Platz und vertheilt nun in gleicher Weise auch an die Draußenstehenden durch das offene Fenster die königliche Gabe. Die Ceremonie (ayde-tahwil, das Fest der Austheilung) dauert an zwei Stunden. Nach Beendigung derselben zieht sich der König ermüdet in die innern Gemächer zurück.

Die Gebräuche beim Eintritt des Nauruz, wie sie in den ältesten Zeiten stattfanden, beschreibt der gelehrte Richardson folgender Art: „Kurz vor dem Eintritt des Jahreswechsels wurde ein wohlgestalteter Jüngling, allegorisch das neue Jahr darstellend, an die Thür des königlichen Schlafgemachs postirt. Im Augenblick, wo die Sonne über dem Horizont erschien, trat er unangemeldet ein. Der König fragte ihn: «Wer bist du? Woher kommst du? Wohin gehst du? Wie heißt du? Was bringst du?» Worauf der Jüngling erwiderte: „Ich bin beglückt und gesegnet; ich bin von Gott zu dir geschickt; ich bringe das neue Jahr.» Ein anderer brachte eine Schüssel voll Weizen, Bohnen, Linsen, Sesam und Reis, ferner einen Klumpen Zucker und zwei neugeprägte Münzen. Dann überreichten die Minister und Würdenträger des Reichs einen Laib Brot. Der Schah kostete davon und vertheilte das übrige unter die Anwesenden, wobei er die Worte sprach: «Das ist der neue Tag des neuen Jahres der neuen Zeit, wo alles Bestehende sich erneuert.» Zuletzt beschenkte er die Großen mit neuen Gewändern und andern Gaben.“ Man ersieht aus dieser Schilderung, daß die Gebräuche, wenn auch nicht ganz, doch

im wesentlichen bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben sind.

Das Fest, welches mit dem Nauruz beginnt, dauert dreizehn Tage. Während dieser Zeit ruhen fast alle Geschäfte; man widmet sich ausschließlich der Erholung, den Freuden des Familienlebens sowie gegenseitigen Besuchen und Gratulationen. Fällt jedoch das Nauruzfest in den Fastenmonat Ramazan, so wird nur die Nacht zu Belustigungen benutzt, den Tag über hingegen gefastet; denn welche Concessionen auch in Betreff der Feier gemacht worden sind, die Fasten, auf welche sich das Fundamentaldogma des Islam gründet, blieben davon unberührt.

Nur der erste Tag trägt eigentlich ein religiöses Gepräge. Der zweite ist ein großes, allgemeines Volksfest. Schon am frühen Morgen wimmelt es auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen. Jedermann trägt ein neues Kleid, und da die hellen Farben am beliebtesten sind, sieht man grün-, gelb-, blau-, rothgekleidete Scharen bunt durcheinanderwogen; die Frauen freilich müssen ihre neuen Gewänder unter dem dunkelfarbigen Domino verbergen. Bekannte, welche sich begegnen, drücken einer die gefalteten Hände des andern und umarmen sich unter dem Ruf: „Ayd mebarek!" (Gesegnetes Fest!) Ein Untergebener spricht und empfängt den Glückwunsch, indem er mit beiden Händen die eine Hand seines Herrn oder Gönners umfaßt.

In den Prunksälen sitzen der Großvezier und der Kriegsminister, mit dem Chalat bekleidet, und um sie herum die Prinzen und Würdenträger in ihren Staatskleidern. Beim Einnehmen der Sitze wird sehr streng auf Rang und Anciennetät gehalten; man preßt sich in die unbequemste Lage, blos um sein Recht zu behaupten. Jeder Eintretende begrüßt den Vezier mit dem Wunsch „Ayd mebarek", welchen dieser mit derselben Formel erwidert. Zuerst werden Süßig-

keiten und Scherbets herumgereicht; dann ertönt der Ruf: „Khaliān biār!“ (Bringt das Nargileh!) und sofort stürzen an funfzig Diener in den Saal, jeder eine reich mit Silber, Gold, Edelsteinen und Email verzierte Pfeife in der Hand tragend. Sie suchen einander in der Bedienung ihres Herrn zuvorzukommen, um hierdurch dessen Vorrang anzudeuten. Bald hört man nichts als ein allgemeines Brodeln, wie wenn einige hundert pneumatische Wannen in einem chemischen Laboratorium in Thätigkeit wären; der Saal füllt sich mit dichtem Qualm, der jedoch durch die geöffneten Fenster in Strömen wieder entweicht. Auch alle übrigen Stände bringen dem Großvezier ihren Glückwunsch dar, doch ziehen sie nur von außen an dem Fenster, an welchem er seinen Sitz hat, vorüber. Den Schluß bilden die Poeten (schaèrā), welche das Lob des Veziers in Ghaselen besingen. Er wird von ihnen mit dem salomonischen mythischen Minister Wassaf und andern großen Divangelehrten verglichen, sein Stamm wird verherrlicht, die Weisheit, womit er Segen über das Land verbreitet, gepriesen, u. s. w. Jeder Poet recitirt laut das Product seiner Muse, und es gehört ein nicht geringer Grad von Geduld dazu, um alle die sinnlosen Hyperbeln, welche nur der schönen Reime und des zu erwartenden Geschenks halber erfunden sind, mit anzuhören. Dennoch unterbricht häufiges barik-allah, āferin (Bravo) die Declamation. Nach Anhörung eines besonders schlechten Gedichts wandte sich der Minister lächelnd mit der Frage an mich, ob ich die persische Poesie bereits gut verstünde. Ich konnte mich der ironischen Antwort nicht enthalten: „Wie sollte ich das, da Ihr selbst diese Poesie nicht versteht!“

Unterdessen hat der Schah gebadet, das Frühstück eingenommen, festliche Toilette gemacht und von den Kronjuwelen die kostbarsten ausgewählt, um sich damit zu

ſchmücken. Nun gibt er den verſchiedenen europäiſchen Geſandtſchaften in dem mittlern Spiegelſaal, der Pfauenſaal genannt, weil ſich darin der Pfauenthron aus Delhi befindet, eine feierliche Audienz zur Empfangnahme ihrer Glückwünſche. Die Geſandten erſcheinen in großem Galaanzug und begleitet von ihren ſämmtlichen Hausofficianten. Nach geſchehener ceremonieller Anmeldung betreten ſie, durch den Hofceremonienmeiſter (isik agassi baschi) eingeführt, den Saal. In früherer Zeit mußten ſie ſich vor der Thür ihrer Fußbekleidung entledigen und der Audienz ſtehend beiwohnen. Aber 1829 im Frieden von Turkoman-tſchai wurde von Rußland die Aufhebung dieſes demüthigenden Zwangs ausdrücklich zur Bedingung gemacht; um nun den Ruſſen keinen beſondern Vorzug einzuräumen, entſchloß man ſich, auch den andern Geſandtſchaften gegenüber von dem bisherigen Brauch Abſtand zu nehmen. Noch heute jedoch empfindet der Schah die abgedrungene Conceſſion ſehr ſchmerzlich; denn erſtens werden durch das Betreten mit Schuhen aus unreinem Leder, an denen außerdem vielleicht auch Gaſſenſtaub haftet, die Teppiche geſetzlich verunreinigt und müßten eigentlich unmittelbar danach gewaſchen werden; zweitens verletzt das Niederſitzen in Gegenwart des Schah, das nicht einmal einem Prinzen, nicht dem eigenen Kind, ſondern nur den Seïden-Prieſtern erlaubt iſt, ſeine Autorität. Er ſucht daher in gewöhnlichen Audienzen dem Dilemma zu entgehen, indem er, hinter einem Vorhang hervortretend, die Geſandten ſelbſt ſtehend anredet, oder die Bedeutung der unangenehmen Licenz dadurch abzuſchwächen, daß er ſeinem Großvezier ebenfalls einen Sitz anbietet. Bei der Neujahrscour indeß werden ſeitdem einige Minuten vor der Ankunft der Geſandten Seſſel für ſie hingeſtellt. Während der Audienz ſoll zwar niemand in der Nähe des Saals ſich aufhalten, theils damit die Fremden nicht ſitzend vor dem Schah geſehen werden,

theils damit die gepflogenen Verhandlungen nicht in die Oeffentlichkeit gelangen. Allein es scheint, daß die Wände Ohren haben, denn selten bleiben die vom Schah gesprochenen Worte verschwiegen. Sobald die Gesandtschaft eines Staats sich verabschiedet hat, tritt auf ein gegebenes Zeichen das Personal einer andern ein. Vom Schah begeben sich die Gesandten in derselben Ordnung zum Großvezier, wo sie mit Scherbet, Süßigkeiten und Pfeifen bewirthet werden.

Gegen Mittag ertönt das Signal zu der großen öffentlichen Audienz (salam e aam), welche an diesem Tag im Saal des Sulimanthrons (tālār-e-tacht-e-Suleyman) abgehalten wird. Der geräumige, erste Hof füllt sich mit Offizieren und Civilbeamten. Letztere werden vom Ceremonienmeister nach ihrem Rang in zwei Reihen geordnet. Vor und zwischen ihnen stehen die reich mit Teppichen und Shawls geschmückten, ihre buntgefärbten Rüssel emporhebenden Elefanten und eine Giraffe, welche wesentlich zum Pomp des Salams gehören. Ein Strauß, der ebenfalls viele Jahre zur Verherrlichung des Salams diente, starb leider an Indigestion. Am Ausgang des Hofs führen einige Stufen zu einer erhöhten Plattform empor. Die Geländer derselben sind mit Blumen, Früchten und Schirini besetzt. Im Vordergrund enthält sie ein weites Bassin mit Springbrunnen; der hintere Raum aber endet in einen großen, prächtigen Spiegelsaal, welcher den sogenannten Thron des Suliman umschließt. Zwei schöne Marmorsäulen tragen die Façade des Saals; sie wurden zur Zeit des ersten Kadscharenschahs Agha Muhamed Chan mit unsaglicher Mühe auf ungebahnten Wegen, über Berg, Fluß und Thal, meist durch Menschenhände von Schiraz nach Teheran transportirt. Vor dem Bassin erwartet der Großvezier den Schah, an seiner Seite stehen die königlichen Prinzen, einige Chane aus der Kadscharenfamilie und eine Anzahl rothgekleideter Scharf-

richter mit Ruthen und Beilen. Königliche Garden, mit langen Stäben bewaffnet, halten die Ordnung aufrecht; außerdem liegt in der Nähe ein Bündel Ruthen, damit auf ertheilten Wink augenblicklich die Strafe der Baſtonnade vollzogen werden kann.

Ein Kanonenſchuß verkündigt das Erſcheinen des Schah. Derſelbe beſteigt den Sulimanthron und läßt ſich langſam mit unterſchlagenen Beinen darauf nieder. Sein Gewand iſt dermaßen mit Juwelen überladen, daß vom Reflex der Sonnenſtrahlen das Auge geblendet wird. Zur Seite des Throns ſtellen ſich der Reichsſchildträger (speherdār) und der Scepterträger (tāpuzdār) auf. Alsbald beginnt ein wahrhaft betäubendes und oft ohrzerreißendes Getöſe; es wird nämlich eine Salve von hunderteinundzwanzig Kanonenſchüſſen gegeben, und gleichzeitig ſtimmt am Eingang des großen Platzes (maydan) die königliche Hauskapelle (næghārechāneh), aus etwa vierzig Spielleuten beſtehend, auf Hörnern, Zinken, Trompeten, Keſſelpauken, Schalmeien, eine barbariſche Muſik an. Die Näkare Chaneh iſt eine, wie es heißt, von Dſchemſchid eingeführte Prärogative des Königs. Sie producirt ſich jeden Tag bei Sonnen-Aufgang und -Untergang, ſpielt ferner zur Feier großer Feſte und Siege, und begleitet den König überall auf ſeinen Reiſen. Nur Prätendenten wagen es, ſich ebenfalls eine eigene Kapelle zu halten, und legen eben dadurch ihre Prätentionen an den Tag. Man kann ſich in der That von dieſen Mistönen keinen Begriff machen; dennoch gewöhnen ſich die Menſchen daran, nur Pferde, welche zufällig in die Nähe kommen, werden ſcheu und gehen mit ihrem Reiter durch. Außerdem bemühen ſich auch noch verſchiedene Militärmuſikbanden, die einen europäiſche, die andern perſiſche Weiſen ſpielend, die Kanonen, die Näkare-Chaneh und das Plätſchern der Springbrunnen zu übertönen.

Sobald der Schah auf dem Thron Platz genommen, verneigen sich alle Umstehenden tief mit Einschluß der Elefanten, welche theils hierzu dressirt sind, theils durch die Stachel der Treiber gezwungen werden. Der erste Kammerdiener des Salam, mit Tiara und Hermelin bekleidet, reicht dem Schah ein Täßchen Kaffee und entfernt sich, rückwärts schreitend, um das mit Edelsteinen geschmückte Narghile zu holen. Der König schlürft den Kaffee vor allem Volk und thut einige Züge aus dem Nargileh. Nun beginnt er einen Dialog mit dem Großvezier, eine Art Thronrede in Form von Fragen und Antworten, obgleich bei dem anhaltenden Lärm und der Distanz von etwa 60 Fuß unmöglich einer den andern verstehen kann. Fragt z. B. der Schah, ob die Wege sicher und von den Karavanen ohne Gefahr zu passiren seien, so antwortet der Vezier: „Das Wetter ist günstig und ladet Ew. Majestät zu Jagdausflügen ein.“ Der König spricht dabei über seine Plane für den kommenden Sommer, über die projectirten Reisen und Expeditionen, doch ist diesen Vorsätzen kein großer Werth beizulegen, da sie durch den Einfluß seiner Umgebungen gewöhnlich starke Modificationen erleiden.

Während dieser Conversation läßt sich der Schah noch drei Täßchen Kaffee und drei Nargileh serviren. Nach Beendigung derselben bringt der älteste Oheim, dem Thron näher tretend, seine Glückwünsche dar, welche der Schah mit einigen verbindlichen Worten beantwortet. Sodann spricht der Chatib baschi (der für das Wohl des Königs Betende) mit gellender Stimme die Chutbeh (Gebet für die Dynastie). Bei der Stelle „der Sultan, Sohn des Sultans, Nachkomme der Sultane, der Chagan, Sohn des Chagans, Nachkömmling der Chagane — Nassereddin — Schah der Khadscharen“ beugt sich wieder alles Volk sammt den Elefanten

tief zur Erde, und nur die Giraffe überragt mächtig die ganze Verſammlung.

Iſt der Chatib mit dem Gebet zu Ende, ſo zieht der Hofpoet (schæms esch-schahera, die Sonne der Sänger) ein Manuſcript aus dem neuen Shawl-Ehrenkleid und lieſt ein von ihm gedichtetes Ghaſel zum Preiſe des mächtigen Herrſchers, des Königs der Könige, vor. Mit den Reizen des Frühlings, der milden Luft und der nie fehlenden Gul und Bulbul (Roſe und Nachtigall) beginnend, kommt er mit einem kühnen Uebergang auf die Körperſchönheit, Stärke und Tapferkeit des Königs und auf deſſen Kämpfe mit Löwen und Tigern. Kein Glied, ſelbſt nicht das geheimſte, bleibt von ſeiner Phantaſie verſchont. Dann beſingt er die königlichen Kriegsthaten und ermahnt den Welteroberer, da er mit Rum (Konſtantinopel) bereits fertig geworden, noch den kleinen Brocken China nicht zu verſchmähen. Beſonders die letzten Endreime betont er nach perſiſcher Sitte mit Stentorſtimme, die noch lange nachher in den Ohren klingt.

In manchen Jahren wird noch ein Kurier vorgeführt, im Reitanzug, ganz mit Staub bedeckt, als ſei er ſoeben vom Pferde geſtiegen, der von neuen Siegen über die Turkomanen Bericht erſtattet. Oder zufällig anweſende Deputirte aus den tributpflichtigen Reichen Afghaniſtan, Siſtan, Beludſchiſtan bringen ihre Huldigung dar; ſo ſah ich deren aus dem Stamme der Hezare aus Afghaniſtan. Zum Schluß vertheilt der Finanzminiſter an die Umſtehenden neue Silbermünzen. Der Schah erhebt ſich und kehrt in gemeſſenem Schritt in den Harem zurück. Hiermit iſt der Salame aam beendigt.

Eine halbe Stunde danach beginnen die öffentlichen Spiele auf dem großen Meydan (maydan-e-tubchāneh). Der König ſieht von einem Balkonfenſter dem Treiben zu;

in zwei Seitenlogen ist das Personal der europäischen Gesandtschaften placirt. Auf den platten Dächern der das Meydan umgebenden Gebäude stehen Kopf an Kopf gedrängt verschleierte Frauen und buntgekleidete Kinder. Unten auf dem Platze führen Pahlewans (Athleten), welche sich das ganze Jahr hindurch in den Turnhallen (zurchâneh) geübt haben, ihre Ringkämpfe auf. Es sind nackte, kräftige Gestalten; nur eine steife Hose bedeckt die Lenden, Gesicht und Kopf sind glatt rasirt bis auf den Schnurrbart und einen vom Wirbel herabhängenden Zopf. Lauernd beobachtet jeder die Bewegungen seines Gegners; jetzt glaubt er den günstigen Augenblick gekommen, ihn um den Leib zu fassen; durch einen raschen, unvermutheten Kunstgriff streckt er ihn zu Boden, setzt seinen Fuß auf den Besiegten und wirft ihn dann zur Belustigung der Zuschauer in das nahe Bassin. Gaukler auf Pfählen und Stelzen, Seiltänzer, Harlekine, als Bären oder Löwen verkleidete Clowns tummeln sich durcheinander. Von Zeit zu Zeit wirft der Schah kleine Gold- und Silbermünzen in das dichte Gewühl herab, die man zu erhaschen und sich abzujagen sucht. Löwen und Tiger aus den Wäldern Masanderans, Leoparden aus Arabistan, nur lose an Stricken gehalten, promeniren dazwischen umher. Affenhüter aus Schiraz produciren die Schwänke ihrer abgerichteten Thiere. Im Vordergrund stehen die Elefanten und die Giraffe als stumme Zuschauer. Hier wird ein Kampf zwischen zwei Argaliwiddern veranstaltet; die Thiere rennen wüthend gegeneinander und müssen schließlich, damit sie sich nicht tödlich verletzen, mit Gewalt getrennt werden. Dort geben Afghanen interessante Scheinkämpfe mit Schild und Säbel zum besten. Sie sind als ebenso kühne wie gewandte Streiter (schemschiri, Säbelkundige) bekannt, und ihr Schwert ist im ganzen Orient gefürchtet. Früher fand auch die öffentliche Aufführung obscöner Farcen statt; unter

der gegenwärtigen Regierung aber wurde dieser Skandal abgeschafft. Zur Vervollständigung des wüsten Lärms läßt die Näkare-chaneh ununterbrochen ihr Charivari erschallen.

An einem der folgenden Tage gibt die Königin-Mutter (Valideh) in ihren Gemächern einen Frauen-Salam für die Prinzessinnen und deren Gefolge, zu dem auch die Damen der europäischen Botschafter geladen werden; man nennt diesen Salam spottweise dschumeh-bāzār (Ausverkauf). Obwol das theo-demokratische Gesetz des Propheten in dieser Beziehung keinen Unterschied kennt zwischen Fürst und Volk, maßt sich doch der Schah das Recht an, ebenfalls zu erscheinen und die anwesenden Frauen unverschleiert zu sehen. Ja er zeichnet Caricaturen von den dabei vorkommenden Scenen, die oft noch lange nachher dem Hofe zur Belüstigung dienen. Auch den Damen werden nämlich neue Münzen nicht nur ausgetheilt, sondern auch zum Erhaschen hingeworfen, und es sollen dabei hitzige Kämpfe geführt werden, in denen man gegenseitig nicht eben schonend mit den kostbaren Toiletten umgeht. Die Valideh macht die Honneurs des Hauses; sie fragt auch die europäischen Frauen nach ihrem Befinden. Letztere bilden überhaupt den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Neugier. Ihre Physiognomie wird angestaunt, ihr Anzug mit bewundernden Blicken gemustert.

Die übrige Zeit des dreizehntägigen Festes ist Besuchen und Gratulationen gewidmet. In der Reihenfolge der Visiten herrscht eine strenge Etikette. Ueberall werden Süßigkeiten gereicht und genossen. Der König besucht in pomphaftem Aufzug die vornehmsten Priester der Stadt, die ihn ihrerseits mit affectirter Einfachheit empfangen, um sich in den Ruf der Armuth und Entsagung zu setzen. Die Veziere statten den europäischen Gesandten ihre Gegenvisite ab und

benutzen die Zusammenkunft zur Besprechung von Staats- und Privatangelegenheiten, zur Ausgleichung persönlicher Mishelligkeiten und zu Betheuerungen ihrer Loyalität gegen die betreffenden Cabinete.

In den Häusern ergötzen Spaßmacher und Gaukler durch ihre Künste und Farcen; Affentreiber aus Schiraz lassen die drolligen Schwänke ihrer Thiere sehen oder singen unter Begleitung von Tamburinen und Zimbaln, denn sie sind die berühmtesten Lutis des Landes. In Ungnade gefallene Größen werden von ihnen verspottet, indem sie einen Affen denselben ähnlich kleiden und ihn mit Streichen tractiren. So sah ich den Sohn des exilirten Großveziers durch einen Affen darstellen, der eine Shawl-Tunika trug und einen Kameh (Tscherkessendolch) im Gürtel stecken hatte. Gezähmte Elefanten, Löwen, Tiger und Leoparden werden in die Höfe geführt, wo die Kinder ohne Scheu sich ihnen nahen, ohne daß man von einem Unglück hört. Nur das Pferd kann ihren Anblick nicht ertragen, es bäumt sich und ist nicht von der Stelle zu bringen. Auch Hofnarren (luti bäschi) gibt es, meist armselige Creaturen ohne Geist und Witz; doch erzählt man von solchen aus frühern Zeiten, die, ohne Furcht vor dem Kopfabschlagen, der Majestät manche Wahrheit gesagt haben sollen.

Am neunten oder zehnten Tage findet das Pferderennen (æsp-dæwāni) statt. Es werden dazu einige Pferde aus dem königlichen Marstall bestimmt; die übrigen müssen die Prinzen, die hohen Beamten und Gouverneure stellen, so gern sich mancher dieser Pflicht entziehen möchte, da viele edle Thiere dabei zu Grunde gehen. Einen Monat lang werden die Rennpferde trainirt (sāhun kerden), indem man sie täglich in der Bahn laufen läßt und ihnen, um sie mager zu machen, auch des Nachts nur kurzen Schlaf gönnt.

Die Länge der Rennbahn beträgt einen halben Pharsach; sie bildet einen weiten, durch Meilensteine in vier Stationen getheilten Kreis. Gegen Nordost steht ein kleines, unansehnliches Häuschen (imārete-æsp-dewāni, der Rennpalast), worin der König und die Würdenträger dem Schauspiel beiwohnen. Zu beiden Seiten desselben sind Zelte für die europäischen Gesandten aufgeschlagen. Auf einer Plattform gegenüber nehmen die königlichen Spielleute und Tänzer Platz. Ein dröhnender Kanonenschuß gibt das Zeichen, daß der Schah sein Schloß verlassen habe. Er kommt in einem großen Galawagen angefahren. Voranschreitet der große Elefant, mit rothem Tuch behangen und nach indischer Weise ein Zelthäuschen auf dem Rücken tragend. Eine zahlreiche Kamelartillerie, die decorirten Hofchargen und der Oberschatzmeister mit dem kleinen Kronschild verherrlichen den Zug. Dichte Scharen von Stadtbewohnern, zu Fuß oder auf Pferden und Eseln reitend, füllen den äußern Raum. Sobald der Schah ausgestiegen, was durch eine Artilleriesalve verkündigt wird, und sich auf den reichen Teppich niedergelassen hat, werden die Pferde einzeln vorgeführt, wobei der Ceremonienmeister die Kennzeichen, die Rasse und den Besitzer eines jeden ausruft. Die Rennen sind in drei Abtheilungen getheilt: in der ersten muß der Umkreis der Bahn sechsmal, in der zweiten viermal, in der dritten nur zweimal durchlaufen werden. Bei dem sechsmaligen Umlauf ermatten die meisten Pferde lange vor Erreichung des Ziels, andere werden dadurch zurückgehalten, daß man ihnen auf Anstiften von Mitbewerbern Sand in die Augen streut. Naht sich das vorderste dem Ziel, so springt der Jockey des Eigners hinzu, faßt es mit einem raschen Griff am Zügel und langt gleichzeitig mit ihm an, um den ausgesetzten Preis in Empfang zu nehmen, welchen er in einem Beutel auf dem Kopf davonträgt. Natürlich wird stets dafür gesorgt,

daß nicht eine misliebige Persönlichkeit den Preis erlangt und daß vor allen die Pferde des Schah als Sieger hervorgehen.

Die Turkomanenrosse bewähren sich zwar in ihren heimatlichen Steppen und auf Raubzügen als die wildesten Renner, an Ausdauer und Intelligenz aber stehen sie den Pferden arabischer Rasse nach, welchen letztern daher fast immer der Preis zufällt.

Während der Pausen verkürzen die Spielleute durch Musik und die Tänzer durch ihre lasciven Sprünge und Pantomimen der harrenden Menge die Zeit.

Auch die königlichen Läufer haben eine Tour um die Rennbahn zu machen. Dieser Wettlauf von einer halben Meile sieht übrigens anstrengender aus, als er in der That ist, denn nachdem die ersten einen Theil der Bahn durchlaufen, werden sie, ohne daß es das Publikum merkt, von andern abgelöst, diese wieder von andern, bis die letzten scheinbar athemlos das Ziel gewinnen. Den empfangenen Preis theilen die Sieger laut vorherigem Uebereinkommen mit ihren Kameraden. Der Schah nimmt unterdeß ein Frühstück ein und kehrt dann, sehr befriedigt von der Vortrefflichkeit der persischen Pferde, in seine Residenz zurück.

Endlich erscheint der dreizehnte, der letzte Tag des Festes. Nach einer alten Tradition sollen an diesem Tag die Häuser mit Einsturz bedroht sein. Es wandert deshalb alles vor die Thore der Stadt den Gärten zu, besonders die weibliche Bevölkerung, welche neben der Furcht vor Gefahr wol auch noch andere Motive ins Freie locken. Um diese weibliche Auswanderung einigermaßen zu beschränken, wird auf Anordnung des Polizeimeisters von jeder durch das Thor Passirenden eine kleine Accise erhoben.

Hiermit endet das fröhliche Nauruzfest. Dem Bauer dient es zugleich als Zeitabschnitt, wonach er die Bestellung

des Bodens, die Aussaat und Ernte bestimmt; er weiß, daß dieser oder jener Same zwanzig Tage vor oder nach dem Fest ausgestreut, dieser oder jener Baum soviel Tage vorher oder nachher gepfropft werden müsse. Im allgemeinen ist der Nauruz unter dem schönen Frühlingshimmel Irans ein Fest der Wonne und des Ergötzens; doch bleiben in vielen Haushaltungen wegen der übermäßigen Kosten, die er verursacht, allerdings die Nachwehen nicht aus.

SBN 649738

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google